

Arne Dahl
Böses Blut Kriminalroman

NOVIO
PIPER

Zu diesem Buch

»Niemand wird deine Schreie hören.« So lautete die Drohung. Und als der Schmerz seinen letzten Gedanken auslöscht, ist er ganz allein: Ein schwedischer Literaturkritiker wird in New York auf grauenvolle Weise hingerichtet. Der Täter zerfetzt seinem Opfer die Stimmbänder, bevor er es tötet, und alle Indizien deuten auf einen Serienkiller hin. Paul Hjelm und seine Kollegen von der Stockholmer Sonderkommission stehen vor einem Rätsel: Denn bei einer früheren Mordserie, die fast fünfzehn Jahre zurückliegt, wandte der Täter dieselbe Foltermethode an. Sein Name war Wayne Jennings, ein Ex-CIA-Agent, doch Jennings soll schon vor Jahren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen sein. Hjelm und seine Kollegin Kerstin Holm reisen nach New York, um die Hintergründe des alten Falls aufzurollen. Doch die Zeit drängt, denn bald geschehen in Stockholm zwei weitere Morde, und Hjelm und seine Kollegin entwickeln eine aberwitzige Theorie ... »Böses Blut« ist der zweite packende Kriminalfall für den Stockholmer Kommissar Paul Hjelm und sein Team.

Arne Dahl ist das Pseudonym des schwedischen Romanautors Jan Arnald, der für die schwedische Akademie arbeitet, die jährlich die Nobelpreise vergibt. Als Arne Dahl wurde er in den letzten Jahren mit seinen Kriminalromanen um den Stockholmer Inspektor Paul Hjelm bekannt und vom Publikum und von der Kritik begeistert aufgenommen. »Misterioso« war Arne Dahls Deutschlanddebüt und Paul Hjelm's erster Fall, danach erschien »Böses Blut« und zuletzt »Falsche Opfer«. Arne Dahl wurde 2004 mit dem wichtigsten dänischen Krimipreis ausgezeichnet, dem Palle Rosenkranz Preis.

Weiteres zum Autor: www.arnedahl.net

Arne Dahl

Böses Blut

Roman

Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt

Piper München Zürich

Von Arne Dahl liegen in der Serie Piper vor:
Misterioso (3992) Böses Blut (4285) Falsche Opfer (Piper
Original 7068)
Ungekürzte Taschenbuchausgabe
Dezember 2004
© 1998 Arne Dahl
Titel der schwedischen Originalausgabe:
»Ont Blod«, Bra Böcker, Malmö 1998
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2003 Piper Verlag GmbH, München
Vermittelt durch die Bengt Nordin Agency, Stockholm
Umschlagkonzeption: Büro Hamburg
Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt
Foto Umschlagvorderseite: Melissa Hayden/photonica
Foto Umschlagrückseite: Peter von Feibert
Satz: EDV–Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germe-
ring
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany ISBN 3–492–24285–5
www.piper.de

Wortloser Schmerz, dachte er. Jetzt weiß ich, was das ist.

Lernen fürs Leben, dachte er, und das Gelächter, das sein Galgenhumor ihm eingab, war ebenso wortlos. Lernen für den Tod, dachte er, und statt des Gelächters noch ein stummer Schrei.

Als der Schmerz zu einem neuen Angriff ausholte, wußte er mit einer Art kristallener Klarheit, daß er sein letztes Lachen gelacht hatte.

Der Schmerz wurde nicht mehr schlimmer. Mit einem Gefühl, das er noch als eine Mischung von Erleichterung und Entsetzen ausmachen konnte, spürte er, daß die Intensität ihren Höhepunkt erreicht hatte, und begriff, welcher Prozeß jetzt einsetzte.

Die Talfahrt.

Die Schmerzkurve stieg nicht mehr, sie flachte ab, und dahinter ahnte er den steilen Absturz, der unerbittlich wie eine Rutschbahn ins Nichts führte. Oder – und er sträubte sich gegen den Gedanken – zu Gott.

Die Poren seines Körpers waren weit offen, kleine aufgesperrte Münder, die das große *Warum* brüllten, das er selbst nicht brüllen konnte.

Und dann kamen die Bilder, er hatte gewußt, daß sie kommen würden. Sie hatten schon eingesetzt, als der Schmerz sich in Dimensionen steigerte, die er sich in seiner wildesten Phantasie nicht hätte aus-

malen können. Er war verwundert über diese Möglichkeiten, die all die Jahre in ihm verborgen gelegen hatten.

Das gab es also.

Der Mensch trug also ein solches Intensitätspotential in sich.

Während sein ganzes Wesen in immer neuen Kaskaden explodierte, schien der Schmerz sich von den Fingern, dem Geschlecht, dem Hals zu einem Punkt außerhalb seines Körpers zu verlagern. Es wurde irgendwie ein allgemeiner Schmerz, der sich über den Körper erhob und seine – ja, er mußte dieses Wort denken –, seine Seele okkupierte, und bei alledem versuchte er, klar zu denken. Doch da kamen die Bilder.

Zuerst hatte er gekämpft, um den Kontakt mit der Außenwelt zu behalten, und die Außenwelt war da nichts anderes als gigantische Flugzeugrümpfe, die vor der kleinen Fensterluke vorüberschossen – dann und wann glitt auch die schweigende Henkersgestalt mit ihren todbringenden Werkzeugen vorüber. Allmählich vermischten sich die brüllenden Flugzeuge mit den Bildern, und jetzt begannen auch die Flugzeuge sich in schreiende Höllengeister zu verwandeln.

Er hatte keine Kontrolle über die Bilder, wie sie kamen, ihre Reihenfolge, die Struktur. Er sah das unvergeßliche Interieur des Entbindungssaals seines

Sohns, aber er selbst war nicht da, sondern hörte sich, während sein Sohn geboren wurde, wie er sich draußen auf der Toilette erbrach. Aber jetzt war er da, und es war schön, geruchsfrei, lautlos. Das Leben ging in Reinheit weiter. Er begrüßte Menschen, die er als große Autoren erkannte. Er glitt durch ahnenreiche Korridore. Er sah, wie er und seine Frau sich liebten, und ihr Gesichtsausdruck war von einer Seligkeit, wie er ihn an ihr noch nie gesehen hatte. Er stand an einem Rednerpult, die Leute applaudierten wild. Neue Korridore, Begegnungen, Sitzungen. Er war im Fernsehen, und bewundernde Blicke flogen ihm zu. Er sah sich mit glühender Leidenschaft schreiben, sah sich Buch auf Buch lesen, Papierstapel auf Papierstapel. Aber wenn die Schmerzpausen kamen und der Flugzeuglärm ihn zurückholte, merkte er, daß er nur sich selbst sah, lesend und schreibend, nie das, was er las und schrieb. Während der kurzen Atempausen fragte er sich, was das bedeutete.

Jetzt begann die Talfahrt, er spürte es deutlich. Wenn die Stiche kamen, erreichten sie ihn nicht mehr. Er entfloh seinem Quälgeist, er würde siegen. Er war sogar in der Lage, ihn anzuspucken, und die einzige Antwort war ein Knirschen und eine leichte Steigerung des Schmerzes. Aus der Dunkelheit kam ein brüllender Drache, und der wurde zu einem Flugzeug, das einen Schleier über einem Fußballfeld

zurückließ, auf dem sein Sohn unruhige Blicke zur Seitenlinie warf. Er winkte ihm zu, aber sein Sohn sah ihn nicht, er winkte wilder, schrie lauter, aber sein Sohn sah nur noch resignierter aus, bis er aus Verwirrung oder aus Protest ein Eigentor schoß. Dann die junge Frau am Bücherregal, die bewundernden Blicke. Sie gehen die große Straße entlang, eifrig ihre generationsübergreifende Liebe demonstrierend. Auf der anderen Seite zwei völlig reglose Gestalten, seine Frau und sein Sohn, und er sieht sie, bleibt stehen und gibt ihr einen langen Kuß. Er joggt, trainiert. Die kleine Nadel dringt in die Kopfhaut ein, wieder und wieder, und endlich ist die üppige Mähne wieder am Platz. Sein Mobiltelefon klingelt während der Debatte auf der Buchmesse, neuer Sohn, die Champagnerkorken knallen, und als er nach Hause kommt, sind sie fort. Und wieder liest er, und in einem letzten Bewußtseinsschub denkt er, daß etwas von all dem, was er gelesen und geschrieben hat, vorüberfliegen sollte, doch das einzige, was er sieht, ist er selbst, lesend und schreibend, und in einer letzten glänzenden Klarheit, die ihm das Gefühl eingibt, in Aufrichtigkeit zu sterben, erkennt er, daß nichts von dem, was er gelesen und geschrieben hat, irgend etwas bedeutet. Er hätte ebensogut etwas ganz anderes tun können.

Er denkt an die Drohungen. »Niemand wird deine Schreie hören können.« Daran, daß er die Drohun-

gen nicht ernst nahm. Weil er vermutete ... Ein letzter Schmerzschub löscht den letzten Gedankengang aus.

Dann beginnt das Ende. Der Schmerz verebbt. Die Bilder sind jetzt schnell. Als wäre es eilig.

Er geht im Demonstrationszug, der Polizist hebt den Schlagstock über ihm. Er steht im Sommergarten, das Pferd kommt immer rascher auf ihn zu. Eine kleine Blindschleiche gleitet in seine Gummistiefel und windet sich zwischen seinen Zehen. Der Vater schaut zerstreut auf seine Zeichnung der riesigen Schlange. Die Wolken ziehen über der Kante des Verdecks vorbei, und er meint eine Katze zu sehen, die sich da oben bewegt. Süße Milch spritzt über sein Gesicht. Der dicke hellgrüne Strang weist den Weg, und er treibt durch dunkle, fleischige Kanäle.

Dann treibt er nicht mehr.

Irgendwo denkt es: »Was für eine schäbige Art zu sterben.«

Paul Hjelm war davon überzeugt, daß es reglose Vormittage gab. Und er war sich ganz sicher, daß dieser Spätsommormorgen ein solcher war. Kein Blatt regte sich in den verkümmerten Grünanlagen des Innenhofs. Und auch in dem Büro, aus dessen Fenster er hinausstarrte, bewegte sich kein Staubkorn. Außerdem waren unterhalb seiner Schädeldecke nur äußerst wenige Gehirnzellen in Bewegung. Mit anderen Worten: Es war ein unbeweglicher Morgen im Polizeipräsidium auf Kungsholmen in Stockholm.

Leider war es auch ein unbewegliches Jahr gewesen. Paul Hjelm gehörte dem Polizeikommando an, das im Vorjahr mit der Ermittlung der sogenannten Machtmorde befaßt gewesen war, als ein Serienmörder zielbewußt die Elite des schwedischen Wirtschaftslebens auszuradieren begann. Weil die Ermittlung ein Erfolg war, wurde die Gruppe in eine ständige Spezialeinheit beim Reichskriminalamt aufgenommen, als eine Kapazitätsreserve für »Gewaltverbrechen von internationalem Charakter«, wie die offizielle Formulierung lautete. In der Praxis handelte es sich darum, mit der neuen Form von Kriminalität Schritt zu halten, die die Grenzen Schwedens noch nicht ernstlich erreicht hatte.

Da lag auch das Problem. Das Land war im Laufe

des letzten Jahres nicht von weiteren ausgeprägten »Gewaltverbrechen von internationalem Charakter« heimgesucht worden, und deshalb richtete sich immer mehr interne Kritik gegen die Existenz der A-Gruppe. Eigentlich hieß sie nicht A-Gruppe, das war nur der Name, auf den man sich in leichter Panik geeinigt hatte, als die Gruppe vor eineinhalb Jahren von heute auf morgen gebildet worden war. Aus formalen und aus Gründen der Existenzberechtigung hieß die Gruppe jetzt »Spezialeinheit beim Reichskriminalamt für Gewaltverbrechen von internationalem Charakter«, und weil die Bezeichnung unmöglich auszusprechen war, ohne daß man anfang zu lachen, benutzte man inoffiziell weiter den Namen A-Gruppe, der an und für sich nicht weniger komisch war, aber zumindest einen gewissen emotionalen Wert hatte. Und man war jetzt auf dem besten Weg, zu den Annalen gelegt zu werden. Relativ beschäftigungslose öffentlich Bedienstete entsprachen kaum der Tonart der Zeit, und die Gruppe wurde ganz allmählich aufgelöst; sie wurde mit diversem Kleinkram behelligt, und ihre Mitglieder wurden hierhin und dahin ausgeliehen. Obwohl ihr formaler Chef Waldemar Mörner, Abteilungsleiter bei der Reichspolizeiführung, wie ein Verrückter schuftete, schien die Saga der A-Gruppe bald zu Ende zu sein.

Was sie brauchten, war ein robuster Serienmörder. Von robustem internationalem Charakter.

Paul Hjelm starrte unbeweglich in den unbeweglichen Morgen, sah ein kleines Blatt, eins der wenigen gelben, zittern und auf den tristen Beton des Innenhofs fallen. Als sei es die Vorwarnung eines Orkans, zuckte er zusammen, und das Zucken brachte ihn wieder zu sich. Er ging hinüber zu einem abblättern-den Rasierspiegel an der Wand des anonymen Bürraums und betrachtete das Mal auf seiner Wange.

Während der Jagd nach dem Machtmörder hatte sich auf seiner Backe ein rotes Mal gezeigt, und ein Mensch, der ihm sehr nahestand, hatte gesagt, das Mal sehe aus wie ein Herz. Das war lange her. Sie stand ihm nicht mehr nahe, und die, die es jetzt tat, fand das Mal vor allem eklig.

Er blickte mit einer Mischung von Wehmut und Unwirklichkeitsgefühl auf die Machtmordzeit zurück. Es war eine seltsame Zeit gewesen, ein verrücktes Durcheinander von beruflichem Erfolg und persönlicher Katastrophe. Und von Erneuerung, quälend, wie Erneuerung immer quälend ist.

Seine Frau Cilla hatte ihn verlassen. Er blieb mitten in einer der wichtigsten Mordermittlungen Schwedens allein mit den Kindern im Reihenhaushaus in Norsborg zurück. Die Kinder blieben sich selbst überlassen, während er immer tiefer in den Fall hineingesogen wurde und bei einer Kollegin zweifelhaften erotischen Trost fand. Es fiel ihm noch immer schwer, das, was wirklich zwischen ihnen gewesen war, von

dem zu unterscheiden, was er sich eingebildet hatte.

Doch mit der Lösung des Falles wechselte der Zug des Lebens wieder zurück auf das Gleis des Gewohnten, wie es ihm in lyrischen Augenblicken zu formulieren gefiel, und ein Wagen nach dem anderen wurde von den Nebengleisen heruntergezogen und wieder aufs Hauptgleis geschoben, bis der alte Zug Hjelm wieder er selbst war. Cilla kehrte zurück, das Familienleben normalisierte sich, die A-Gruppe, und nicht zuletzt er selbst, wurde zu Helden erklärt, die Gruppe wurde zur dauerhaften Einrichtung, er wurde befördert, und ein paar seiner Kollegen wurden enge Freunde, die Kollegin suchte sich einen neuen Mann, die Ruhe kehrte zurück, und alles war Friede, Freude, Eierkuchen.

Die Frage war nur, ob er nicht am Ende eine Überdosis Friede, Freude, Eierkuchen bekam, denn eines Tages, nach dem knappen halben Jahr, das es gedauert hatte, den Machtmordsack zuzuknüpfen und ein Urteil zu ermöglichen, sah er in einer abrupten Zoombewegung die Hauptbahn sich in eine Modelleisenbahn verwandeln, und was er für freie Höhen und endlos weite Himmel gehalten hatte, waren im besten Fall der zementierte Fußboden, die Wände und die Decke eines Hobbyraums, und das rasche Dahingleiten des Zuges war nichts anderes als ein ständiges Fahren im Kreis.

Hatte man erst einmal angefangen, die Existenz der

A-Gruppe in Frage zu stellen, fand sich schnell eine ganze Serie von anderen Dingen, die man in Frage stellen konnte. Es kam ihm immer mehr so vor, als sei die Rückkehr in die alten Bahnen nur deren *In-szenierung*. Als sei das Ganze nur eine Attrappe, ein Gebäude ohne Fundament, das der geringste Windstoß umblasen könnte.

Hjelm betrachtete sich im Spiegel: gut vierzig, dunkelblondes schwedisches Standardhaar mit immer höher werdender Stirn, generell wenig auffälliges Äußeres. Nur das Mal, von dem er gerade einen kleinen Hautfetzen abzog und das er mit Hautcreme einrieb, bevor er ans Fenster zurückkehrte. Der Morgen war noch immer unbeweglich. Das kleine gelbe Blatt lag noch an der Stelle, wo es gelandet war. Kein Windstoß hatte den Innenhof des Polizeipräsidiums aufgesucht, während er sich abgewandt hatte.

Was sie brauchten, war ein robuster Serienmörder. Von robustem internationalem Charakter. Dachte Paul Hjelm und glitt wieder in seine Orgie von Selbstmitleid ab.

Zwar war Cilla zurückgekehrt. Zwar war er selbst zurückgekehrt. Doch nicht ein einziges Mal hatten sie sich darüber unterhalten, was sie eigentlich während der Trennung getan und empfunden hatten. Zunächst hatte er das als ein Zeichen gegenseitigen Vertrauens gewertet, aber dann regte sich der Verdacht, daß es sich um eine Kluft handelte, die sie nie

überwinden könnten, es sei denn mit künstlichen Hilfsmitteln. Und was war eigentlich mit den Kindern? Danne war jetzt sechzehn, Tova bald vierzehn, und manchmal, wenn er ihre flüchtigen Seitenblicke auffing, fragte er sich, ob alles Vertrauenskapital aufgebraucht war. Hatte der wunderliche Sommer vor einem Jahr Spuren hinterlassen, die das Dasein von Menschen noch weit über seinen eigenen Tod hinaus verzerren würden? Der Gedanke machte ihn schwindeln.

Auch das Verhältnis zu Kerstin Holm, der Kollegin, schien in eine neue Phase getreten zu sein. Mehrmals am Tag liefen sie sich über den Weg, und jede Begegnung kam ihm angestrongter vor als die letzte. Hinter den Blicken, die sie wechselten, verbargen sich Abgründe, an die auch nicht gerührt worden war, doch es schien immer offensichtlicher, daß dies nicht so bleiben konnte. Nicht einmal das gute Verhältnis zu Jan-Olov Hultin, seinem Chef, und zu den Kollegen Gunnar Nyberg und Jorge Chavez schien unverändert geblieben zu sein. Er sah die kleine Modellbahn in seinem geschlossenen Zimmer unentwegt im Kreis fahren.

Und schließlich der grauenvolle Gedanke, daß das einzige, was sich eigentlich verändert hatte, er selbst war. Denn bei ihm war wirklich manches anders geworden. Er stellte fest, daß er Musik hörte, von der er sich früher ferngehalten hatte, und er verschlang

Bücher, deren Existenz ihm bis dahin verborgen geblieben war. Er warf einen Blick zum Schreibtisch, auf dem ein tragbarer CD-Spieler und ein zerlesenes Taschenbuch die Rücken aneinander rieben. Auf der CD war etwas so Mystisches wie John Coltranes *Meditations*, eine der letzten Aufnahmen des Saxophonmeisters, eine merkwürdige Mischung von wilder Improvisation und stiller Andacht, und das Buch war Kafkas *Amerika*, der in Schweden am wenigsten beachtete Roman des Autors, doch auf eine gewisse Art und Weise der kurioseste. Die Ereigniskette, die einsetzt, als der junge Karl im Hafen von New York an Land gehen will, merkt, daß er seinen Schirm vergessen hat, und noch einmal zum Dampfer zurückkehrt, würde Paul Hjelm nie vergessen. Er war davon überzeugt, daß es solche Szenen waren, die sich in einem abspulen, wenn man im Begriff war zu sterben.

Manchmal lastete er das Bild der Modelleisenbahn den Büchern und der Musik an. Vielleicht wäre er glücklicher, wenn er auch weiterhin freie Weiten und lange Geraden um sich her sähe.

Sein Blick kehrte zum Innenhof zurück. Das kleine gelbe Blatt lag noch da. Alles war unbeweglich.

Dann plötzlich, ohne Vorwarnung, wurde das Blatt hochgehoben wie von einem spiralförmigen Wirbelwind, weitere Blätter wurden losgerissen, gelbe wie grüne, und führten einen wilden und bunten Tanz

zwischen den Fassaden des Polizeipräsidiums auf. Der Tanz hörte ebenso abrupt auf, der einsame Wirbelwind zog unsichtbar weiter, und alles, was zurückblieb, war ein Laubhäufchen auf dem traurigen Zement.

Die Tür wurde aufgerissen. Jorge Chavez kam herein. Die Anwesenheit dieses dreißigjährigen Energiebündels als Banknachbar bewirkte immer, daß Hjelm sich ein Jahrzehnt älter fühlte. Allerdings war er in der Regel bereit, sich damit abzufinden; Chavez war inzwischen einer seiner besten Freunde. Er war vom Polizeibezirk Sundsvall, wo er sich als einziger Kanakenbulle von Norrland bezeichnet hatte, zur A-Gruppe gestoßen. Aber eigentlich war er Stockholmer, Sohn chilenischer Flüchtlinge aus Ragsved. Hjelm konnte sich nie ganz erklären, wie Chavez die Aufnahmeprüfung an der Polizeihochschule geschafft hatte; er war im Höchstfall eins siebzig groß. Andererseits war er einer der cleversten Polizisten im ganzen Land – jedenfalls der energischste, den Hjelm je getroffen hatte. Und er war ein Jazzbassist der Extraklasse.

Die kompakte kleine Gestalt glitt lautlos an ihre Seite des doppelten Schreibtischs, nahm das Achselhalfter vom Stuhl, legte es an, kontrollierte die Dienstwaffe und zog das sommerleichte Leinenjackett darüber. »Irgendwas ist los«, sagte er kurz. »Auf den Fluren tanzt der Bär.«

Hjelm begann ein wenig zögernd, Chavez' Bewegungsschema zu kopieren. »Tanzt der Bär, wieso?«

»Schwer zu sagen. Aber in weniger als einer halben Minute wird Hultins Stimme zu hören sein, da kannst du sicher sein. Kleine Wette gefällig?«

Paul Hjelm schüttelte den Kopf. Er betrachtete die CD und das Buch auf seinem Schreibtisch, warf einen Blick auf den Laubhaufen im Innenhof, schüttelte seine Lethargie ab und nahm Platz in der Lok. Die Zeit nahm eine neue Gestalt an.

Eine Stimme sprach kurz und bündig aus dem Haustelefon; sie gehörte dem operativen Chef der A-Gruppe, Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin: »Alles zu mir. Besprechung. Sofort.«

Hjelm zog die Lederjacke über das Achselhalfter und war ganz da, hundertprozentig zur Stelle. Gemeinsam hasteten die beiden den Gang hinunter zu dem Raum, der einst zur »Kampfleitzentrale« erklärt worden war und diesen Namen vielleicht – dachte Hjelm hoffnungsvoll – bald wieder bekommen würde. Auf dem Weg den Korridor hinunter flog eine Tür auf, Chavez genau in die Visage. Viggo Norlander tauchte auf, ohne dem Vorfall die geringste Beachtung zu schenken. Vom peniblen Paragraphenreiter der Gruppe hatte Norlander sich inzwischen zu ihrem *bad boy* gewandelt, die abgetragenen Bürokratenanzüge waren nach den Machtmorden durch trendige Polohemden und Lederklamotten ersetzt

worden und der leichte Fettwanst durch ein veritables Waschbrett.

Der Rest der Gruppe war bereits zur Stelle, als Norlander und Hjelm hereinstürmten. Chavez traf kurz danach mit einem Taschentuch vor der Nase ein. Kommissar Jan-Olov Hultin warf ihm vom Katheder ganz vorn in dem anonymen kleinen Vorlesungssaal, in dem er gelangweilt wie ein von der Pensionierungsbehörde vergessener Mittelstufenlehrer saß und vor sich hin brütete, einen skeptischen Blick zu. Die Miniaturbrille saß ihm wie ein vollkommen natürlicher kleiner Auswuchs auf der Riesennase. Keine neu entfachte Glut funkelte in seinen Augen, möglicherweise glomm es ein wenig in den Augenwinkeln. Er räusperte sich.

Der Kern der Truppe war am Platz, alle hatten sich wie üblich früh eingefunden, um früh wieder gehen zu können, keiner war ausgeliehen, keiner zu einer bizarren Strafe irgendwohin abkommandiert. Und das war immerhin etwas. Gunnar Nyberg, Arto Söderstedt und Kerstin Holm saßen schon ganz vorn. Nyberg und Söderstedt gehörten zur gleichen Generation wie Norlander, waren also einige Jahre älter als Hjelm und viele Jahre älter als Chavez, Kerstin Holm lag irgendwo dazwischen. Sie war die einzige Frau in der Gruppe, eine kleine dunkle Göteborgerin mit reichlich Haaren auf den Zähnen; sie war der dritte Zacken in dem Gehirntrio, das sie, wie es allge-

mein hieß, zusammen mit Hjelm und Chavez bildete. Andererseits hatte sie etwas Wichtiges mit dem gediegensten Kraftpaket der Gruppe gemeinsam, ihrem Zimmergenossen Gunnar Nyberg: beide sangen im Chor und schämten sich nicht, in ihrem Zimmer bei A-cappella-Übungen ertappt zu werden. Nyberg hatte eine schillernde Vergangenheit als brutaler, steroidgewohnter Bodybuilder; nunmehr war er ein furchtsamer Mann in mittleren Jahren, ein schön singender, schlampig gekleideter Fleischberg, der jedoch bei Bedarf die alten Takte aktivieren konnte. Das hatte er in der Machtmordzeit bewiesen, als er sich mit einer Kugel im Hals einen beschleunigenden Wagen vorgenommen und außer Gefecht gesetzt hatte. Söderstedt wiederum war der Ausgefallenste in der ganzen Gruppe, ein echt finnischer, kreideweißer ehemaliger Topanwalt, den sein Gewissen eingeholt hatte; er arbeitete immer ein bißchen für sich, auf ganz eigenen, sonderbaren Spuren abseits der ausgetretenen Wege.

Norlander, Chavez und Hjelm schoben sich in die Reihe hinter dem Trio.

Hultin erhob seine wie gewöhnlich ausdruckslose Stimme: »Ein schwedischer Bürger ist in den USA ermordet worden. Aber nicht irgendwer, nicht irgendwo und nicht von irgendwem. Ein einigermaßen bekannter schwedischer Literaturkritiker ist vor ein paar Stunden auf dem Flughafen von Newark bei

New York umgebracht worden. Er wurde auf bestialische Weise von einem fleißigen Serienmörder gefoltert, dessen Glanzzeit ein paar Jahrzehnte zurückliegt. Soweit haben wir mit der Sache nichts zu tun.«

Es war an der Zeit für eine von Hultins Kunstpausen, und was folgte, war eine solche. Er ging weiter: »Unser kleines Dilemma besteht darin, daß dieser robuste Serienmörder von robustem internationalem Charakter auf dem Weg hierher ist.«

Wieder eine Portion Schweigen, vielleicht ein bißchen gespannter. »Die Information des FBI läuft darauf hinaus, daß der Mörder den Platz des Literaturkritikers in der Maschine eingenommen hat. In diesem Augenblick befindet er sich auf dem Flug SK 904, der in knapp einer Stunde, also um 8 Uhr 10, in Arlanda landet. An Bord der Maschine befinden sich insgesamt einhundertdreißig Passagiere, und die New Yorker Polizei hat entschieden, das Bordpersonal nicht von dem Sachverhalt in Kenntnis zu setzen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt schweben wir vollständig im Ungewissen, was die Identität des Mörders betrifft, was an und für sich nicht so erstaunlich ist, wenn man bedenkt, daß er das FBI seit zwanzig Jahren an der Nase herumführt. Man hofft jedoch anscheinend, den Namen, unter dem der Mann reist, vor der Landung der Maschine herauszufinden. Ich habe eine offene Telefonverbindung zu einem *Special Agent* namens Lerner in New York,

und wir brauchen also zwei parallele Pläne. Für den ersten gilt: Wir bekommen den Namen rechtzeitig, es besteht die Gefahr, daß es zu einem Handgemein-ge kommt. Für den zweiten gilt: Wir bekommen den Namen nicht rechtzeitig, was bedeutet, daß wir versuchen müssen, unter den einhundertdreißig Passagieren einen gerissenen Serienmörder zu erkennen, dessen einzige bekannte Merkmale sind: weiß, männlich, wahrscheinlich älter als fünfundvierzig.«

Hultin stand auf und zog den Reißverschluß seiner alten Sportjacke über den Pistolenkolben im Achselhalfter. Er beugte sich vor. »Die Sache ist eigentlich ganz einfach«, sagte er ruhig. »Wenn es schiefgeht, hat Schweden seinen ersten echten amerikanischen Serienmörder importiert. Laßt uns das vermeiden.«

Er stiefelte davon zu dem wartenden Hubschrauber und gab noch die folgende Weisheit von sich: »Die Welt schrumpft, meine Damen und Herren. Die Welt schrumpft.«

Die unermessliche, unersetzliche Stille, die sich immer einstellte, kam in rhythmischen Wellen von Wohlgefühl. Er wußte, daß er nie aufhören würde.

Draußen erstreckte sich die unendliche Leere, die Erde war nichts als eine belanglose Ausnahme. Ein göttlicher Fliegenschuß auf dem weißen Blatt der großen Perfektion, ein Lapsus im Protokoll, der die uneingeschränkte Göttlichkeit der Gottheit zunichte gemacht haben dürfte.

Eine dünne Plexiglasscheibe trennte ihn von dem saugenden Vakuum des Nichts, an dem der Frieden ihn teilhaben ließ. Er kopulierte damit in göttlich schwingenden Bewegungen.

Die Bilder wurden von der Wolkenschaukel der Stille vertrieben. Sie waren jetzt weit weg. Er konnte sogar an sie denken. Und keinen Moment verschwand das friedvolle Lächeln von seinen Lippen.

Er konnte sogar an den Spaziergang in den Keller hinunter denken. Der bestand jetzt nicht aus Bildern – dann mußte er wegbeschworen werden, mit Opferrauch ausgeräuchert werden –, sondern er war eine Erzählung, eine logisch zusammenhängende Struktur. Und obwohl er wußte, daß diese bald wieder verlorengehen und erneut nach seinem Opferrauch rufen würde, vermochte er ihre jähe, glasklare Vollendung zu genießen.

Er war auf dem Weg.

Er war auf dem Weg die Treppe hinunter, von der er nicht wußte, daß sie existierte, hinunter in den Keller, von dem er nicht wußte, daß er existierte. Die Geheimtür im Kleiderschrank. Die unvergeßliche süßlich-staubige Luft auf der Treppe. Die lautlosen Zementstufen, die zahllos zu sein schienen. Das feuchtkalte Geländer.

Die ganz und gar selbstverständliche Folgerichtigkeit der Initiation. Wenn der Blick gehoben werden und ein Schritt den anderen ablösen konnte auf dem Weg hinunter ins Urdunkel, war die Logik unbestreitbar. Er war erwählt worden.

Ein Kreis mußte geschlossen werden. Das war es, was jetzt getan werden mußte. Dann konnte er ernstlich anfangen.

Die Treppe führte weiter. Jede Spur von Licht verschwand. Er tastete sich voran, Schritt für Schritt.

Er genehmigte sich eine Pause, während die Stille ihn dem befreienden Schlaf entgegenwiegte. Er folgte dem makelbehafteten Schwingen des makelbehafteten Flugzeugflügels hinaus zu dem perfekten Schwingen der Ewigkeit.

Ein anderes Licht wurde sichtbar, ein völlig anderes Licht, und es begleitete ihn die letzten Treppenstufen hinab. Wie ein Ikonenrahmen um ein Dunkel, das heller war als irgendein Licht, schoß das Licht von jenseits der Tür hervor. Eine Glorie, die den Weg

wies. Ein goldener Rahmen um ein zukünftiges Kunstwerk.

Das jetzt vollendet werden sollte.

Er schob die Tür des tausendjährigen Reiches einen Spalt weit auf.

Vor dem Fenster glitten der Große Bär und der Kleine Bär zusammen zu einem Noch Größeren Bär.

»Tonight we can offer you the Special SAS Swedish-American long drink for a long night's flight, sir«, hörte er eine weiche, singende Frauenstimme sagen.

Doch da schlief er schon.

Um 7 Uhr 23 am Mittwoch, dem 3. September, hob die A-Gruppe von der Hubschrauberplattform des Polizeipräsidiums ab. Die Sieben wurden zu einer Einheit zusammengepackt, die es eigentlich nicht mehr gab. Einen kurzen Moment kam es Paul Hjelm so vor, als imitierten sie eine verschwundene Einheit, doch das Gefühl verflog schnell, und er konzentrierte sich auf seine Aufgabe. Wie alle anderen.

Er saß eingeklemmt zwischen Gunnar Nybergs leicht hechelndem Riesenkörper und Arto Söderstedts um so dürrerem Gerippe. Ihm gegenüber wurde Kerstin Holms kleiner dunkler Körper zwischen den nunmehr äußerst durchtrainierten Muskeln des Mittvierzigers Viggo Norlander und Jorge Chavez' jugendlich unberührter Kompaktheit zusammengepreßt. Zwischen den beiden Reihen hockte Jan-Olov Hultin mit einer derart imponierenden Menge von Papieren, wie man sie binnen einer so kurzen Frist eigentlich gar nicht hätte zusammenraffen können, und in einer Stellung, wie sie für einen Mann in den Sechzigern nicht hätte möglich sein sollen, auch wenn er immer noch ein beinhardter Innenverteidiger in der Betriebsself war.

Er zirkelte die Brille auf seine Monumentalnase, und der Motorenlärm übertönte die Ausdruckslosigkeit seines Tonfalls ein wenig: »Die Sache wird kniff-

lig. Die Arlanda-Polizei und die Kollegen aus Märsta sind bereits vor Ort. Horden von schwerbewaffneten Polizisten sind schon vor einiger Zeit durch die Ankunftshalle gestürmt und haben die Touristen bedroht und eingeschüchtert. Ich glaube, jetzt habe ich die wieder wegbekommen. Wir haben es mit einem Mann zu tun, der vor nichts zurückschreckt, soviel habe ich verstanden, eine gut programmierte Mordmaschine, und wenn er Verdacht schöpft, laufen wir Gefahr, daß es ein Blutbad, ein Geiseldrama und ein allgemeines *worst case scenario* gibt. Wir müssen also mit größter Vorsicht agieren.«

Hultin blätterte in flatternden Papieren. »In der Maschine sind über einhundertfünfzig Menschen, und wir können sie nicht einfach in einen alten Flugzeughangar treiben und jeden einzelnen kontrollieren. Dabei würden wir wahrscheinlich einige von ihnen umbringen. Also gilt: sorgfältige Paßkontrolle, unter unserer Überwachung natürlich, extreme Wachsamkeit bei allein reisenden Herren mittleren Alters – von denen es auf einem typischen Businessclass-Flug einige geben dürfte. Außerdem hat der Zoll uns so was wie Computerkameras zur Verfügung gestellt, mit denen der Paßkontrolleur sämtliche Paßbilder unauffällig fotografieren kann. Der Paßkontrolleur wird jedoch nicht allein an seinem Schalter sitzen, sondern im Hintergrund werdet ihr sein. In der Praxis seid ihr von außen unsichtbar. Ich

habe die Anzahl der Paßschalter auf zwei reduzieren können, was einige Störungen beim Ablauf verursachen dürfte; der Clou ist der, daß dadurch der Strom überschaubar wird. In diesen beiden Schaltern sitzen Kerstin und Viggo. Ich empfehle Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Vorsicht. Handelt nur bei äußerst starken Verdachtsmomenten, ansonsten gilt Funkkontakt. Auf der an und für sich kritischen Passage durch die Transithalle vom Gate zur Paßkontrolle, einer geraden Strecke zwischen Läden und Restaurants, sollte das Risiko geringer sein, weil es dort keinen Ausgang gibt. Ich habe die Märsta-Kollegen in der Transithalle unter Artos Kommando gestellt. Du, Arto, gehst also zu dem fraglichen Gate, wo eine Gruppe Märsta-Ermittler wartet. Achte besonders darauf, daß sie unbemerkt bleiben. Ihr habt darauf zu achten, daß sich niemand auf dem Weg zur Paßkontrolle absetzt. Verteile die Leute auf Toiletten, Läden und alle zugänglichen Räume; es sind nicht so viele. Wir anderen sind in der Ankunftshalle und davor verteilt, denn sollte etwas passieren, dann da, dafür spricht alles. Artos Job besteht eigentlich nur darin, die ganze Herde zu den Paßkontrollen zu treiben. Schafhirt.«

»Kommen gleichzeitig andere Maschinen an?« fragte Arto Söderstedt in seinem klingenden, fast übertriebenen Finnlandschwedisch und blickte unschlüssig hinab auf die Flußfurche der E4, der sie wie ein

mit Helium gefüllter Donauschleppkahn folgten. »Schwarze Schafe«, fügte er beinahe lautlos hinzu. Hjelm hörte ihn und bedachte ihn mit einem giftigen Seitenblick.

Hultin tauchte von neuem in das windgepeitschte Papiermeer ein. »Keine weiteren Landungen in unmittelbarer zeitlicher Nähe, nein.«

»Und die Jungs mit den Maschinenpistolen?« sagte Nyberg.

»Stehen jederzeit zur Verfügung. Aber nur bei Bedarf.«

»Säpo?« fragte Söderstedt.

Arto Söderstedt sagte gern Säpo. Der Tätigkeitsbereich der Gruppe tangierte mit unfehlbarer Präzision den der Sicherheitspolizei, was zu ständigen Überlappungen, Tabuverletzungen und Konflikten führte. Alle hatten die Machtmordalbernheiten noch in frischer Erinnerung, als die Säpo die Ermittlung auf schändliche Weise sabotiert hatte.

»Sie werden wohl da sein«, nickte Hultin mit einem rein visuellen Seufzer. »Aber weil wir nie besonders viel erfahren, agieren wir so, als wären sie nicht da. Nun ja. Wie ihr wißt, gibt es nur einen Ausgang aus der Ankunftshalle, der sich durch die Zollabfertigung gabelt, wie ein T, kurz vor dem Haupteingang. Wir brauchen unmittelbar davor einen Mann auf jeder Seite: Gunnar, Jorge. Paul und ich versuchen irgendwo bei der Gepäckausgabe nicht nach Polizei

auszusehen, zwecks Überblick über die Ankunftshalle. Es wird also eine Art Vierphasenkontrolle: zuerst das Gate, Arto mit Mannen, dann die Paßkontrolle, Kerstin und Viggo, dann die Ankunftshalle, Paul und ich, und schließlich der Ausgang, Gunnar und Jorge. Alles klar?«

»Die Struktur ist glasklar«, sagte Hjelm. »Fragt sich nur, wie sie sich bei der Konfrontation mit Hunderten verkaterter Passagiere mit Jetlag bewährt.«

Hultin übergang die Bemerkung, ohne mit der Wimper zu zucken. Er fuhr fort: »Alles steht und fällt also damit, daß wir schnell von Plan A auf Plan B umschalten können. Wenn wir den Namen, unter dem unser Mann fliegt, erfahren, *bevor* die Passagiere die Paßkontrolle erreichen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit ganz auf diesen einen Mann konzentrieren. Dann muß er an Ort und Stelle gefaßt werden, vorausgesetzt natürlich, er hat nicht oben im Flugzeug die Identität gewechselt. Ist das klar? Dann kommt auf Viggo und Kerstin in den Schaltern eine radikal gestiegene Verantwortung zu. Das ist Plan B – aber noch gilt Plan A: daß wir nicht die geringste Ahnung haben, wer zum Teufel der Kerl ist. Wir haben jetzt ... 7 Uhr 34, und jeden Augenblick« – sein Mobiltelefon dudelte mit einem kindischen Micky-Maus-Signal, das Hultin mit einem raschen Handgriff verstummen ließ – »wird *Special agent* Lerner sich melden. Ja.«

Er nahm das Gespräch an und wandte sich ab. Die E4 glitt jetzt zwischen abgasgedüngten Äckern dahin, die von vereinzelt tapfer kämpfenden Traktoren geziert wurden. Es war ein glasklarer Spätsommertag, durchwirkt von schwer beschreibbaren Einfärbungen der Vorwarnung von Herbst. Der Sommer ist zu Ende, dachte Hjelm schicksalsschwer. Herbst über Schweden, fuhr seine innere Stimme mit pathetischem Beben fort.

Ein äußerst häßlicher Gebäudekomplex türmte sich jenseits der Äcker in der Ferne auf.

»Arlandastad, nicht wahr?« rief Kerstin Holm.

»Unverkennbar«, erwiderte Arto Söderstedt.

»Noch ungefähr fünf Minuten«, sagte Gunnar Nyberg.

»But why?« rief Hultin plötzlich. Dann hörte er eine Weile zu und drückte das Gespräch aus.

»Nein«, sagte er. »Sie kriegen den Namen nicht heraus. Es hat den Anschein, als habe der Mörder im Namen des ermordeten Schweden den Platz abbestellt und kurz danach den freien Platz für sich selbst gebucht, natürlich unter einem falschen Namen. Dennoch ist das der Name, an den wir uns halten müssen, und ich begreife nicht, warum es so verdammt schwer sein soll, den zuletzt gebuchten Namen des Flugs herauszufinden. Bis auf weiteres gilt also Plan A.«

Der Hubschrauber schwenkte von der E4 fort über

die Arlandawälder. Er traf vierundzwanzig Minuten vor Flug SK 904 aus New York auf dem Internationalen Flughafen Arlanda ein, und fünf Minuten später hatten sich sämtliche Mitglieder der A-Gruppe auf ihre vorgesehenen Plätze begeben.

Chavez war innerhalb der Türen des Haupteingangs schnell auf seinem Posten. Er pflügte durch eine noch nicht allzu abschreckende Ansammlung ankommender und abreisender Touristen hindurch und ließ sich auf einer Bank neben einem Coca-Cola-Automaten nieder, von der aus er seinen ganzen Verantwortungsbereich, die hintere Hälfte des Ausgangs von der Paßabfertigung an, gut im Blick hatte. Der Falkenblick war eingeschaltet. Das Ambitionsniveau lag wie gewöhnlich unmittelbar oberhalb der Maximalmarke.

Eine halbe Minute nach ihm traf Gunnar Nyberg ein, ein bißchen stärker mitgenommen von der Hub-schraubertour. Er ließ sich an einem Cafetisch nieder und wandte das von kaltem und heißem Schweiß bedeckte Gesicht Chavez und gleichzeitig der anderen Hälfte des Ausgangs zu. In einem spürbaren Bedürfnis nach Extraenergie bestellte er eine Dose eines Sportgetränks von einer Marke, die er aus seiner aktiven Bodybuilderzeit kannte, schüttete den halben Liter, ohne abzusetzen, in sich hinein und konstatierte, daß das Getränk heutzutage aus dem zubereitet wurde, was aus den eingesammelten

vergessenen Trainingsklamotten sämtlicher Sporthallen des Globus herausgewrungen wurde. Möglicherweise stellte es die Flüssigkeitsbalance wieder her, sicher aber stellte es die Übelkeitsbalance wieder her.

Zwischen den beiden trat danach ein nicht sonderlich schwer zu identifizierendes Quintett gegen den Strom in die Zollpassage ein. Hultin blieb stehen und wechselte einige Worte mit dem sichtlich nervösen Zollpersonal, bevor er sich den übrigen vieren in der Ankunftshalle anschloß. Er stellte sich ans Ende einer gewundenen Schlange vor dem Wechselschalter, mit gutem Überblick über die ganze Halle. Der Rest der Gruppe ging weiter in Richtung Paßkontrolle, bis Hjelm zurückblieb und sich dabei ertappte, wie er auf ein stillstehendes Gepäcktransportband glotzte. Selten hat wohl ein Polizist so sehr nach Polizist ausgesehen, und je mehr er sich anstrebte, nicht wie ein Polizist auszusehen, desto typischer wirkte er. Als er das Blaulicht auf der Kopfhaut kreisen fühlte, gab er das Spiel verloren, und sofort gelang es ihm besser. Er setzte sich auf eine Bank und blätterte in einer Broschüre, deren Inhalt ihm bis an sein Lebensende unbekannt bleiben würde.

An der Paßkontrolle wurden die Kollegen von einem höheren Beamten in Empfang genommen, der Norlander und Holm in je einen Paßabfertigungsschalter schleuste, wo sie auf einem unbequemen

Schemel hinter dem Paßbeamten landeten. Ihre Anwesenheit konnte von draußen nur mit größter Mühe bemerkt werden, und falls das der Fall sein sollte, würde sie dennoch nicht ganz abwegig erscheinen. Sie lehnten sich in Erwartung des Ansturms noch einmal zurück.

Dann war nur noch einer übrig. Arto Söderstedt drängte sich durch die Paßkontrolle und lief auf der Rolltreppe Slalom zwischen zerstreuten Nachzüglern hinauf in die Transithalle. Er brauchte die Monitore nicht zu konsultieren, um das richtige Gate zu identifizieren. Eine Ansammlung wie gewöhnlich leicht erkennbarer Herren brachte es fertig, nachhaltig vor dem Gate Nummer 10 zu sitzen und Polizei zu blinken. Söderstedt sammelte die Märsta-Kollegen zusammen und wies ihnen ihre Positionen an. Ein kurzer Rundblick ließ erkennen, daß die Toiletten die einzig wirklich abgetrennten Nebenräume waren. Er setzte pro Toilette einen Polizisten an und sorgte dafür, daß alle Personalräume und ähnliches ordentlich verrammelt wurden. Blieben noch die Tax-free-Läden, Bars und Cafes. Er bekam einen Polizisten namens Adolfsson zu fassen, dem das Kunststück gelang, an der Bar vollkommen deplaziert auszusehen.

Die Transithalle war noch verhältnismäßig menschenleer. Söderstedt nahm vor Gate 10 Platz und wartete. Verstreute Nachzügler von früheren Flügen

schlenderten umher.

Eine geringfügige Veränderung des Zustands der Dinge veranlaßte Arto Söderstedt, den widerwärtigen kleinen Ohrhörer in den Gehörgang zu pfriemeln; er hatte immer das Gefühl, daß er tief in den Gehirnwindungen verschwand. Hinter der Bezeichnung »SK 904, New York« auf dem Ankunftsmonitor blinkte jetzt das schicksalsschwangere Wort »Landed«. Söderstedt wandte den Blick nach rechts zu dem großen Panoramafenster und sah den Rumpf des Flugzeugs vorüberrollen.

Er drückt auf einen Knopf auf der Innenseite seines Gürtels, räusperte sich und sagte: »Der Geier ist gelandet.«

Er stand auf, rückte den Schlips zurecht, warf die Tasche über die Schulter und wartete mit geschlossenen Augen. Kinder wuselten zwischen seinen Beinen umher, Eltern schrien, mal herzzerreißend, mal nur grell. Routinierte Uniformträger hielten mit gut eingeübtem Lächeln die Passagiere der Touristenklasse auf Abstand.

Er verhielt sich vollkommen still. Ganz und gar unauffällig. Er zog keine Blicke auf sich. Das hatte er nie getan.

Die Schlange kam jedoch ziemlich schnell in Bewegung. Der Pfropfen löste sich, und er schritt langsam durch den Flugzeugrumpf, dröhnte über die metallenen Meter der Verbindungsbrücke und drang durch

den aufwärts führenden schwankenden Gang ein.

Er kam auf festen Boden. Er war da.

Jetzt würde der Kreis sich schließen.

Jetzt konnte er ernstlich anfangen.

Es war interessant zu beobachten, wie viele Gesichter das Gehirn speichern konnte, bevor sie allmählich ineinander verschwammen. Söderstedt fand, daß die Grenze schon bei fünfzig verlief. Am Ende war der Strom der Passagiere aus New York nur noch eine anonyme graue Masse. In der Mehrzahl ohne Zweifel allein reisende männliche Weiße mittleren Alters. Er konnte keine Zeichen von Abweichungen erkennen. Die Herde bewegte sich ziemlich einheitlich durch die Transithalle. Manche glitten in die Toiletten, kamen aber bald wieder heraus, andere machten einen kurzen Abstecher in die Läden, wieder andere kauften belegte Brote in der Cafeteria, auf daß ihnen an der Kasse der Appetit verginge. Manche blieben an der Bar hängen und versuchten verwundert, mit dem wachs-puppengleichen Adolfs-son zu plaudern, der im Begriff zu sein schien, aus den Latschen zu kippen.

Eine Touristenattraktion, dachte Söderstedt.

Die ersten Reisenden aus New York näherten sich der Treppe, die zur Paßabfertigung führte.

»Jetzt kommen sie«, sagte er vor sich hin in die Luft und fand, daß er damit der einzige Abweichende war.

Die Worte hallten in Kerstin Holms Gehörgängen wie die Friedenserklärung des Zweiten Weltkriegs. Sie hatte in ihrem Innern schon das Abschiedsgesuch stilistisch geglättet, das von dem heimlich furchenden Paßkontrolleur in der Gaskammer der Schalterkabine diktiert worden war. Das war nicht der Sinn ihrer Anwesenheit. Doch dann blickten die ersten amerikanischen Riechorgane durch die halbmatte Glasscheibe herein und vertrieben alle Geruchsempfindungen. Der Paßkontrolleur führte elegant jeden Paß in eine Kameravorrichtung, die an einen Computer angeschlossen war, und fotografierte ihn unauffällig. Foto und Name wurden unmittelbar gespeichert. Zumindest würden sie ein Bild des Fluggastes haben.

Gesicht auf Gesicht huschte vorbei. Hinter jedem Lächeln und jedem Gähnen versuchte sie, sich einen gewissenlosen Mörder vorzustellen. Es gelang ihm nicht so recht. Ein beharrliches Zucken im Augenwinkel eines Mannes, der nur äußerst widerwillig seine Ray Ban abnahm, zog beinahe Hultins Aufmerksamkeit auf sich. Ansonsten begann es äußerst ruhig.

Viggo Norlanders Dasein in der Schalterkabine sah ein wenig anders aus. Er war der einzige in der A-Gruppe, der ein wunderbares Jahr hinter sich hatte. Nach dem Tiefpunkt während der Machtmordzeit, als er Amok gelaufen und von der Mafia in Estland

gekreuzigt worden war, hatte sein bleiernes Junggesellenleben eine neue Dimension angenommen. Er hatte angefangen zu trainieren, sich einer Haaroperation unterzogen und sich wieder dem schönen Geschlecht zugewandt; die stigmatisierten Hände waren dabei ein Vorteil gewesen. Da er, im Unterschied zu Kerstin Holm, bei einer jungen Paßkontrolleurin gelandet war, begann er, ihr hemmungslos den Hof zu machen. In dieser Kabine war sie diejenige, die ihre Anzeige wegen sexueller Belästigung bereits klar formuliert hatte, als die Amerikaner eintrafen.

Norlander vergaß sie für eine Sekunde. Er war sofort in höchster Alarmbereitschaft. Adrenalinprall sah er in jedem Reisenden einen Serienmörder, und als er Hultin seinen dritten Verdächtigen meldete, einen kohlschwarzen achtzehnjährigen Rauschgift-süchtigen, bekam er einen so kräftigen Rüffel, daß er auf heftige Weise mit seiner Vergangenheit konfrontiert wurde und von da an gewissenhafter in seiner Einschätzung wurde, wie er es für sich selbst formulierte.

Er hatte einige Minuten in zerknirschem Schweigen dagesessen, als ein Mann um die Fünfundvierzig mit selbstsicherem Lächeln der Kontrolleurin seinen Paß reichte, die diesen galant zusammen mit dem Namen Robert E. Norton fotografierte. Da fiel der Blick des Mannes über die Schulter der Paßbeamtin auf Norlander. Das Lächeln verblaßte abrupt, er be-

gann heftig mit den Augen zu zwinkern und unkontrollierte Blicke nach den Seiten zu werfen. Dann schnappte er sich seinen Paß und nahm Reißaus.

»Ich hab ihn«, keuchte Norlander in das unsichtbare Miniaturfunkgerät. »Er haut ab«, fuhr er etwas widersprüchlich fort, stieß die Tür auf und schoß hinter Robert E. Norton her, quer durch die Ankunfthalle. Norton raste wie ein Besessener, und seine Tasche schlug heftig auf seinen Rücken. Norlander lief wie ein noch Besessenerer. Er stieß Damen um, die ihm in den Weg kamen, trampelte auf Kinderfüße, zerschmetterte zollfreie Flaschen. Norton blieb stehen und blickte sich in wilder Verzweiflung um. Hjelm erhob sich von seiner Bank, warf die ungelesene Broschüre fort und stürzte auf Norton zu. Der Anblick der beiden heranstürmenden Polizeibeamten mit offenbar zweifelhafter Vergangenheit war zuviel für den Amerikaner, der anfang, die Tasche über dem Kopf zu schwingen, sich zur Seite warf und zu einem der stillstehenden Gepäcktransportbänder stürzte. Mit einem Tigersprung schoß er durch die Plastikstreifen, die vor der Öffnung des Transportbands hingen. Seinem Tigersprung folgte auf der Stelle der von Norlander. Hjelm machte keinen Tigersprung, sondern schob vorsichtig die Plastikstreifen zur Seite. Im Gepäckraum sah er, wie Norlander Norton zwischen verstreuten Haufen von Gepäck verfolgte. Er kletterte hinein. Norton begann,

Koffer nach Norlander zu werfen, der dumpf knurrte, sich auf ihn stürzte, einen Koffer auf die Nase bekam und zurücktaumelte. Norton riß sich los und lief zurück. Während Norlander sich auf zitterigen Beinen erhob, kam Norton immer näher auf Hjelm zu, der vorsichtig hereinkletterte und wartete. Norton lief ihm direkt in die Arme, begann wieder seine Tasche zu schwingen und landete einen Volltreffer. Hjelm wurde zurückgeworfen, hatte aber das Gefühl, sich in der Luft umzudrehen, und war über ihm. Norlander warf sich ins Getümmel, drehte Nortons Arme weiter als physiologisch sinnvoll nach hinten und setzte sich rittlings über ihn, die Knie in seinem Nacken. Die eine Hand an den blutenden Mund haltend, riß Hjelm die Tasche an sich und leerte sie auf den Fußboden. Ein kleines Päckchen Haschisch fiel heraus.

Im selben Moment erklang Hultins Stimme in Hjelms und Norlanders Ohren: »Ich habe jetzt den Namen vom FBI bekommen. Unmittelbar von Plan A auf Plan B umschalten. Unser Mann reist unter dem Namen Edwin Reynolds. Ich wiederhole: Edwin Reynolds. Falls der Mann, der gerade so unauffällig durch die Ankunftshalle gejagt wurde, *nicht* Reynolds heißt und nichts mit dem Fall zu tun zu haben scheint, laßt ihn auf der Stelle laufen, und kehrt an eure Posten zurück. Vielleicht können wir noch etwas retten.«

Sie ließen Robert E. Norton sofort los. Die Arlanda-Polizei kam und übernahm ihn. Durch eine Nebentür gelangten sie zurück in die Ankunftshalle und kehrten zu Norlanders Schalter zurück.

Hjelm übernahm. Er donnerte die Kontrolleurin an: »Schnell, verdammt: Edwin Reynolds. Ist der durch?«

Mit ein paar raschen Tastengriffen bekam sie die Antwort:

»Nein. Randolph. Robertson. Nichts dazwischen.«

Norlander sank auf seinen Schemel. Hjelm sank auf den Boden. Sie zogen die Tür zu, atmeten tief durch, leckten ihre Wunden. Vielleicht war noch Hoffnung. Erst knapp die Hälfte der Passagiere war durch. Wenn er sich nicht unter denen befand, die Norlander niedergetrampelt hatte, war er noch da drinnen.

So argumentierten die beiden Helden der Schalterkabine und vergaßen in den Testosteronnebeln das Östrogen produzierende Element der Gruppe.

Kerstin Holms Stimme erklang in allen Gehörgängen: »Vor elf Minuten hat ein Edwin Andrew Reynolds unseren Schalter passiert. Unter den allerersten.«

Für ein paar endlose Sekunden war es still. Dann kam Hultins Stimme: »Okay. Macht die Paßkontrollen dicht. Laßt niemanden mehr raus. Verlangt von allen, die ihr in dem verdammt Arlanda seht, den Ausweis. Natürlich diskret. Offiziell jagen wir Dro-

genschmuggler. Wir setzen jetzt alle verfügbaren Kräfte ein. Los jetzt. Ich Sorge für Straßensperren. Kerstin, hast du ein Bild von ihm? Wie sieht er aus?«

»Das, was ich habe, ist sehr schlecht. Möglicherweise ist er blond. Tut mir leid. Miserables Foto.«

»Und weder du noch der Paßbeamte erinnert euch an irgendwas?«

»Nein, leider. Aber in elf Minuten kann er ziemlich weit gekommen sein.«

»Okay. Macht jetzt.«

Irgendwo in sich schien Norlander dennoch aufzuatmen. Sein Mißgriff war nicht ausschlaggebend gewesen. Während Hjelm aufstand, fand er, daß Norlanders Seufzer der Erleichterung beinahe verbrecherisch war.

Sie kamen zur gleichen Zeit aus der Kabine wie Kerstin Holm aus ihrer. Ihre intensiv forschenden Blicke vereinigten sich.

Überall standen sie, die weißen Männer mittleren Alters. Sie mußten warten. Die Kollegen von der bewaffneten Truppe quollen aus den Hohlräumen des Flughafens wie Würmer aus einer Leiche und sorgten dafür, daß jeder da stehenblieb, wo er stand.

Hjelm lief durch den Zoll. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Gunnar Nyberg von Pässen einer Traube weißer Männer mittleren Alters überhäuft wurde. Sein ausgebeultes Lumberjack war aufgeknöpft.

Hjelm gelangte ins Freie. Sein Blick erfaßte die

überfüllten Gehsteige. Ein Flughafenbus wand sich um die Kehre. Die Taxis schwärmten aus. Ein Überblick war unmöglich.

Er sprintete den Gehsteig entlang. An die zehn potentielle Serienmörder betrachteten seine mittelmäßigen Laufschritte. Sie wiesen sich aus, ohne zu protestieren. Während er ihre Pässe überflog, war der Verdacht zu einem fertigen Gedanken geworden. Er konnte formuliert werden.

Er hielt inne, um für einen Moment einen vergeblichen Überblick zu gewinnen. Plötzlich stand Hultin neben ihm. Beide lasen ihre eigenen Gedanken im Blick des anderen.

Hjelm formulierte sie. Es war nicht zu vermeiden. »Er ist draußen.«

Hultin hielt Hjelm's Blick noch einen kurzen Moment fest. Seinem inoffiziellen Nicken widersprach der barsche Tonfall: »Jetzt gehen wir rein und machen weiter. Steh nicht hier rum und sau die Gegend ein.«

Hultin verschwand. Hjelm blieb noch eine Weile stehen und saute die Gegend ein.

Er befingerte seine Lippen und wunderte sich über das Blut. Dann hob er das Gesicht zum sich verdunkelnden Himmel und hielt es den ersten kühlen Regentropfen entgegen.

Der Herbst war nach Schweden gekommen.

Es wurde Nachmittag, bevor es sich lohnte, wieder in der »Kampfleitzentrale« – mit Anführungszeichen, die immer weniger ironisch geworden waren, je länger die Machtmordermittlung dauerte – zusammenzukommen. Die eine oder andere heimliche Hoffnung auf einen vergleichbaren Verlauf zog durch die etwas abgestandene Luft. Im übrigen herrschte eine Art kontrollierter Angst; es bestand kein Zweifel am Ernst der Lage.

Jan-Olov Hultin kam von der Toilette, den Blick in Papiere vertieft, die aussahen, als habe er sie soeben benutzt, aber vergessen, sie mit fortzuspülen.

Er setzte sich in seinem gut eingesessenen Armlehnenstuhl zurecht und ließ seiner Darlegung eine innere Schnelldisposition vorangehen, so daß es zu einer zehnssekündigen Verzögerung kam: »Das Resultat des Arlanda-Debakels ist niederschmetternd. Das einzig Konkrete, was dabei herausgekommen ist, sind drei Anzeigen gegen die Polizei. Zwei betreffen Viggo.«

Norlanders Gesichtsausdruck war eine gelungene Verbindung von Beschämung und Stolz.

»Die erste stammt von der Paßbeamtin«, fuhr Hultin fort, ohne aufzublicken. »Sie fand, deine Annäherungsversuche gingen entschieden zu weit, gibt sich aber zufrieden, sagt sie, wenn ich dir einen Rüffel er-

teile. Hätten wir nicht Dringenderes zu tun, würde ich mich damit nicht zufriedengeben. Idiot. Die zweite Anzeige betrifft ein kleines Mädchen, das du bei der Jagd auf den kräftig drogenschnuggelnden Robert E. Norton umgerannt hast. Mangelndes Fingerspitzengefühl im Umgang mit dem zarten Geschlecht, kann man vielleicht sagen. Doppelidiot. Die dritte Anzeige ist ein bißchen schwer zu deuten. Einer der Märsta-Polizisten ist wegen, ich zitiere, ›Volltrunkenheit‹ an der Bar der Transithalle angezeigt worden.«

Arto Söderstedt lachte schallend und abrupt. »Entschuldigung«, sagte er nach einer Weile. »Er heißt Adolfsson.«

Weil eine weitergehende Erklärung ausblieb, fuhr Hultin ungerührt fort: »Dann zum Wesentlichen. Ein Edwin Andrew Reynolds existiert nicht. Der Paß war natürlich gefälscht. Und trotz der eifrigen Bemühungen unserer Computertechniker ist das Paßfoto nicht besser geworden.

Er drehte den Monitor auf dem Schreibtisch um und rief die Vergrößerung eines vollkommen dunklen Gesichts auf. Konturen waren vorhanden, vielleicht würde eine Gesichtsform erkennbar sein, vielleicht war er blond. Im übrigen vollkommen anonym.

»Wir wissen nicht einmal, ob er sein eigenes Foto benutzt hat; man akzeptiert ja zehn Jahre alte Bilder,

und eigentlich ist es überhaupt kein Problem, ein Foto mit einer nur annähernden Ähnlichkeit einzureichen. Auf jeden Fall ist der Clou mit der Fotoanordnung des Zolls ein Reinfall. Alle Bilder sehen ungefähr gleich aus. Man schiebt es auf die neue Technik und darauf, daß man nicht genug Zeit zur Vorbereitung hatte. Und so weiter. Natürlich sind Hotels, die Bahn, Flughäfen, Fährhäfen, Misthaufen et cetera informiert worden. Ich glaube kaum, daß wir von der Seite mit irgendwas rechnen können, aber natürlich suchen wir weiter. Ein Plus ist, daß die Medien noch nichts wissen, obwohl in Arlanda die Fernsehkameras schnell zur Stelle waren. Ihr dürft das Ergebnis heute abend sehen. Unser verehrter Chef Mörner erschien und gab eine Erklärung ab, was jedenfalls für eine gewisse Art Qualitätsfernsehen bürgt. Jemand Fragen?«

»Was war eigentlich mit den Straßensperren?« fragte Gunnar Nyberg.

»Das einzige, was wir bewirkt haben, war ein mehrstündiges totales Verkehrschaos auf der E4. Der Verkehr von Arlanda in alle Richtungen ist ganz einfach zu dicht. Außerdem hat es verdammt lange gedauert, sie aufzustellen. Nur ein richtig blutiger Amateur wäre da ins Netz gegangen. Wir versuchen natürlich, alle Taxi- und Busfahrer zu identifizieren, die zum aktuellen Zeitpunkt von Arlanda losgefahren sind, aber wie ihr wißt, hat die Neuregelung den

Taxiverkehr in Stockholm vollständig unkontrollierbar gemacht, so daß wir uns in diesem Punkt wohl geschlagen geben müssen. Sonst noch was?«

»Keine Frage eigentlich«, sagte Kerstin Holm. »Nur zur Information. Der Computeraufzeichnung zufolge hat unser Mann als achtzehnter meinen Paßschalter passiert. Ich habe versucht, meine Eindrücke zu ordnen, und mit dem Paßbeamten gesprochen, aber keiner von uns beiden hat irgendeine Erinnerung. Vielleicht kommt ja allmählich noch etwas.«

Hultin nickte und fuhr mit geheimnistuerischer Betonung fort: »Ich habe sicherheitshalber veranlaßt, daß *sämtliche polizeilich gemeldeten Todesfälle* ab sofort direkt an uns weitergeleitet werden, ebenso jeder Verdacht von Verbrechen an Amerikanern in Schweden; wo auch nur der geringste Verdacht besteht, daß etwas faul ist, müssen unsere Gehirne sofort schalten, und wir müssen uns fragen: Kann dies etwas mit unserem Serienmörder zu tun haben? Es ist jetzt *unser Fall*, auch offiziell, und es ist unser *einziger*, und die *ganze Gruppe* ist dabei, und es ist das *toppeste top secret*, und niemand in eurer Umgebung darf auch nur den geringsten Wind kriegen von dem Wort *amerikanisch-bestialischer-Serienmörder-in-Schwe-den-auf-freiem-Fuß*. Wo ihr geht und steht, müßt ihr euch fragen: Kann der Serienmörder mit der Verspätung dieses Busses zu tun haben? Hat er irgendwelche Verbindung zu diesem Fahrradunfall

oder den spastischen Zuckungen jenes Mannes oder dem lauter werdenden Schnarchen eurer besseren Hälfte? Volle Fixierung also!«

Sie verstanden. Es war so deutlich wie ausführlich. Hultin fuhr fort: »Ich habe in ziemlich intensivem Kontakt mit Stellen in den USA gestanden. *Special agent* Larner hat uns einen detaillierten Bericht über den Ablauf des gestrigen Abends und ein knappes Täterprofil zukommen lassen. Mit Hinsicht auf das Arlanda-Ergebnis werden in den nächsten Tagen weitere Informationen eingehen. So sieht es im Augenblick in großen Zügen aus. Der schwedische Literaturkritiker Lars- Erik Hassel wurde kurz vor Mitternacht schwedischer Zeit in einer Besenkammer auf dem Flugplatz von Newark bei New York zu Tode gefoltert. Er wurde erst nach einigen Stunden gefunden. Er hatte kein Flugticket bei sich, aber ein Flug nach Arlanda am gleichen Abend war in seinem Terminkalender eingetragen. Es war also wahrscheinlich, daß der Mörder sein Ticket an sich genommen hat, aber weil man ja nur unter dem Namen einchecken kann, der auf dem Flugschein steht, haben sie aufs Geratewohl bei SAS nachgefragt, ob Hassels Flugschein storniert worden ist. Warum sonst seinen Flugschein stehlen? Brieftasche und Terminkalender und alles andere waren ja noch da. Und sie hatten Glück, erreichten eine Angestellte vom Ticketschalter, die sich an eine telefonische Abbe-

stellung erinnerte, auf die kurz danach eine späte Buchung erfolgte. Aber dies geschah ja zur New Yorker Nachtzeit, und um den Namen des zuletzt eingebuchten Passagiers herauszufinden, brauchten sie einen Computerexperten, der exakte Buchungszeiten feststellen konnte. Schließlich gelang es ihnen, einen solchen aus den Armen seiner Liebsten zu reißen, und er grub den Namen aus, woraufhin dieser an uns weitergeschickt wurde. Elf Minuten zu spät.«

Hultin machte eine Pause, damit die zur Zeit leicht überlasteten Gehirne der A-Gruppe die Information einsinken lassen konnten.

»Dies stellt uns vor gewisse Probleme. Das wahrscheinliche Szenario ist, daß der Mörder Hassel umbrachte, in seinem Namen anrief und seinen Flug stornierte, wieder anrief und den eben stornierten Flug unter seinem eigenen falschen Namen buchte. Was sagt uns das?«

Weil alle begriffen, daß dies eine rhetorische Frage war, machte auch keiner Anstalten, sie zu beantworten.

Hultin komplizierte die Gesetze der Rhetorik noch um einiges, indem er selbst mit einer weiteren Frage antwortete:

»Die grundlegende Frage ist natürlich: Warum Schweden? Was haben wir Schlimmes getan, um das zu verdienen? Nehmen wir einmal folgendes an: Berühmter Serienmörder befindet sich auf dem Flug-

platz. Er will aus dem Land fliehen; daher der mitgenommene falsche Paß. Vielleicht spürt er den hechelnden Atem des FBI im Nacken. Doch in der Erregung steigert sich sein Bedürfnis zu töten akut. Er wartet an einer günstigen Stelle, bis ein geeignetes Opfer in seine Nähe kommt. Er begeht die Tat, findet das Flugticket und kommt zu der Erkenntnis, daß es sich um einen günstigen Fluchtort handelt; die Maschine startet ja bald. Aber als er buchen will, zeigt es sich, daß die Maschine ausgebucht ist. Er weiß jedoch definitiv, daß ein Platz frei ist. Er betrachtet das Flugticket, findet den Namen Lars-Erik Hassel sowie eine Buchungsnummer, ruft an und storniert das Ticket, wodurch ein Platz frei wird. Was ist falsch an diesem Bild?«

»Finde fünf Fehler«, sagte Hjelm. Keiner lachte.

»Es ist tatsächlich möglich, fünf zu finden«, sagte Chavez mit einer unbeabsichtigten, doch wenig karrierefördernden Spitze gegen Hultin, der natürlich keine Miene verzog. »Das Entscheidende an deinem Szenario, Jan-Olov, ist ja der Zufall. Wenn es sich wirklich so verhält, daß er erst nach dem Mord auf die Idee kommt, ausgerechnet nach Schweden zu fliegen, kann man sich natürlich fragen, ob er sich tatsächlich solche Mühe machen würde, in ein vollkommen beliebiges Land zu kommen. Der Verkehr nach Newark und von dort weg geht ja ununterbrochen. Warum nicht ebensogut Düsseldorf fünf Minu-

ten später oder Cagliari acht Minuten später?«

»Cagliari?« fragte Nyberg.

»Auf Sardinien«, sagte Hjelm hilfsbereit.

»War doch nur ein Beispiel«, sagte Chavez ungeduldig. »Der Clou ist doch der, daß es ganz und gar nicht den Anschein hat, Schweden sei zufällig gewählt worden. Und das kommt mir noch eine Spur unangenehmer vor.«

»Und dann kann man sich ja fragen«, fügte Kerstin Holm hinzu, »ob er wirklich das Risiko eingehen wollte, erst zum Schalter zu gehen und ein Nein zu hören, ein paar Minuten später aber zum Schalter zurückzukehren, um jetzt ein Ja zu bekommen. Ein Mann, der fast zwanzig Jahre lang das FBI an der Nase herumgeführt hat, würde kaum das Risiko eingehen aufzufallen, und schon gar nicht mit einer Leiche im Kielwasser, die jeden Augenblick entdeckt werden kann.«

Hultin wirkte ein wenig angeschlagen von zwei dermaßen scharfsinnigen Einwänden gegen sein Szenario. Er betrachtete seine Kontrahenten und konterte: »Andererseits gab es in dem, was er tatsächlich tat, ein offensichtliches Risikomoment. Hätte man den Computerexperten elf Minuten früher erwischt, hätten wir ihn geschnappt. Es war alles andere als ein idiotensicherer Plan.«

»Trotzdem sieht es meiner Meinung nach klar danach aus, daß Schweden sein Ziel ist, schon als er

zum Flughafen kommt«, hielt Chavez fest. »Aber als er dort ist, zeigt es sich, daß die Maschine ausgebucht ist. Da nimmt sein Plan Form an. Warum nicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden? Irgendwie macht er einen allein reisenden Passagier nach Arlanda ausfindig, ermordet ihn auf seine übliche genußvolle Art und Weise und nimmt dessen Platz ein, obwohl das ein gewisses, wenn auch begrenztes Risiko beinhaltet. Das Risiko, entdeckt zu werden, steigert ja andererseits den Genuß des Serienmörders.«

»Und worauf läßt das schließen?« fragte Hultin pädagogisch.

»Daß der Wunsch, nach Schweden zu kommen, so stark war, daß er ein Risiko in Kauf nahm, auf das er sich im Normalfall vermutlich nicht eingelassen hätte. Und wenn das so ist, hat er hier ein ganz klares Ziel.«

»Eiskalte Planung in Kombination mit Impulsivität und Genußsucht. Keine ganz leicht zu knackende Nuß ...«

»Gibt es irgendwelche Hinweise auf Schweden in seinem Profil?« wollte Arto Söderstedt mit vorbildlicher Präzision wissen.

»Dem FBI zufolge nicht«, sagte Hultin und blätterte. »Daß er die USA verläßt, paßt überhaupt ziemlich schlecht ins Profil. Die Geschichte sieht folgendermaßen aus: Es begann vor zwanzig Jahren in Ken-

tucky, wo Opfer gefunden wurden, die auf dieselbe grausige Art und Weise umgebracht worden waren. Die Welle breitete sich in den Mittleren Westen aus. In den Medien kam die Sache ganz groß raus, und bald lief der unbekannte Täter unter dem Namen The Kentucky Killer. Im heutigen tief besorgniserregenden Serienmörderkult ist er eine Legende, und er soll viele Nachwuchstäter inspiriert haben. Binnen vier Jahren schaffte er eine Serie von achtzehn Morden, bevor er abrupt aufhörte. Vor gut einem Jahr setzte eine neue Serie mit genau der gleichen Vorgehensweise ein, diesmal in den nordöstlichen USA. Hassel wurde in dieser neuen Serie sein sechstes Opfer, insgesamt das vierundzwanzigste. Das vierundzwanzigste bekannte Opfer, sollte man vielleicht hinzufügen.«

»Eine Pause von ... fast fünfzehn Jahren«, dachte Kerstin Holm laut. »Ist es wirklich dieselbe Person und nicht ein ... wie sagt man gleich?«

»Trittbrettfahrer«, sagte Hjelm.

»Das FBI hat dies ausgeschlossen. Es fanden sich Details in der Vorgehensweise, die niemals öffentlich bekannt geworden waren und die nur ein paar Verantwortliche im FBI kennen. Entweder hat er seine Opfer während der fünfzehn Jahre gut versteckt, oder er hat aufgehört, sich vielleicht zur Ruhe gesetzt, bevor die Mordgier aufs neue die Oberhand gewann. Das ist jedenfalls das Szenario des FBI. Des-

halb wurde nach einem Weißen mittleren Alters gefahndet. Die Wahrscheinlichkeit besagt, daß er kaum jünger als fünfundzwanzig war, als er anfang, und demnach jetzt kaum unter fünfundvierzig sein dürfte.«

»Und ›weiß‹ beruht auch auf einer derartigen Wahrscheinlichkeit, nehme ich an?« sagte der kreideweiße Söderstedt.

»Fast alle Serienmörder sind Weiße«, sagte Kerstin Holm. »Ein äußerst lebhaft diskutiertes Phänomen. Vielleicht ist es eine Art ererbter Kompensation für eine vielhundertjährige Herrschaft, die im Begriff ist verlorenzugehen.«

»Faschismus nach dem Zufallsprinzip«, entfuhr es Hjelm.

Einige dumpfe Sekunden lang brütete die A-Gruppe über die Bedeutung dieses Begriffs nach. Sogar Hultin sah nachdenklich aus.

»Wer waren eigentlich die Opfer?« fragte Chavez schließlich.

Hultins erneutes Blättern ließ Hjelm über die Vorteile des Internets und verschlüsselte E-Mails nachdenken, was er nicht allzuoft tat. Das war Jorges und Kerstins Domäne. Sie waren es auch, die am irritiertesten aussahen, als die Information ausblieb.

»Sehen wir mal nach«, sagte Hultin nach einer etwas zu langen Pause.

Chavez konnte ein leichtes Stöhnen nicht unter-

drücken, was ihm einen Blick einbrachte, der leicht gegen ein weiteres Minuszeichen auf der Beförderungsliste eingetauscht werden konnte.

»Die Opfer weisen eine große Streuung auf«, sagte der weise Häuptling schließlich. »Vierundzwanzig Personen unterschiedlicher Herkunft. Fünf Ausländer, Hassel eingerechnet. Hauptsächlich weiße Männer mittleren Alters, aha, was ein aufgeweckter, feministisch gebildeter Polizist leicht als indirekten Selbsthaß interpretieren könnte.«

»Wenn es nicht mit der Tatsache kollidierte, daß er noch nicht in mittleren Jahren war, als er anfang zu morden«, konterte Kerstin Holm forsch. Die Eiseskälte in Hultins langem Blick hätte töten können. »Ziemlich viele der Opfer sind nie identifiziert worden«, fuhr er schließlich fort. »Obwohl die Liste verschwundener Personen in den USA ein Wälzer von Bibelformat ist, scheint mir das ein unproportional hoher Anteil zu sein, zehn von vierundzwanzig.«

»Ist *das* etwas, was sich geändert hat?« fragte Söderstedt wach.

Wieder ein Hultinblick. Dann blätterte er frenetisch und wurde fündig. »Alle sechs Opfer in der zweiten Serie sind identifiziert worden. Das bedeutet, daß zehn von achtzehn in der ersten Serie unidentifiziert geblieben sind. Die Mehrzahl.

Vielleicht kann man daraus irgendeine Schlußfolgerung ableiten. Ich selbst sehe mich dazu im Augen-

blick allerdings nicht in der Lage.«

»Hat vielleicht die Vorgehensweise an sich die Identifikation erschwert?« fragte Hjelm.

Es war zu merken, daß die Denkapparate geschärft waren wie angespitzte Bleistifte. Viele hatten lange auf genau diesen Augenblick gewartet. Der in dieser Erwartung enthaltene Grad von Zynismus wurde von der Gruppe geschlossen ignoriert.

»Nein«, antwortete Hultin. »Die Grausamkeit besteht nicht in herausgerissenen Zähnen oder abgeschnittenen Fingerspitzen.«

»Worin besteht sie denn dann?« fragte Nyberg.

»Warte«, sagte Chavez und sah auf seinen übervollen Notizblock. »Wir sind noch nicht richtig fertig. Wer waren also die identifizierten Opfer? Hat er es auf eine bestimmte Gesellschaftsschicht abgesehen?«

Hultin schwang wieder seine mentale Machete durch den Papierdschungel. Während er suchte, sagte er: »Viele der Fragen, die ihr jetzt so raushaut, werden von dem vollständigen FBI-Bericht beantwortet, den *Special Agent* Larner im Laufe des Nachmittags herüberfaxen wird, aber okay, wir können ebenso gut den Ereignissen ein bißchen vorausseilen ...«

Dann fand er, was er suchte. »Die acht identifizierten Opfer in der ersten Runde sind ziemlich gut ausgebildete Leute. Deutliches Faible für Akademiker,

dem Anschein nach. Die sechs anderen in der Runde sind eher gemischt. Vielleicht ist er Demokrat geworden.«

»Nun komm endlich mal zum Geschlecht«, sagte Kerstin Holm ruppig.

Ein Moment verblüfften Schweigens entstand im männlichen Auditorium.

Dann verstand Hultin. »Eine einzige Frau in der ersten Serie, eine von achtzehn. Zwei von sechs in der zweiten.«

»Immerhin gibt es gewisse Unterschiede«, faßte Holm zusammen.

»Wie gesagt«, fuhr Hultin fort. »Er ist vielleicht auch aus der Geschlechterperspektive Demokrat geworden. Warten wir ab, was Larner zu diesem Punkt zu sagen hat. Er hat den Fall von Anfang an verfolgt. Die Vorgehensweise trug dazu bei, daß man gegen Ende der siebziger Jahre einen Kreis von wenn nicht *verdächtigen*, so doch *möglichen* Tätern ins Auge faßte. Sie wies, wie sich zeigte, gewisse Ähnlichkeiten mit einer Foltermethode aus dem Vietnamkrieg auf, ob ihr es glaubt oder nicht. Eine spezielle und ausgesprochen inoffizielle amerikanische Einheit in Vietnam bediente sich dieser Methode, um gefangene Vietcong zum Reden zu bringen, ohne daß sie schrien. Eine dem Dschungel angepaßte geräuschlose Foltermethode. Weil die Existenz der Einheit von offizieller Seite abgestritten und als ein weiterer Vi-

etnammythos abgetan wurde, war es für Larner extrem schwierig, Namen in Erfahrung zu bringen. Er hat angedeutet, daß er vielen hohen und empfindlichen Tieren auf die Zehen getreten ist, und vermutlich machte er sich unmöglich und versaute sich obendrein noch die Beförderung. Aber langsam und beharrlich kreiste er die Einheit ein, die unter dem wenig angenehmen Namen Commando Cool lief, und identifizierte die Mitglieder. Vor allem kristallisierte sich einer heraus, den man fast als Verdächtigen bezeichnen könnte, der Anführer der Einheit, ein Wayne Jennings eben aus Kentucky. Es gab nie irgendeinen Beweis, aber Larner hingte sich an Jennings und folgte ihm, wohin er auch ging. Und dann geschah etwas, was nicht hätte geschehen sollen. Jennings hatte es satt, vom FBI beschattet zu werden, versuchte bei einer Verfolgungsjagd zu entkommen und stieß frontal mit einem entgegenkommenden Fahrzeug zusammen. Larner war selbst am Unglücksort und sah ihn verbrennen.«

»Und gingen die Morde danach weiter?« fragte Chavez.

»Leider. Es kamen noch zwei weitere Morde dicht hintereinander, bevor es aufhörte, und Larner wurde vorgeworfen, einen Unschuldigen in den Tod getrieben zu haben. Es kam zu einem Prozeß. Er wurde zwar freigesprochen, begann aber in der Hierarchie nach unten zu sinken. Und es machte die Sache nicht

viel besser, daß er nach fünfzehn Jahren des Kraxeins bei Gegenwind erkennen mußte, daß der Mörder wieder angefangen hatte. Seit einem guten Jahr ist Lerner wieder da, wo er angefangen hat: auf der Suche nach dem Kentuckymörder, der ihn an der Nase herumführt. Ich beneide ihn nicht.«

»Das solltest du aber«, entgegnete Söderstedt. »Jetzt fällt er nicht mehr unter Larners Verantwortung, sondern unter deine. Lerner ist frei, du nicht.« Söderstedt machte eine Pause und fuhr dann maliziös fort: »Du übernimmst einen Fall praktisch bei Null, den das FBI mit Mitteln, die dem schwedischen Bruttosozialprodukt entsprechen, zwanzig Jahre lang untersucht hat.«

Hultin betrachtete ihn neutral.

»Was war denn eigentlich so speziell mit dem Modus operandi des Commando Cool?« versuchte Nyberg von neuem. »Wie starb denn dieser Literaturkritiker?«

Hultin wandte sich ihm mit einer Miene zu, die möglicherweise als unterdrückte Erleichterung gedeutet werden konnte. »Der Clou ist der, daß es zwei verschiedene Dinge sind«, sagte er. »Der Serienmörder bedient sich einer, nennen wir es persönlichen, Variante der Methode des Commando Cool. Die ganze Methode baut auf einem einzigen Spezialinstrument auf: einer eigens angefertigten mikromechanischen Zange, die in geschlossenem Zustand am ehe-

sten einer furchteinflößenden Kanüle gleicht. Einer Pferdespritze. Sie wird von der Seite in den Hals eingeführt. Mit Hilfe kleiner Regulierdrähte lassen sich im Innern der Luftröhre minimale Greifhaken ausfahren, die sich um die Stimmbänder legen und bewirken, daß kein Laut über die Lippen des Opfers dringt. Er oder sie wird vollständig zum Schweigen gebracht. Auch in bedrängter Lage im Dschungel, mit Vietcong in allen Büschen ringsumher, kann man sich einer kleinen erfrischenden Folter mit konventionellen Methoden widmen, am besten gegen Nägel und Geschlecht gerichtet, wo kleine, stumme Bewegungen den größten Schmerz verursachen. Und dann läßt man die Greifhaken um die Stimmbänder eine Ahnung lockerer, so daß ein Flüstern möglich ist. Und jetzt kann das Opfer sein Geheimnis verraten, leise, leise. Zu diesem Zweck entwickelte das Commando Cool eine Zwillingsszange, die nach dem gleichen Prinzip funktioniert, aber diese zweite ist auf zentrale Nervenstränge im Nacken ausgerichtet, an denen man von innen ein wenig zieht und zerrt, wodurch unerträgliche Schmerzen in den Kopf und in den ganzen Körper schießen. Die beiden Löcher im Hals mit den entsprechenden inneren Verletzungen sind bei sämtlichen vierundzwanzig Opfern des Kentuckymörders gefunden worden, außerdem spezifische Folterverletzungen an Geschlechtsteilen und Fingern. Lerner hält sich ein wenig bedeckt, was die

unterschiedliche Vorgehensweise unseres Freundes und der Spezialeinheit betrifft, aber anscheinend hat es mit der Konstruktion der beiden Spezialzangen zu tun. Es ist, als seien die Zangen in einem fast industriellen Weiterentwicklungsprozeß für ihren makabren Zweck noch perfekter gemacht worden.«

Hultin schwieg und blickte auf sein Pult. »Ich möchte, daß ihr jetzt einen Augenblick innehaltet und nicht ganz betriebsblind werdet«, sagte er ernst. »Lars-Erik Hassel starb wahrscheinlich einen der schrecklichsten Tode, die man sterben kann. Ich wünsche mir, daß ihr euch wirklich klarmacht, was wir hier vor uns haben. Es gleicht nichts von alldem, womit wir in unserem Leben bisher zu tun hatten. Es gibt nicht den Schatten einer Ähnlichkeit mit unserem guten alten Machtmörder. Die eiskalte Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben anderer und der perverse Genuß angesichts ihres Leidens sind kaum vorstellbar. Wir haben es mit einem schwer gestörten Menschen von der Art zu tun, wie sie das amerikanische System am laufenden Band zu produzieren scheint und die zu exportieren sie lieber hätten unterlassen sollen. Aber jetzt ist er hier. Und eigentlich ist das einzige, was wir tun können, zu warten, bis er wieder anfängt. Es kann lange dauern, es kann morgen sein. Aber geschehen wird es, und wir müssen bereit sein.«

Hultin stand auf, um auf die Toilette zu gehen. Da-

für, daß er an Inkontinenz litt, hatte er erstaunlich lange durchgehalten. Zu der sich nur langsam auflösenden Gruppe sagte er noch: »Sobald ich Ray Larners Material kriege, bekommt ihr Kopien. Der Ausgang dieses Falles hängt auch davon ab, wie fleißig ihr darin studiert.«

Er nickte ihnen zu und wandte sich seiner privaten Spezialtür zu. Jorge Chavez hielt ihn mit der Frage auf: »Wie alt ist Edwin Reynolds laut seinem Paß?«

Hultin schnitt eine steife Grimasse, grub mit zusammengeklebten Beinen in seinem Papierstapel und fand eine Kopie des abfotografierten Passes. »Zweiunddreißig.«

Chavez nickte. »Der Paß war zwar gefälscht«, sagte er, »aber warum sollte er sich dafür entscheiden, fünfzehn Jahre jünger zu erscheinen, als er plausiblerweise sein muß?«

»Das Risikomoment vielleicht«, sagte Hultin wider besseres Wissen und stürmte davon, fliegende Blätter hinter sich zurücklassend.

Chavez und Hjelm sahen sich an. Hjelm zuckte mit den Schultern. »Er kann doch einen fertigen gefälschten Paß gekauft oder geklaut haben.«

»Möglicherweise«, sagte Chavez.

Aber keiner wurde das Gefühl los, daß etwas nicht stimmte. Grundsätzlich nicht stimmte.

Eigentlich gab es nichts zu tun.

Zwar lag eine mikroskopisch kleine Möglichkeit vor, daß alles auf Zufällen beruhte, daß der Kentuckymörder nicht auf dem Flughafen war, um zu fliehen, sondern nur, um ein neues Opfer zu suchen, daß der arme Lars-Erik Hassel selbst den Heimflug abbestellt und seinen Flugschein fortgeworfen hatte und daß anschließend noch eine letzte Buchung von einem vollkommen unbeteiligten Mann mit einem falschen Paß vorgenommen wurde. Die Kombination des Ganzen war jedoch zu starker Tobak. Es herrschte kein Zweifel daran, daß der Kentuckymörder nach Schweden gekommen war. Die Frage war nur, warum.

Der ausführlichere Bericht des FBI-Agenten Ray Lerner war eingetroffen. Die Maschine war planmäßig um 18 Uhr 20 Ortszeit von Newark gestartet. Um 18 Uhr 03 hatte ein Mann, der sich Lars-Erik Hassel nannte, angerufen und seinen Flug abbestellt, und um 18 Uhr 08 gelang es einem Edwin Reynolds, den frei gewordenen Platz zu ergattern; er wartete also fünf riskante Minuten, um kein Aufsehen zu erregen. Gegen Mitternacht hatte eine Reinigungskraft in einer Besenkammer die makabre Entdeckung gemacht – knapp zwei Stunden vor der Landung. Ein Kommissar Hayden von der Flughafenpolizei er-

kannte die zwei kleinen Löcher im Hals des Opfers, nahm Kontakt mit dem Hauptbüro des FBI in Manhattan auf, das sich seinerseits an den Kentuckymörder-Spezialisten Ray Lerner wandte, und erhielt die Bestätigung, daß es sich um The Famous Kentucky Killer handelte. Nach einer Durchsuchung der Hinterlassenschaft des Opfers war Hayden gerissen genug, die wichtige Schlußfolgerung zu ziehen, daß der Mörder wahrscheinlich den Platz des Opfers nach Stockholm Arlanda eingenommen hatte. Nach einer Weile erhielt er vom Nachtpersonal am SAS-Schalter auch die mündliche Bestätigung, daß ein Flug zu spät storniert worden war, um umgebucht werden zu können, wobei sich die übernachtigte Schalterangestellte auch daran erinnerte, daß noch eine späte Buchung vorgenommen worden war. Sie kam jedoch nur an die Passagierliste, nicht an die spezifischere Information, wann jeder Fluggast gebucht hatte. Während das FBI fieberhaft nach einem Zuständigen für die Computerdaten suchte, nahm Hayden Kontakt mit dem Reichskriminalamt in Stockholm auf und landete via Reichskriminalchef bei Kommissar Jan-Olov Hultin. Das war um 7 Uhr 09 schwedischer Zeit. Hayden faxte geistesgegenwärtig alles Material, das er hatte, herüber, und dieses wurde Teil des Papierhaufens, den Hultin zu dem schnellen Durchgang vor dem Hubschrauberflug nach Arlanda mitgebracht hatte.

Nichts im frisch eingetroffenen, gewissenhaften Bericht des FBI-Agenten Ray Lerner zeigte irgendwelche Abweichungen vom bisher Gesagten und auch keine denkbaren Verbindungen nach Schweden. Also gab es eigentlich nichts zu tun. Außer auf das erste Opfer zu warten. Und das war unerträglich.

Deshalb widmete man sich der mentalen Vorbereitung auf die Aktivität, die kommen würde. So vertrieb man sich den Rest des Nachmittags mit kleinen Aufträgen, die nicht nur die Illusion von sinnvoller Beschäftigung vermittelten, das Gefühl, etwas zu *tun*, sondern auch eine Betätigung in Abgeschiedenheit. Jeder schien den Zustand der Dinge ganz für sich verdauen zu müssen.

Hultin sammelte weiter Material des FBI und ordnete es. Kerstin Holm fuhr noch einmal nach Arlanda, um zu sehen, ob jemand vom Personal eine plötzliche Erinnerung oder einen Geistesblitz gehabt hatte, irgend etwas. Das Kabinenpersonal des Flugs SK 904 sollte einer Auskunft zufolge auch anwesend sein, und sie bereitete sich auf ihre Spezialität vor, Gespräche, Interviews, Verhöre. Nyberg tat, was er üblicherweise tat: Er begab sich in die Stockholmer Unterwelt, um das Terrain zu sondieren. Söderstedt schloß sich in sein Zimmer ein und telefonierte mit sämtlichen Stellen, von denen irgendwie zu hoffen war, daß sie Reynolds, der sicher nicht mehr Reynolds hieß, beherbergten. Chavez stürzte sich in

die Welt des Internets; was er dort zu finden hoffte, blieb Uneingeweihten ein Rätsel. Norlander wurde Hultins Aussage zufolge damit beauftragt, alle Toiletten des Polizeipräsidiums mit einer elektrischen Zahnbürste zu schrubben, was in der noblen Kunst der Bestrafung als ein technischer Fortschritt betrachtet werden mußte.

Hjelm entfernte sich in eigenem Auftrag. Für ebenso gering wie die Wahrscheinlichkeit, daß der Kentuckymörder trotz allem in den USA geblieben war, schätzte er die Wahrscheinlichkeit ein, daß das Vorleben des Literaturkritikers Lars-Erik Hassel etwas mit dem Fall zu tun hatte. Gleichwohl begab er sich in das große Zeitungshaus, das Hassels Arbeitsplatz gewesen war.

Er genehmigte sich einen Spaziergang dorthin – eine kleine Gewohnheit, zu deren Entstehen die relative Beschäftigungslosigkeit des vergangenen Jahres Anlaß gegeben hatte. Über Kungsholms Torg ging er hinunter nach Norr Mälarstrand. Das Regenwetter von Arlanda hatte sich offenbar andere Opfer als Stockholm gesucht; er konnte nicht umhin zu denken, daß es nur seine Zeit abwartete, daß es hinter den Kulissen lauerte, bereit, die Stadt in Herbst zu hüllen. Doch noch schien die Sonne, wenn auch bleicher mit jedem Tag, der verging. Jenseits von Riddarfjärden streckte sich eine enorme Katze aus und schnurrte genüsslich im weißen Strahlenbad der

Spätsommersonne; der Kopf von Marieberg schleckte mit der Zunge von Söderleden das Wasser des Mälaren, der schwere Körper von Skinnarviken wand sich lüstern und streckte sich hinab zu den eleganten Hinterpfoten von Langholmen, wo der Västerbroschwanz den Weg nach Marieberg und zu den Zeitungshäusern wies.

Das einzige, was Hjelm über Hassel wußte, war, daß er Literaturkritiker war. Dann und wann hatte er seinen Namen im Feuilleton der großen Tageszeitung gesehen; ansonsten war er für ihn ein unbeschriebenes Blatt.

Er wanderte Norr Mälarstrand entlang und durch den Ralambshofspark hinauf, wo die Völkerballspieler hartnäckig mit nacktem Oberkörper spielten, obwohl ihre Gänsehaut aus zwanzig Metern Entfernung zu erkennen war. Wie lautete noch die alte Bauernweisheit? Den Sommer einschwitzen, den Winter einfrieren?

Die Dame in der Anmeldung erklärte ihm mit einer gut einstudierten Miene des Bedauerns, daß die Aufzüge im Augenblick außer Funktion seien, und er fand sich unversehens in die Lage versetzt, den Winter einzuschwitzen. Oben in der Feuilletonredaktion herrschte eine bedrückte, aber erregte Stimmung. Hjelm bat darum, mit einem der Verantwortlichen sprechen zu dürfen, und wurde für die Zeit des Wartens auf den vielbeschäftigten Chefredakteur mit ei-

nem Stapel mehr oder weniger veralteter Nummern der Kulturbeilage der Zeitung ausgestattet. Er las das Feuilleton sorgfältiger als seit langem und fand sogar einige Artikel von Hassel. Er widmete eine gute halbe Stunde der Erweiterung seiner Bildung, bevor der Chef der Feuilletonredaktion ihn in sein Büro bat, in dem die Bücherstapel zu wachsen schienen, während man zusah.

Der Feuilletonchef strich sich unablässig über seinen graumelierten Bart, streckte die Hand aus und sagte forsch: »Möller. Tut mir leid, daß Sie warten mußten. Vielleicht können Sie sich vorstellen, was hier los ist.«

»Hjelm«, sagte Hjelm, hob einen Papierstapel von einem Stuhl und setzte sich.

»Hjelm«, sagte Möller und sank hinter seinen überfüllten Schreibtisch. »Aha.«

Mehr als das kam nicht, aber Hjelm erkannte, daß der Zahn der Zeit die alten Epitheta Hallundaheld und Machtmorddito nicht so leicht zernagte. Wie alle alten Helden wurde er Tag und Nacht mit seinem mangelnden Heroismus konfrontiert. »Mein Beileid«, sagte er kurz.

Möller schüttelte den Kopf. »Es ist ein bißchen schwer zu verstehen, das kann ich nicht abstreiten«, sagte er. »Was ist eigentlich passiert? Die Information, die wir bekommen haben, war gelinde gesagt kurzgefaßt. Was sollen wir im Nachruf schreiben?

Wir können jedenfalls nicht das alte ›nach langem Leiden‹ aus dem Ärmel ziehen, das habe ich jedenfalls begriffen ...«

»Er wurde ermordet«, sagte Hjelm unbarmherzig. »Auf dem Flugplatz.«

Möller schüttelte wieder den Kopf. »Auf dem Flugplatz ... Pech noch dazu ... Ich dachte, New York wäre jetzt sicher geworden. Das Modell New York. ›Zero tolerance‹, ›community policing‹, und wie es alles heißt. Das war doch verdammt noch mal der Grund, warum er da war!«

»Was war der Grund?«

»Er sollte eine kulturelle Betrachtung des neuen, friedlichen Geists von New York liefern. Ich nehme an, daß man das die Ironie des Schicksals nennen kann.«

»Hatte er schon etwas geschrieben?«

»Nein. Er sammelte Eindrücke. Er war eine Woche da und sollte die Woche nach seiner Rückkehr an dem Artikel schreiben.«

»Die Reise ist also von der Zeitung bezahlt worden?«

»Selbstredend«, sagte Möller gekränkt.

»War Lars-Erik Hassel fest angestellt?«

»Ja. Er gehörte seit fast zwanzig Jahren der Redaktion an.«

»Also ein Mann des Modernismus«, entfuhr es Hjelm.

Möller starrte ihn mit leerem Blick an. »Dieses Wort benutzen wir hier nicht gern. Es ist durch allerlei Mißbrauch entwertet.«

Hjelm betrachtete ihn eine Weile. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß er ein wenig wider den Stachel löcken mußte: »Der Artikel über das neue, friedliche New York aus kultureller Sicht dürfte also ein halbes Monatsgehalt gekostet haben, sagen wir fünfzehntausend mit Steuern und Abgaben, plus Reise und Aufenthalt, noch mal zwanzigtausend. Zusammen an die fünfzigtausend Kronen.«

Möllers Gesicht verfinsterte sich. Er zuckte die Schultern. »So darf man nicht rechnen. Manche Artikel kosten mehr, andere weniger. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Hatte er irgendwelche Kontakte in New York? Freunde? Feinde?«

»Meines Wissens nicht, nein.«

»Hatten Sie oder ein anderer Redaktionskollege während der letzten Woche Kontakt mit ihm?«

**»Ja. Ich habe einmal mit ihm gesprochen. Er war gerade in der Metropolitan gewesen und sehr ange-
tan.«**

»Und der Besuch in der Metropolitan sollte mit in den Fünfzigtausendkronenartikel?«

Hjelm spürte, daß er aufhören mußte, wenn er Möller nicht total verärgern wollte. Er versuchte, den Tonfall zu wechseln:

»Wir werden mit seiner Familie reden müssen. Wie sahen seine familiären Verhältnisse aus?«

Möller gab einen tiefen Seufzer von sich und schaute auf die Uhr.

Ein jüngerer glatzköpfiger Mann kam hereingestürzt und wedelte mit einem Papier. »Entschuldigung, daß ich störe«, keuchte er. »Die Zeit drängt. Lars-Eriks Nachruf ist fast fertig, aber was machen wir mit der Todesursache? Irgendwas müssen wir doch schreiben.«

Möller machte eine Geste zu Hjelm hinüber und fragte: »Was können wir schreiben?«

»Daß er ermordet wurde.«

Der junge Mann starrte ihn an. »Mehr nicht?« sagte er schließlich.

»Das reicht doch«, sagte Hjelm.

Der Mann stürzte wieder davon. Durch die Scheiben der Bürotür sah Hjelm ihn zu seinem Computer zurückkehren und mit der lockeren Hand eines professionellen Schlachters auf die Tasten einhauen.

»Nachrufe zu schreiben fällt den jungen Leuten nicht leicht«, sagte Möller müde. »Wenn einer unerwartet stirbt, muß man bei Null anfangen. Das erfordert große Mühe.«

»Und wenn jemand *erwartet* stirbt?« fragte Hjelm.

»Wir haben Nachrufe vorbereitet.«

Hjelm traute seinen Ohren nicht. »Sie haben Nachrufe für lebende Menschen vorbereitet? Ist das Ihr

Ernst?«

Möller seufzte schwer. »Man merkt, daß Sie nicht viel von Redaktionsarbeit verstehen. Wollen wir das hier irgendwann hinter uns bringen? Wo waren wir?«

»Die Familienverhältnisse«, sagte Hjelm.

»Lars-Erik lebte seit einigen Jahren allein. Er hat zwei Ehen hinter sich und einen Sohn aus jeder Ehe. Ich werde Ihnen die Adressen geben.«

Möller blätterte in einem großen Adreßbuch, kritzelte ein paar Hieroglyphen auf einen Zettel und reichte ihn Hjelm.

»Danke. Wie war er als Autor?«

Möller schwieg und überlegte. »Er war einer der führenden Literaturkritiker im Lande. Sein Urteil konnte ein schriftstellerisches Werk aufwerten oder vernichten. Sein Name unter einem Text gab diesem immer einen gewissen ... Nimbus. Ein großartiger und vielseitiger Kritiker, der sich nicht scheute, klare Worte zu sagen. Und außerdem ein unterschätzter Autor.«

»Er schrieb auch Bücher?«

»In letzter Zeit nicht mehr, aber es gibt ein paar Perlen aus den siebziger Jahren.«

»Ich habe eben draußen ein paar alte Feuilletons durchgeblättert und auch einige seiner Texte gefunden. Er schien nicht viel für Literatur übrig zu haben ...«

Möller massierte sich den Bart und blickte aus dem Fenster auf den hellblauen Himmel. »Die Literatur von heute ist unter aller Kritik«, sagte er schließlich. »Buchstäblich unter. Die jungen Autoren haben ihre Berufung ganz und gar mißverstanden. Wir schreiben überhaupt nicht mehr viel über Literatur.«

»Nein, ich habe gesehen, daß Sie Gesellschaftsreportagen und Filmfestivals und Interviews mit Rockgruppen und offizielle Preisverleihungen und Konflikte innerhalb verschiedener bürokratischer Verbände bevorzugen.«

Möller beugte sich über den Schreibtisch und bohrte seinen Blick in Hjelms. »Und was sind Sie? Kritiker?«

»Nur ein bißchen verwundert.« Hjelm blätterte in seinen Notizen. »Ich fand einen Artikel, in dem ein Kritiker schreibt, daß Kritiker viel zu viele Bücher lesen und lieber joggen sollten.«

»Das Leben besteht aus mehr als Büchern.«

»Das ist doch eine Binsenweisheit. Wenn ich behaupten wollte, dadurch ein besserer Polizist zu werden, daß ich mich weniger mit polizeilicher Arbeit beschäftige, wäre das ein Dienstvergehen. Dann stand in einem Artikel, die Schriftsteller heutzutage grübelten viel zuviel über den Sinn des Lebens nach. Ich dachte, das sei des Pudels Kern.«

»Man merkt, daß Sie sich in der Branche sehr wenig auskennen«, murmelte Möller und starrte aus

dem Fenster.

»Sie selbst schreiben, die Jungen seien eine Bande bleichgesichtiger, orientierungsloser Nabelbeschauer, und hier sind ein paar Zitate aus Lars-Erik Hassels Texten: ›Es fragt sich, ob aus der Literatur noch viel mehr herauszuholen ist‹, ›Dichtung und bildende Kunst scheinen ausgedient zu haben‹, ›Die große Gesellschaftsschilderung, auf die wir alle gewartet haben, kam nie, das ist die Tragik der Literatur‹, ›Dichtung scheint nichts anderes zu sein als ein Spiel‹ ›Die Literatur ist lange unsere am meisten überschätzte Kunstform gewesen.«

Als von Möller keine Reaktion erfolgte, beugte sich Hjelm seinerseits über den Schreibtisch. »Verhält es sich nicht so, daß einer von Schwedens einflußreichsten Literaturkritikern Literatur überhaupt nicht mochte?«

Möllers Blick war zwischen den nicht vorhandenen Wolken hängengeblieben. Er war völlig abwesend. Seine Müdigkeit wirkte monumental. Sie erstreckte sich direkt ins nächste Leben hinein.

Weil er nicht mehr viel hinzuzufügen hatte und weil es unwahrscheinlich war, daß Möller im Laufe der nächsten halben Stunde einen Mucks von sich geben würde, beschloß Hjelm, diesen menschlichen Katastrophenort zu verlassen, trat hinaus in den Redaktionsraum und schob die Tür zu dem versteinerten Ressortchef zu. Er trat zu dem jungen Mann mit

dem hingehauenen Nachruf. Der hatte aufgehört, die Tastatur zu malträtieren, und ging gerade noch einmal den Text am Bildschirm durch.

»Ist er fertig?« fragte Hjelm.

Der Mann zuckte zusammen, als sei er von einem Dumdumgeschoß in zwei Stücke gerissen worden. »Oh, Entschuldigung«, hechelte er, nachdem er sich wieder gefaßt hatte. »Ich war ganz absorbiert. Ja, er ist fertig. So fertig, wie er unter den gegebenen Umständen sein kann.«

»Kann ich einen Ausdruck bekommen?«

»Er erscheint morgen in der Zeitung.«

»Ich hätte ihn gern jetzt, wenn es geht.«

Der Mann betrachtete ihn erstaunt. »Selbstverständlich«, sagte er und drückte auf eine Taste. Ein Laserdrucker begann Seiten auszustoßen. »Es ist immer schön, wenn man gelesen wird.«

Hjelm überflog den Text, der mit Erik Bertilsson signiert war.

»Nach allen Regeln des Genres«, sagte Bertilsson, was Hjelm veranlaßte, den Blick von den Seiten zu heben und Bertilsson in Großaufnahme zu betrachten.

»Eher als nach denen der Wahrheit?« sagte er.

Erik Bertilsson zeigte die einem routinierten Vehörleiter wohlbekannte Jetzt-hab-ich-mich-verplappert-Miene und sagte nichts.

»Was war Hassel eigentlich für ein Autor?« fragte

Hjelm. »Ich habe da ein paar ziemlich sonderbare Texte gesehen.«

»Lesen Sie den Nachruf«, sagte Bertilsson verkniffen. »Da steht alles, was ich zu sagen habe.«

Hjelm blickte sich in der Redaktion um. Hier und da liefen kleine Grüppchen von Redaktionsmitgliedern umher. Niemand schien von ihm und Bertilsson Notiz zu nehmen.

»Jetzt hören Sie mal genau zu, Bertilsson«, sagte er scharf. »Ich versuche lediglich, mir ein zutreffendes Bild von einem Mordopfer zu machen. Jede Information, die dazu führen kann, daß der Mörder gefaßt wird, ist von größter Bedeutung. Was Sie sagen, bleibt sozusagen unter uns, innerhalb der Ermittlung. Es geht nicht darum, jemanden öffentlich anzuschwärzen.«

»Ich begleite Sie ins Treppenhaus«, seufzte Bertilsson und erhob sich widerwillig.

Sie kamen ins Treppenhaus. Es war menschenleer.

Bertilsson wand sich wie im Fegefeuer. Nach einer Weile faßte er einen Entschluß, gebot seiner Qual Einhalt und warf den Ballast ab, eine kompakte Masse von Frustration: »Diesen Nachruf zu schreiben war ein Auftrag, nicht meine freie Entscheidung«, sagte er mit einem Blick über die Schulter. »Und ich habe mich noch nie so sehr als Heuchler gefühlt. Hassel gehörte dem inneren Kreis um Möller an. Sie geben den Ton an, ganz einfach, eine Generationscli-

que, die glaubt, sie hätte die gleichen Wertmaßstäbe wie in den goldenen sechziger Jahren, die aber eigentlich diametral entgegengesetzt sind. Mit extremem Irrwitz versuchen sie, *die Zeichen der Zeit* einzukreisen, und folgen begeistert dem oberflächlichsten Trend, aber gleichzeitig sind sie nicht im geringsten bereit, Außenstehende in den Kreis einzulassen. Hassel war ein Machtmensch. Er durfte über die Bücher schreiben, über die er schreiben wollte, und suchte sich immer Sachen aus, die er nicht verstand, nur um die Autoren runtermachen zu können. Seine ganze ästhetische Überzeugung stammt aus den Sechzigern und fußt auf dem Grundsatz, daß Literatur per *definitionem* Betrug ist. Er hat in den Siebzigern eine theoretische maoistische Kampfschrift und ein paar Dokumentarromane verfaßt, aber danach hat sein gesamtes Wirken darin bestanden, Läuse aus der Fahne zu schütteln. Es geht auf keine Kuhhaut, wie viele Hoffnungsträger der jungen Literatur er persönlich abgeschossen hat.«

Hjelm schreckte vor der nahezu therapeutischen Beredsamkeit zurück. Er versuchte das Gleis zu wechseln. »Und privat?«

»Nachdem er jahrelang seine Frau betrogen hatte, verließ er sie wegen eines jungen Dings, dem er mit seiner sogenannten Bildung imponierte. Er machte ihr sofort ein Kind – und haute ab nach Göteborg, als die Geburt bevorstand, um auf der Buchmesse rum-

zuvögeln. Als er zurückkam, war sie ihrerseits mit dem neugeborenen Sohn abgehauen. Seitdem hat er den größten Teil seiner Zeit damit verbracht, kleine Mädchen aufzureißen, die von ihm fasziniert waren, weil sie nicht wußten, daß seine Bildung ebenso transplantiert war wie sein Haar. Seine Erfolge bei Redaktionsfeiern und Verlagsfesten sind legendär; als Außenstehender kann man sich so etwas überhaupt nicht vorstellen.«

Hjelm zwinkerte verwundert. Er starrte auf den Nachruf und verglich Bertilssons mündliche Version von Lars-Erik Hassels Wirken mit seiner schriftlichen. Ein geradezu schwefeldampfender, infernalischer Abgrund tat sich dazwischen auf. »Vielleicht hätten Sie es nicht übernehmen sollen, das hier zu schreiben«, sagte er und wedelte mit den Seiten.

Erik Bertilsson zuckte die Schultern. »Es gibt solche und solche Aufträge. Zu manchen sagt man einfach nicht nein, wenn man auch nur den Hauch einer Karrieremöglichkeit behalten will. Und das will ich.«

»Aber es muß doch Kritiker mit einem einigermaßen intakten Rückgrat geben?«

Ein neues Schulterzucken von Bertilsson. »Das sind die, die kein Geld verdienen. Sie haben ja keine Ahnung, was das für eine harte Branche ist. Entweder man ist drin, oder man ist draußen. Dazwischen gibt es nichts.«

Hjelm hätte viel mehr sagen können. Er tat es nicht.

Statt dessen betrachtete er Bertilsson eine Weile. Er dachte an die umwälzenden Bücher, die er im vergangenen Jahr gelesen hatte, und versuchte, irgendeinen Zusammenhang zu den beiden Repräsentanten des Kulturlebens herzustellen, die er heute kennengelernt hatte.

Es gelang ihm nicht.

Er bedankte sich und ließ Bertilsson im menschenleeren Treppenhaus allein zurück. Der Mann bewegte sich nicht vom Fleck.

Ein langer Tag ging seinem Ende zu. Hjelm rutschte auf einer Bananenschale in die U-Bahn, und zwar ganz buchstäblich. Nach einem graziösen Ballettschritt landete er mit dem Hintern auf seinem linken Handgelenk, stieß unwillkürlich einen Fluch der deftigere Sorten aus und fand sich während der gesamten Fahrt nach Norsborg vom vernichtenden Blick einer alten Dame aufgespießt.

Schon hinter Mariatorget gelang es ihm, sie zu ignorieren. John Coltranes hypnotische Saxophonnebel führten ihn in eine andere Welt – oder eher, wie er lieber dachte, tiefer in diese. Eine verbale Störung glitt durch sein rein klangliches Universum: Vielleicht war Lars-Erik Hassels Charakter trotz allem ein nicht zu vernachlässigender Faktor. Auch wenn man Bertilssons Version nicht als uneingeschränkt gültig ansehen konnte, hatte Hassel sicher eine ganze Reihe von Leichen im Keller, von denen man sich vorstellen konnte, daß sie als Racheengel wiederauferstanden waren. Erinnyen, dachte er und erinnerte sich an einen früheren Fall. Dies auf welche Art auch immer mit dem Kentuckymörder zu verbinden war natürlich unsinnig, doch er ließ die Tür angelehnt, und aus Erfahrung wußte er, daß die Lösung sich meistens nach und nach durch die nicht geschlossenen Türen heranschlich.

Gegen sechs Uhr hatten sie den Tag mit einer letzten gemeinsamen Besprechung abgeschlossen. Norlander fehlte – vielleicht war er vom Toilettenscheuern entnervt –, alle anderen waren da. Keiner konnte etwas Neues anbieten. Hultin hatte einen ganzen Wälzer über den Kentuckymörder zusammengetragen, den er zum Schmökern mit nach Hause nehmen wollte. Nyberg hatte in der Unterwelt sein Pulver natürlich vergeblich verschossen, keiner wußte etwas; Chavez erklärte, daß er früh am nächsten Morgen eventuelle Neuigkeiten aus der Internetwelt mitteilen würde; Söderstedt hatte Massen von Amerikanern in Hotels und Jugendherbergen, auf Finnlandfähren und Inlandflügen ausfindig gemacht, die in Frage kamen, er aktivierte in ganz Schweden eine wahre Armada von Fußvolk, doch das Ergebnis war gleich Null. Am interessantesten war Kerstin Holms Nachmittag verlaufen, vielleicht gerade deshalb, weil sie *nichts* herausgefunden hatte.

Keiner aus der vielköpfigen Kabinenbesatzung konnte den Namen Edwin Reynolds irgendwie unterbringen, und keiner hatte auch nur den geringsten Anflug eines retrospektiven Verdachts. Vielleicht konnte man den banalen Schluß ziehen, daß er ganz einfach nicht auffiel. Ein Jedermann, wie so viele Serienmörder. Man hätte vermuten können, daß ein Mann, der eine knappe Stunde zuvor einen bestialischen Foltermord begangen hat, irgendwie

auffallen müßte, vielleicht nicht durch wild aufgerissene Augen, blutige Kleidung und ein tropfendes Beil, aber doch irgendwie auffallen. Doch es gab keinerlei derartige Erinnerungen. Darin war immerhin eine gewisse Information enthalten.

Hjelm hatte die umfangreiche Ernte des Nachmittags zu einem Resümee komprimiert, mit dem er zufrieden war: »Es herrschen geteilte Meinungen über Lars-Erik Hassels Qualitäten.«

In Skärholmen glitt er aus den musikalischen Nebeln heraus, öffnete die Augen und wandte den Blick zur Nebenbank. Der eisige Blick der Dame nagelte ihn immer noch fest, als sei er der Antichrist. Er erlaubte sich, sie zu ignorieren, wandte den Blick ab und wollte eben wieder die Augen schließen, als er Cilla auf der Bank ihm gegenüber sah.

»Wer paßt auf die Kinder auf?« entfuhr es ihm. Er biß sich viel zu spät auf die Zunge und schrie vor Schmerz auf.

Cilla betrachtete ihn distanziert. »Hej erst mal«, sagte sie.

»Entschuldigung«, sagte er, beugte sich vor und gab ihr einen Kuß. »Ich war ein bißchen abwesend.«

Sie zeigte mit gefurchtem Gesicht auf ihre Ohren. Er riß die Stöpsel heraus.

»Du schreist«, sagte sie.

»Tut mir leid«, sagte er und fühlte sich wie ein Stück soziales Treibgut.

»Die Kinder sind sechzehn und fast vierzehn Jahre alt, vielleicht Erinnerst du dich. Sie passen auf sich selber auf.«

Er schüttelte den Kopf und konnte mitlachen. »Ich habe mir auf die Zunge gebissen«, sagte er.

»Viel zu spät«, sagte sie.

Das Eis war gebrochen. Einer der kleinen Momente, in denen einer die Gedanken des anderen lesen konnte und die beiderseitigen Defekte nicht zählten. In denen die guten Aspekte der Macht der Gewohnheit für einen Augenblick über die schlechten siegen.

»Hej«, fing er noch einmal an und legte die Hand auf ihre.

»Hej selbst«, sagte sie.

»Wo bist du gewesen?«

»Ich habe bei IKEA einen neuen Duschvorhang gekauft. Der alte war verschimmelt. Hast du die schwarzen Flecken nicht gesehen?«

»Ich dachte, du hättest ihn mit Schnupftabak beworfen.«

Sie lächelte. Früher hatte sie über seine albernen Scherze schallend gelacht. Inzwischen lächelte sie. Er wußte nicht recht, was das bedeutete. Daß er nicht mehr so witzig war oder daß sie sich einbildete, kaffeebraune Zähne zu haben?

Oder war es das, was man Reife nannte?

Er fand immer noch, daß sie schön war. Der etwas

zerzauste Pagenschnitt ihres blonden Haars, die Jahre, die sich auf die richtige Art und Weise um die Augen niedergeschlagen hatten statt um die Taille, ihre Fähigkeit, sich sexy zu kleiden, um es rundheraus zu sagen. Und dann ihr Blick, mit dem sie alles durchschaute, viel zu selten eingeschaltet in der letzten Zeit.

Er liebte es, durchschaut zu werden; es war eine späte Einsicht in seinem Leben, doch so war es. Durchschaut zu werden bedeutet, ein zweites Mal gesehen zu werden, und das wiederfuhr einem nicht so oft. *Because first impressions last*, er haßte dieses Echo eines Reklamefilms in seinem Innern.

»Es hat sich was getan auf der Arbeit«, erklärte sie.

»Darüber müssen wir später reden«, sagte er und freute sich.

»Was ist mit deiner Lippe passiert?«

»Das kannst du im Fernsehen sehen.«

Sie plauderten bis nach Norsborg. Es gelang ihm, das Gespräch über die Arbeit in ihre Richtung zu lenken. Sie war Krankenschwester in einer Reha-Abteilung in Huddinge und brachte immer einen Korb voller tragikomischer Geschichten mit nach Hause. Diesmal handelte es von einem hirngeschädigten Patienten, der in die Handtasche einer Kollegin uriniert hatte; sie hatte es erst gemerkt, als sie an der U-Bahn-Sperre ihre Monatskarte aus der Tasche nehmen wollte.

Als sie eng umschlungen durch die Randbezirke des allgemein bekannten Hochhausghettos wanderten, das zu einer Zeit, die ihm sehr weit zurückzuliegen schien, sein Arbeitsplatz war, und die Sonne freigebig ihre während des Tages zurückgehaltenen Strahlenansätze ausstreute, und die Luft noch etwas gespeicherte Sommerwärme barg, und die Wespen auf diese dumpfe, todessehnsüchtige Art und Weise summten, da entschied Paul Hjelm für sich, daß so die Liebe aussah, wenn man in die mittleren Jahre eintrat. Und es könnte schlechter sein.

Sie kamen nach Hause. Danne lümmelte auf der Couch und guckte MTV. Ein Lehrbuch in Gemeinschaftskunde lag mit geknickten Seiten aufgeschlagen auf dem Tisch. Er trank irgendein grünes Zeug aus der Flasche. »Es ist nach sieben«, sagte er vorwurfsvoll.

»Ich habe doch gesagt, daß das Essen im Kühlschrank steht«, sagte Cilla und begann, einen Duschvorhang mit ägyptischen Hieroglyphen in Gold vor einem tiefgrünen Hintergrund auszupacken.

»Wir *haben* gegessen«, sagte Danne, ohne den Blick vom Fernsehschirm zu wenden. »Was war das für eine Scheißpampe?«

»Mexikanische Scheißpampe«, sagte Cilla ungehört und hielt den Duschvorhang hoch. Offenbar sollte der Ehemann sein Urteil abgeben.

»Was steht da?« fragte er.

Sie schnitt eine Grimasse und trug den Duschvorhang ins Badezimmer.

Er machte sich ein Bier auf und rief: »Vielleicht sind es ägyptische Pornogeschichten!«

Danne starrte ihn vom Sofa aus an.

Nach einer Weile kam sie mit dem alten Duschvorhang zurück und enthüllte die schrecklichen Schimmelkonzentrationen, zwei kleine schwarze Flecken unten in einer Ecke. »Was sagt das über diesen Haushalt?« fragte sie rhetorisch und befingerte angeekelt die Flecken.

»Daß wir duschen.«

Sie seufzte, knüllte den Vorhang zusammen und stopfte ihn in einen schon überquellenden Mülleimer. Dann holte sie die Reste der mexikanischen Scheißpampe heraus, schob die Plastikschaale in die Mikrowelle, setzte sich vors Fernsehen und schaltete auf einen anderen Kanal um. Ohne ein Wort nahm Danne die Fernbedienung und schaltete zurück.

Während Hjelm sich das Bier eingoß, kam es ihm in den Sinn, daß er die Szene schon gesehen hatte. Dreitausenvierhundertsechszigmal.

»Wieviel Uhr ist es?« fragte er.

»Neunzehn, null sechs und dreizehn«, sagte Cilla, die gekontert hatte, indem sie den Teletextknopf gedrückt hatte, so daß ein dunkler Buchstabenvorhang vor der MTV-Szene niederging.

»In knapp vier Minuten geht der Gong«, ließ sich

die Stimme des Hausherrn vernehmen. »Ich will ABC sehen.«

Der Kampf auf dem Sofa ging lautlos weiter. Noch war es ein Spiel. Er hoffte, daß es dabei bliebe.

Die Mikrowelle klingelte. Tova kam die Treppe herunter und stöhnte, als sie das Schauspiel auf dem Sofa sah.

»Hej«, sagte Hjelm zu seiner fast vierzehnjährigen Tochter.

»Hej«, sagte sie überraschenderweise. »Ihr seid aber spät.«

»Hör auf«, sagte er.

Er füllte die mexikanische Scheißpampe auf zwei Teller grub zwei Löffel aus, goß zwei Bier ein und schaffte es tat] sächlich, alles zum Sofa im Wohnzimmer zu balancieren.

»Ist das nicht ein Schulbuch?« sagte er zu seinem Sohn, der gerade die Tasche an sich brachte, in der Cilla die Fernbedienung versteckt hatte.

»Hör auf«, öffte Danne ihn nach, riß die Fernbedienung an sich und schaltete zurück auf MTV. Es lief Reklame, und er gab nach. Die Vaterhand schnappte die Fernbedienung, schaltete aufs Zweite und stellte den Ton lauter.

Es waren noch ein, zwei Minuten bis zu den Lokalnachrichten. Hjelm konnte noch fragen: »Was macht die Schule?«

Der Sohn hatte gerade mit der gymnasialen Ober-

stufe begonnen, und Paul Hjelm hatte einige Stunden an den Versuch verschwendet, sich mit dem neuen Oberstufensystem vertraut zu machen. Danne besuchte jedenfalls etwas, was unter der Bezeichnung Gesellschaftswissenschaftlicher Zweig lief, und seine Hausaufgaben wirkten wesentlich einfacher als der Unterrichtsplan.

»Gut«, sagte Danne.

Die Einleitungsmelodie der Lokalnachrichten erklang.

»Jetzt erlebt ihr große Fernsehkunst«, sagte Paul Hjelm. Der Rest der Familie betrachtete ihn skeptisch.

Es kam als erstes. Die Sprecherin berichtete erregt von einem großen Drogenzugriff auf Arlanda am Vormittag – und von einem dramatischen Überfall auf einen hochrangigen Polizeibeamten vor laufender ABC-Kamera. Empfindsame Zuschauer wurden gewarnt.

Hjelms Spannung stieg.

Dann erschien Waldemar Mörner auf dem Bildschirm, Abteilungsleiter bei der Reichspolizeiverwaltung und formeller Chef der A-Gruppe.

Sein wohlfrisiertes Haar war makellos, dennoch hechelte er, als habe er persönlich Verbrecher kreuz und quer durch den Flughafen Arlanda gejagt. Wahrscheinlich war er eben erst aus dem Hubschrauber gesprungen, ohne eine Ahnung zu haben, was pas-

siert war, möglicherweise hatte er im Hubschrauber auf der Stelle gejoggt. Weder sein Hecheln noch seine Unwissenheit hinderten ihn daran, selbstsicher und handlungskräftig auszusehen. Auch nicht daran, hemmungslos zu lügen.

»Waldemar Mörner, Abteilungsleiter bei der Reichspolizeiführung«, sagte der Reporter einleitend. »Was ist heute in Arlanda geschehen?«

»Die Reichskriminalpolizei hat aufgrund von Hinweisen unserer amerikanischen Kollegen, daß heute eine große Partie Drogen aus den USA in Arlanda eintreffen sollte, agiert. Weiter kann ich auf die eigentliche Aktion nicht eingehen.«

»Sind Festnahmen erfolgt?«

»Mindestens ein amerikanischer Staatsangehöriger ist wegen Drogenschmuggels festgenommen worden, ja. Wir rechnen in Bälde mit weiteren Festnahmen.«

Am Bildrand wurde ein Mann in Handschellen vorbeigeführt. Hjelm erkannte den berüchtigten Drogenschmuggler Robert E. Norton. Obwohl Norton zwischen vier schwerbewaffneten Arlanda-Polizisten eingekeilt war, gelang es ihm, Mörner einen Tritt in den Hintern zu versetzen, worauf dieser mit einem schrillen Aufschrei zu Boden ging. Im Fallen griff er nach dem Mikrophon, so daß der Reporter ebenfalls zu Boden stürzte. Das Mikrophonkabel wiederum mußte sich um die Beine des Kamera-

manns geschlungen haben, denn auch der fiel der Länge nach hin. Hinter dem langgezogenen Bild von Arlandas Deckenpartie konnte man den Kameramann jammern, den Reporter stöhnen und Mörner verbale Kanonaden abfeuern hören: »Himmelherrgottsakramentverdammtearschgeigen.«

Erst an dieser Stelle machte der Produzent einen Schnitt; man konnte sich leicht sein sadistisches Lächeln vorstellen.

Dennoch kam es für die Dame im Studio zu früh. Als die Kamera auf sie schwenkte, rief sie in Panik: »Soll ich das hier wirklich lesen?«

Als sie merkte, daß sie schon auf Sendung war, gelang es ihr, sich zu fassen. Sie kämpfte grandios, um sich das Lachen zu verbeißen, während sie las: »Zum Glück wurde beim Angriff des Drogenkuriers niemand ernstlich verletzt. Unser Reporter allerdings zog sich gewisse orale Schäden zu, als das Mikrophon, das in seinen Mund gedrückt worden war, entfernt wurde.«

Auf dem Sofa in Norsborg brauchte niemand ernst zu bleiben. Als die Lachsalven verebbten und Paul Danne die Fernbedienung zurückreichte, begegnete er Cillas Blick, Während sie sich die Tränen abwischte und ihr Gesicht wiederherstellte, war ihr Blick ernst. Sie begriff, daß etwas im Gang war, das sah er.

Sie gingen früh zu Bett, beide hatten einen langen Arbeitstag hinter sich. Danne durfte sitzen bleiben

und weiter MTV gucken; dies war kein Abend, an dem sie noch in der Lage waren, richtig verantwortungsvolle Eltern zu sein. Die Erfahrung sagte ihnen, daß er wahrscheinlich beim Fernsehen seine Hausaufgaben machte. Keiner von ihnen konnte es ganz fassen, wie der Begriff Simultankapazität so schnell aufgewertet worden war.

»Was ist denn bei euch los?« fragte Cilla mit einem letzten aufglühenden Funken von Aufmerksamkeit, bevor der Schlaf die Oberhand gewann.

»Bis jetzt ist nichts passiert«, sagte Paul, während er ein paar Bücher auf den Nachttisch packte. »Aber die Gefahr besteht.«

»Und die Wunde an deiner Lippe?« fragte sie schon beinahe tonlos.

»Der Fernsehstar«, prustete er. »Der Mörner in den Arsch getreten hat.«

»Geht es wirklich um Drogen?«

»Nein«, seufzte er. »Das hier tötet schneller.«

Sie war schon fast jenseits der Schlafgrenze. »Waffen?« fragte sie.

»Nicht direkt. Aber es ist besser, ich sage nicht mehr. Allerdings fürchte ich, daß uns einige Überstunden bevorstehen. Ein Glück, daß der Sommer zu Ende geht.«

Da schlief sie schon.

Er streichelte ihre Wange. Dann wandte er sich dem Bücherstapel auf seinem Nachttisch zu. Auf dem

Heimweg von Marieberg war er in der Bibliothek am Fridhemsplan gewesen und hatte in dem neuen Online-Katalog nach Hassel, Lars-Erik, gesucht. Er bekam die maoistische Kampfschrift von 1971 und zwei Teile der etwas späteren Serie von Dokumentarromanen.

Die Kampfschrift war unlesbar. Nicht aus ideologischen Gründen, sondern weil sie die totale Vertrautheit mit der Terminologie des dialektischen Materialismus voraussetzte. Er begriff ganz einfach kein Wort. Dies hatte also ein Mann geschrieben, der später schwedische Autoren mit Vorwürfen überschüttete, sie seien elitär.

Die Dokumentarromane waren statt dessen zutiefst pädagogisch. Die Handlung kreiste um ein Gut in Västmanland zur Zeit der Jahrhundertwende. Schritt für Schritt folgte man Klasse für Klasse, angefangen beim Gutsbesitzer mit seiner ererbten Brutalität hinter der Fassade von piekfeinem Oberklassengehabe bis zum heroischen Kampf der unterdrückten Häusler um ihr täglich Brot. Hjelm hatte das vage Gefühl, daß ihm das Konzept geläufig war. Das Problem lag darin, daß alles überideologisiert war. Die Gestaltung trat völlig hinter der Botschaft zurück. Hier sollte die ungebildete Masse wirklich politisch geschult werden. Es war wie eine mittelalterliche Exempelsammlung, ein unverhülltes Unterrichtsbuch der wahren Lehre. Die Zensur durch den

Schlaf griff unerbittlich ein.

Der Tag, an dem einer von Schwedens letzten Schutzwällen fiel, endete mit einer weiteren Gewalttätigkeit gegen die Polizei. Gerade als die Wanduhr unten im Wohnzimmer zwölf schlug, vollführte Lars-Erik Hassel einen posthumen Angriff auf Paul Hjelm, der davon erwachte, daß die rechte Ecke von *Der Parasit der Gesellschaft* seine linke Augenbraue aufschlug.

Der Schwedenbesuch des Kentuckymörders ging seinem zweiten Tag entgegen.

Arto Söderstedt wohnte mit seiner Frau und fünf Kindern in der Innenstadt und fand es wunderbar. Außerdem war er überzeugt davon, daß die Kinder es wunderbar fanden, vom Dreijährigen bis zum Dreizehnjährigen. Jedesmal, wenn er sie in der Kindertagesstätte oder in der Schule ablieferte, fand er sich von Selbstquälern umringt, die sicher waren, daß der größte Traum ihrer Kinder ein eigener Rasen zum Rumtoben war. Er dachte viel über die psychosozialen Mechanismen nach, die dafür verantwortlich waren, daß die Mehrzahl der Inneinstadtterner ein konstant schlechtes Gewissen hatte.

Bei den Vororteltern, denen er begegnete, war es anders. Alle strengten sich aufs äußerste an, die Umwelt davon zu überzeugen, daß sie das Paradies auf Erden gefunden hatten. Eine nähere Untersuchung ergab in der Regel, daß das Paradies aus drei Dingen bestand; erstens, daß man die Kinder nach draußen lassen konnte, ohne sich ständig in ihrer Nähe aufhalten zu müssen; zweitens, daß es keine Parkprobleme gab; drittens, daß man grillen konnte.

Die spannungsgeladene Konfrontation zwischen dem zunichte gemachten Gewissen und dem aufgeblähten Selbstgefühl hatte häufig einen weiteren Umzug nach Norden, Süden oder Westen zur Folge.

Söderstedt hatte das Gras auf beiden Seiten des

Zauns gesehen. Als die A-Gruppe zur Dauereinrichtung gemacht wurde, zog die Familie aus einer Eigenheimsiedlung in Västeras in die Bondegata nach Södermalm. Persönlich vermißte er weder den erzwungenen Kontakt mit Nachbarn, mit denen er nichts gemeinsam hatte, noch die Selbstgefälligkeit des wettbewerbsorientierten Besitzens oder die Fixierung auf das Auto, die enormen Abstände zu allem, die schlechten Verbindungen, die Grillfeste, das stille Vegetieren, die künstliche Naturnähe, die voraussagbaren Diskussionen über den Gartenschlauch, den Rasen und die Blumenbeete, die mehr Zeit verschlangen als Wasser, die geschichts- und phantasielose Architektur, die leeren Straßen, die totale Abwesenheit von Kultur. Und was die Kinder anbetraf, hatte er eine kleine Liste mit Argumenten erstellt, die Innenstadtalternativen benutzen konnten, wenn sie von aggressiven Vorortbewohnern in die Ecke gedrängt und wegen Kindesmißhandlung angeklagt wurden. Die Bilder der Kindheit folgen einem Menschen durchs ganze Leben, und wenn diese Bilder eher aus Spielparks, Schotterplätzen und öden Straßen bestehen als aus variierenden Hausfassaden, Kirchtürmen und Menschen, ist dies ein gewichtiger Grund. Die Wahrscheinlichkeit einer guten Ausbildung ist höher, die Zahl der Museums- und Theaterbesuche ist bedeutend größer, das Angebot an Aktivitäten ist enorm, die Begegnungen mit Menschen je-

der Art sind unzählbar. Überhaupt werden Aufmerksamkeit und Wachsamkeit auf eine Weise trainiert, wie sie außerhalb der Stadt keine Entsprechung hat.

Was ihm jetzt, da er durch erwähnte Stadt wanderte, plötzlich aufging, war die Tatsache, daß der ganze Gedankengang von einem tief verwurzelten schlechten Gewissen diktiert wurde.

Was waren das eigentlich für soziale Stereotypen, die das Bild des Glücks bestimmten?

Auf jeden Fall nicht die Fünfstückwohnung in der Bondegata, in der sein Siebenpersonenhaushalt zweifellos eine Spur beengt lebte. Die Frage war, ob das wirklich eine so große Rolle spielte.

Weil Anja heute die Kinder fuhr, erlaubte er sich, zu Fuß von Söder nach Kungsholmen zu gehen; sein Gefühl sagte ihm, daß es wohl für lange Zeit das letzte Mal war, daß er sich diesen Luxus gestatten konnte. Als er an diesem schönen Spätsommertag das Polizeipräsidium betrat, schlug er denn auch direkt den Weg zur Dienstwagenabgabe ein und ließ sich die Schlüssel für einen robusten Audi aushändigen. Er steckte sie ein und betrat den Aufzug.

Arto Söderstedt sah sich im Spiegel des Aufzugs. Wieder ein Sommer ohne Hautkrebs, dachte er und suchte nach Holz, an das er klopfen konnte. Er hatte eine Haut, wie sie nur Finnen und Engländer haben können, dachte er mit einem Vorurteil der freundlichen Art, jene durch und durch weiße Haut, die in

der Sonne nie etwas anderes werden kann als rot. Es war der vierte September, und er hatte es gerade geschafft, den entscheidenden Schritt von Lichtschutzfaktor 15, der Babyvariante, zu Lichtschutzfaktor 12 zu tun.

Eigentlich mochte er den Herbst am liebsten.

Allerdings vielleicht nicht gerade diesen Herbst.

Schon im Zusammenhang mit den Machtmorden hatte er sich in die Literatur über Serienmörder eingelesen und wie üblich hier und da eine Reihe von Vorträgen gehalten. Seitdem hatte er sie rationiert. Er fürchtete, daß die Zeit der Rationierung jetzt vorbei wäre. Schwedens letzter Schutzwall war zusammengebrochen, und das Gewaltverbrechen von internationalem Charakter, um eine gut bekannte Quelle zu zitieren, war angekommen. Es würde kaum eine Einzellerscheinung bleiben.

Tatsache war, daß er den Kentuckymörder kannte. Er hatte etwas über ihn gelesen und erinnerte sich schwach. Einer der ersten in der langen Serie.

Seine Vorgehensweise war irgendwie ungewöhnlich, etwas daran stimmte nicht mit dem Bild von Serienmördern überein. Diese grauenhaften Zangen ... Er konnte nicht mit dem Finger darauf zeigen, doch irgend etwas stimmte nicht. Er mußte direkt mit Ray Larnier vom FBI sprechen, aber ihm war noch nicht ganz klar, wie er das an Hultin vorbei tun konnte. Hultin war zwar der beste Chef, unter dem er je ge-

arbeitet hatte, doch ihm fehlten die Einsichten, die er selbst, Söderstedt, in bezug auf die Grauzonen der Rechtsmaschinerie hatte. Söderstedt war einst Strafverteidiger gewesen, einer der führenden Finnlands, und hatte das Schlimmste vom Schlimmsten in den höheren Kreisen verteidigt. Dann hatte sein Gewissen stop gesagt; er sprang ab, floh nach Schweden, besuchte als leicht überaltertes Semester die Polizeihochschule und ließ sich als Polizeibeamter in Västeras nieder. Ihm war die Idee gekommen, daß die Rolle des Verteidigers als des stellvertretenden Verbrechers im vorliegenden Fall zur Anwendung kommen konnte. Irgendeine Art von Identifikation war notwendig, wenn man Serienmörder fassen wollte, das wußte er.

Er war so versunken in seine Gedanken über Innenstadteltern und Serienmörder, daß er gar nicht merkte, daß er sich verspätet hatte. Das passierte ihm normalerweise nicht. Er war also gelinde gesagt überrascht, als er die Tür zur »Kampfleitzentrale« öffnete und nicht nur alle schon versammelt fand, sondern auch Waldemar Mörner höchstpersönlich an Hultins Katheder sitzen und mit den Fingern trommeln sah.

Weil er keine Chance gehabt hatte, sich auf diese Konfrontation vorzubereiten, bekam er spontan einen Lachanfall. Das war weniger gelungen. Mörner sah unverschämt fit aus, vollkommen unberührt von

den Ereignissen in Arlanda, aber Söderstedts Lachanfall veranlaßte ihn dazu, am Rand einen kleinen Haken zu machen, der nicht mehr zu tilgen sein würde. Eine kurze, aber tödliche Sekunde lang zog er die eine Augenbraue hoch. Dann war er wieder wie immer. »Ich hoffe, es wird nicht zur Gewohnheit, zu spät zu kommen, Söderstedt«, sagte er bissig. »Wir stehen vor einer Herausforderung von einer Art, wie wir sie hierzulande in moderner Zeit auch nicht im entferntesten erlebt haben. Aber *tempus fugit*, und wir mit ihr. Lassen wir uns durch die vier Anzeigen von Arlanda nicht in der Arbeit stören, sondern versuchen wir weiterzukommen in unserer umfangreichen Ermittlung.«

»Vier?« sagte Norlander.

»Inzwischen, ja«, erwiderte Hultin neutral.

Mörner hörte sie nicht, sondern fuhr mit glühendem Pathos fort: »Nach aufwendiger Arbeit in den oberen Etagen habe ich sichergestellt, daß der Fall in euren bewährten Händen gelandet ist, und ich hoffe inständig, daß ihr euch des in euch gesetzten Vertrauens würdig erweist. Da Kraftansammlung vonnöten ist, empfehle ich erweiterte Horizonte und breit gestreute Blicke. Euer Aktienkapital ist grundsolide verankert in den Visionen der Führungsgruppe, und die Zukunft ist strahlend. Das Licht am Ende des Tunnels wird sichtbar. Eurer schweren Mühe harrt eine ehrliche Belohnung. Er-

greift den Tag, nutzt den Augenblick, verstreut euren Charme. Gebt Gas jetzt, meine Herren. Und meine Dame, natürlich. Das Wohl Schwedens ruht in euren Wiegen.«

Mit diesen Weisheitssprüchen stürmte Mörner, den Blick starr auf die Uhr gerichtet, zur Tür hinaus.

Es war vollkommen still. Jede sprachliche Äußerung schien blockiert. Nach dieser Rede würde kein Wort mehr unschuldig sein. Jedes einzelne konnte zu einer gegen das Herz der schwedischen Sprache gerichteten Mordwaffe werden.

»Bei solchen Freunden braucht man keine Feinde«, sagte Hultin ausdruckslos, womit er freilich zu einem Sprichwort Zuflucht nahm, um den Sprachzustand wieder zu normalisieren. Er fuhr fort: »Ich habe die Nacht mit dem Kentuckymörder verbracht.«

»Dann dürfte er ja leicht zu lokalisieren sein«, meinte Söderstedt, der sich noch nicht richtig gefaßt hatte.

Hultin ignorierte ihn souverän: »Eine Zusammenfassung ist auf eure Zimmer verteilt worden. Das Material ist enorm umfangreich, und irgendwo darin verbirgt sich die Schwedenverbindung. Meine Durchsicht hat eigentlich nichts Neues erbracht, aber wenn ihr Zeit übrig habt, könnt ihr wohl die Details studieren. Ich befürchte jedoch, daß er erst aktiv werden muß, damit wir Spuren bekommen, mit

denen sich etwas anfangen läßt.«

»Wenn er nun hergekommen ist, um in Pension zu gehen«, sagte Nyberg, dessen Sehnsucht nach der Pensionierung inzwischen immer spürbarer wurde. »Dann sitzen wir hier und drehen Däumchen bis zu *unserer* Pensionierung.«

Der Gedanke hatte für Gunnar Nyberg nichts wirklich Abschreckendes. Bei der Jagd auf den Mörder war er von einer Kugel in den Hals getroffen worden. Es hatte nicht viel gefehlt, und der fleißige Kirchenchorsänger hätte seinen letzten Ton gesungen. Nach halbjähriger Rekonvaleszenz war er zurückgekehrt in den Kirchenchor von Nacka; sein Baß war tiefer geworden, hatte mehr Volumen bekommen, und er sang jetzt jubelnd, nicht so sehr über Gottes Güte – wenngleich auch die in seinen Gedanken mitspielen mochte – als vielmehr über die Tatsache, daß er überhaupt noch eine Stimme hatte. Die Stimmbandzange des Kentuckymörders war für Nyberg identisch mit der Teufelsgabel. Er lief Gefahr, sich in einer Weise persönlich zu engagieren, wie er es normalerweise in Erwartung seiner Pensionierung sorgsamst vermied. Das Problem war, daß bis dahin noch zwanzig Jahre vergehen mußten.

»Er ist mit frischem Blut an den Händen hergekommen«, erwiderte Hultin. »Ich glaube nicht, daß man auf diese Art und Weise seine Laufbahn beendet. Er hätte sehr wohl ganz unbemerkt ins Land schlüpfen

können, doch die Sucht gewann die Oberhand. Nein, irgendein Ziel hat er ...«

»Genau darüber habe ich nachgedacht«, sagte das zweite Kirchenchormitglied, Kerstin Holm. Sie trug Schwarz wie immer, unter anderem einen kleinen schwarzen Lederrock von der Art, auf die Hjelm nicht umhin konnte zu reagieren. Er wurde plötzlich um ein gutes Jahr zurückgeworfen. Der gestrige häusliche Friede schien die verbotenen Türen geöffnet zu haben, und er fragte sich auf einmal, wie es ihr eigentlich ging, wer der neue Mann war, was sie jetzt im nachhinein so über *ihn* dachte. Ihr Verhältnis war intensiv gewesen, aber unwirklich. Haßte sie ihn? Manchmal glaubte er das. Hatte wirklich er sie verlassen, oder sie ihn? Alles lag noch immer im Nebel. Misterioso, dachte er.

Was sie dann sagte, rief ihn abrupt in die Wirklichkeit zurück.

»Bei Serienmorden geht es ja darum, gesehen zu werden«, meinte sie nachsinnend. Ihren Diskussionsbeiträgen lag immer eine etwas abweichende Argumentationsweise zugrunde. Weiblich, vielleicht. »Die Opfer sollen ihren Henker sehen, nach Möglichkeit lange, und die Öffentlichkeit soll die Opfer sehen, und dadurch den Mörder. Man mordet nicht in Serie und versteckt dann die Opfer. Das wäre etwas anderes. Wie bei Thomas Quick. Wie verhält es sich eigentlich damit? Hat unser Mann jemals ein Opfer

versteckt?«

Hultin blätterte wieder. »Auf den ersten Blick hat es nicht den Anschein, aber wenn du glaubst, daß es wichtig ist, mußt du die Sache genauer untersuchen.«

»Ich glaube, daß jeder von uns das vage Gefühl hat, daß hier etwas nicht ganz stimmt. Nicht viel, aber ein wenig. Er ist bestialisch blutdürstig, macht aber fünfzehn Jahre lang Pause. Er nimmt einen falschen Paß mit zum Flughafen, hat aber keinen Platz gebucht. Er ermordet Hassel in der abendlichen Rush-hour auf einem der größten Flughäfen der Welt, ohne eine Spur zu hinterlassen, aber er versteckt die Leiche nicht. Er hat alle Attribute eines klassischen Serienmörders, agiert aber gleichzeitig mit der Professionalität eines klinischen Berufskillers. Will er wirklich gesehen werden? Oder hat er uns vielleicht *erzählt*, wohin er wollte? Können wir auch eine Mitteilung darüber finden, *warum* er hierher wollte? Wir haben ja schon darüber diskutiert, aber diese Kombination kommt mir nicht nur gefährlich, sondern auch falsch vor. Irgendwie.«

Dieses Irgendwie hätten sie wohl alle unterschreiben können.

»Hat es trotz allem mit Hassel als Person zu tun?« wagte Hjelm zu fragen. »Ich habe mir seine maoistischen Schriften aus den Siebzigern angesehen, und mit denen ist nicht zu spaßen.«

Er pulste an seiner verpflasterten Augenbraue und fuhr fort: »Spielen wir doch statt dessen mal den Gedanken durch, daß der Kentuckymörder ein KGB-Mann ist und daß die amerikanische Welle der Serienmorde eine Folge von sowjetischem Import ist. Deshalb die vielen nicht identifizierten Opfer. Verfügte Hassel über irgendwelche Informationen aus den guten alten Siebzigern, die nicht an den Tag kommen durften? War er nur einer in einer Serie von Sicherheitsrisiken oder Verrätern oder Doppelagenten? Vielleicht kann man ein bißchen inoffiziell mal bei Larner auf den Busch klopfen, ob der Gedanke bei ihnen schon aufgetaucht ist.«

»Das könnte«, übernahm Kerstin Holm eifrig, »die lange Pause erklären; er – oder sie, wenn es ein ganzer Kader war – wurde ganz einfach kurz nach Brechnjews Tod am Anfang der achtziger Jahre nach Hause geholt. Das KGB hat damals tatsächlich seine Aktivitäten eingeschränkt, das paßt ganz gut. Dann, fünfzehn Jahre später, beginnt sich in Rußland Unzufriedenheit auszubreiten, die Kommunisten sind wieder auf dem Vormarsch, Agenten werden aus dem Gefrierschrank geholt, und unser Freund wird wieder in die USA zurückgeschickt und macht sich von neuem an die Arbeit.«

»Er hat seine amerikanische Liste abgearbeitet und fängt mit der schwedischen an«, führte Hjelm den ansprechenden Staffellauf weiter. »Er wägt mit pro-

fessioneller Präzision die Risiken ab: Wie kann ich den zukünftigen Opfern am besten mitteilen, daß ich komme, ohne selbst gefaßt zu werden? Denn offenbar handelt es sich darum, *gesehen zu werden*, wenn auch auf eine etwas andere Weise, als wir uns gedacht haben. Es geht darum, von denen gesehen zu werden, die bestraft werden sollen. Er befindet sich auf einem Kreuzzug, seine Absicht ist es, alle Verräter in Angst und Schrecken zu versetzen. Sie sollen wissen, daß der Staat nicht tot ist, daß es unmöglich ist, vor dem Sowjetstaat zu fliehen, daß er als Staat im Staate in denkbar wünschenswertem Wohlbefinden weiterlebt.«

»Auf der anderen Seite«, ergänzte Holm, »ist er sich dessen bewußt, daß die Mitteilung in erster Linie die Polizei erreicht. Er wartet also jetzt darauf, daß die üblichen Lecks entstehen und alles herauskommt, oder umgekehrt, er hat es auf die Polizei abgesehen, und in dem Fall auf eine sehr kleine Gruppe von Polizisten: genau die nämlich, von denen er schon weiß, daß sie den Fall übernehmen werden.«

»Falls es sich so verhält«, fuhr Hjelm fort, »daß einer aus der A-Gruppe hier oder noch höheren Orts eine Vergangenheit hat, die der von Lars-Erik Hassel gleicht, so sollte er sich in acht nehmen.«

»Und vortreten«, sagte Kerstin Holm.

»Aus dem Kleiderschrank herauskommen«, sagte Hjelm.

Sie schwiegen. Plötzlich hatte man nicht nur den Schritt in die große internationale Politik und die Fortsetzung des Kalten Krieges getan, sondern auch die A-Gruppe persönlich in den Fall hineingezogen. Konnte es tatsächlich so verzwickt sein? Hatte der Kentuckymörder es auf einen von ihnen abgesehen?

»Was wissen wir über Mörners Hintergrund?« fragte Hjelm boshaft.

Aus den ungläubig schweifenden Blicken fing er Kerstins auf. Es war das erstemal seit langem, daß sie zufriedene Blicke austauschten; sie bargen viel und sie verbargen viel. Sie lächelte ein verschmitztes und einnehmendes Lächeln.

Das tat Hultin nicht. »Mörner ist kaum ein Sicherheitsrisiko, außer für sich selbst«, sagte er bissig. »Gibt es sonst jemanden, der das Gefühl hat, er sollte aus dem Kleiderschrank herauskommen?«

Keiner hatte das Gefühl.

Hultin fuhr mit seidenweicher Stimme fort: »Spekulationen in allen Ehren, aber diese hier verdient den Paranoiapreis des Jahres. Aus der banalen Tatsache, daß die Leiche gefunden wurde, bevor die Maschine hier landete, leitet ihr die elegante Schlußfolgerung ab, daß die ganze Serienmordwelle in den USA auf sowjetische Infiltration zurückgeht, daß sämtliche vierundzwanzig Opfer, die ihr mitnichten genauer untersucht habt, sowjetische Verräter waren, daß dies alles dem FBI nicht aufgegangen ist

und daß ein euch nahestehender Kollege KGB-Kontakte gehabt hat. Allerhand, was ihr da zusammengebracht habt.«

»Aber hat es nicht immerhin Spaß gemacht?« fragte Hjelm ebenso seidenweich.

Hultin ignorierte den Einwurf und hob die Stimme: »Wenn dies auf irgendeine Weise mit Machtspielen in der großen Politik zu tun hat, dann sind wir ein sehr kleines Steinchen im Spiel. Weder ich noch Larner haben diese Gefahr übersehen. Aber auch dann sieht es kaum so aus, wie ihr es beschreibt. Dann würden wir nicht mehr davon sehen als die Konturen.«

»Aber richtig ist jedenfalls«, sagte Kerstin Holm, »daß uns sehr viel verborgen bleibt.«

»Wir können ja so verfahren«, sagte Hultin versöhnlich, »daß du, Kerstin, dir die amerikanischen Opfer besonders vornimmst; eine eingehende Analyse, wer sie eigentlich waren, was das FBI über sie sagt und ob es irgendeine Verbindung zwischen ihnen gibt, außerdem zwischen ihnen und dem Schritt herüber nach Schweden. Sieh nach, ob du aus deiner Perspektive etwas finden kannst, was dem FBI mit seiner Perspektive entgangen sein kann. Eine harte Nuß, aber du hast selbst Schuld.«

Hultin raffte seine Papiere zusammen und wirkte einen Moment lang ebenso durcheinander wie diese. Dann riß er sich zusammen: »Eigentlich sollte diese

Besprechung Jorge vorbehalten sein, der die ganze Nacht im Internet gesurft ist.«

Chavez saß in einer Ecke und sah vollkommen erledigt aus. Für jemanden, der viel Zeit im Internet mit all seinen virtuellen Querverbindungen verbrachte, war die Paranoia immer eine Verlockung, und es hatte den Anschein, als gelte dies jetzt auch für ihn. Doch er war auch sehr, sehr müde.

»Ja«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob wir jetzt noch so viel mehr hören können. Ich habe auf jeden Fall mehrere Stunden mit etwas geschattet, was gut versteckt im Netz liegt, nämlich FASK, Fans of American Serial Killers, einer lichtscheuen Organisation, bei der sich einzuloggen nicht ganz einfach und, wie ich gestehen muß, auch nicht eben billig war. Der Kentuckymörder läuft dort ganz einfach unter der Bezeichnung K und ist für die Wahnsinnigen im FASK ein großer Held. Sie wußten, daß K wieder getötet hat, aber soweit ich beurteilen konnte, nicht, daß er nach Schweden gegangen ist, was wohl darauf schließen läßt, daß ihre Kontakte sich zum Glück nicht auf eine sonderlich hohe Ebene erstrecken.

»Ich hoffe, du hast nicht allzu viele Spuren hinterlassen, die hierherführen«, sagte Hultin, dessen Kenntnisse, was den Ringelreigen des Webs anbelangte, sich in Grenzen hielten.

»Ich war gut getarnt«, sagte Chavez lakonisch. »Sie hatten auf jeden Fall eine ganze Menge Theorien

über K, die zu kennen nützlich sein kann. Die meisten waren Hirngespinnste wie Kerstins und Pauls, aber es gab auch andere, besonnenere. Auch die gehen davon aus, daß es sich um eine Art Profi handelt. Ein paar glauben, es handele sich um einen hohen Militär. Hinter der Vietnameinheit Commando Cool steckte anscheinend ein geheimer Befehlshaber, der auf die eine oder andere Weise direkt dem Präsidenten unterstellt war. Seine Identität ist nicht bekannt, er war der einzige, den Lerner nicht zu fassen bekam, aber in diesen Kreisen läuft er unter dem Namen Balls; sie haben offenbar nie den *Rosaroten Panther* gesehen. Das Gerücht besagt, dieser Balls habe die berüchtigte Stimmbandzange selbst erfunden und später eine zentrale Position im Pentagon bekleidet. Lamers Verdächtigter, der mit dem Countrysänger-Namen, der sich totgefahren hat...«

»Wayne Jennings«, sagte Hultin.

»Danke. Er war FASK zufolge nur Balls' Handlanger. Die wirklich wichtigen Operationen in Vietnam wurden unter Balls' persönlicher Leitung durchgeführt. Wiederum laut FASK. Sie sind auch davon überzeugt, daß Balls K ist. Er ist vermutlich jetzt General. Dem Fanklub der Serienmörder zufolge hörte er auf zu morden, als er nach Washington versetzt wurde und Vietnam ihm nicht mehr im Blut saß, und fing wieder an, als er pensioniert wurde. Die Argumentation ist ziemlich kohärent, finde ich.«

»Aber es ist ja kaum dein Balls, der hergekommen ist«, sagte Hultin. »Er ist mit dem Paß eines Zweihunddreißigjährigen gereist.«

Chavez nickte mit soviel Eifer, wie seine Müdigkeit zuließ. »Genau. Das relativiert die Argumentation des FBI ein wenig. Die ganze Theorie, daß der Kentuckymörder nach Schweden gekommen ist, steht eigentlich auf ziemlich schwachen Füßen. Es war unter den gegebenen Umständen eine spontan gezogene Schlußfolgerung, sie beruht aber auf dem banalen Umstand, daß Hassel kein Flugticket bei sich hatte. Dann wurde die schnelle These zu einem Axiom. Wir wissen nicht einmal, *wann* Hassel ermordet wurde. Er kann durchaus auf dem Flughafen einen Rappel gekriegt haben, ihm ist noch was eingefallen, was er tun mußte, und er beschließt, noch eine Nacht zu bleiben. Vielleicht war er selbst es, der angerufen und seinen Flug abbestellt hat. Dann warf er das Ticket weg. Vielleicht blieb er noch eine Weile und trank ein paar Schnäpse. Und auf dem Weg zum Klo wird er überfallen und ermordet. In der Zwischenzeit ist ein jüngerer Verbrecher mit falschem Paß am Flughafen angekommen, vielleicht auf der Flucht vor irgendwelchen Buchmachern, die nicht gut auf ihn zu sprechen sind, oder etwas in der Art, und nimmt den erstbesten Flug nach Europa, für den noch ein Platz zu kriegen ist. Die Maschine nach Stockholm hebt in zwölf Minuten ab, und die nimmt er. Wenn es

so wäre, hätte der Kentuckymörder das Land nie verlassen. Klingt das unsinnig?«

Hultin blickte sich im Raum um. Weil keiner den Mund aufmachte, mußte er selbst die Einwände formulieren. Und er tat es mit Nachdruck: »Abgesehen davon, daß es zu viele Zufälle sind, klingt es reichlich bizarr, daß Hassel zum Flughafen gefahren sein sollte, es sich anders überlegt, sich nicht darum schert, eine Stunde vor Abflug einzuchecken, wie es Vorschrift ist, mindestens eine halbe Stunde wartet und dann anruft und den Platz abbestellt, statt einfach zum Schalter zu gehen.«

»Für mich hört es sich nach klassischem Alkoholkerverhalten an«, sagte Gunnar Nyberg. »Er kam vielleicht zu spät an, irrte umher, entdeckte, daß er das Einchecken verpaßt hatte, glaubte, damit auch die Maschine verpaßt zu haben, und rief den Schalter an, um nicht mit der offenen Verachtung des Bodenpersonals konfrontiert zu werden. Dann ließ er sich am Flughafen weiter vollaufen und fing Streit mit der falschen Person an. So würde Jorges Theorie besser funktionieren.«

»Das Problem ist«, sagte Hultin trocken, »daß die Obduktion keinen nennenswerten Alkoholgehalt im Blut ergeben hat. Und keine Drogen. Das könnte man wissen, wenn man die Anordnung befolgt und Larners Bericht gelesen hätte.«

»Was war mit seinem Gepäck?« fragte Nyberg, wie

um die These von der mangelhaften Belesenheit zu bekräftigen.

»Das wurde neben ihm gefunden, was das Bild von der Kaltschnäuzigkeit des Mörders bestätigt. Er schaffte Hassel nicht nur mitten im Menschengewimmel von Newark geräuschlos in eine Besenkammer; er bekam sogar noch das Gepäck mit hinein.«

Er seufzte und resümierte: »Versuchen wir jetzt, eiskalt und logisch zu sein. Die Stornierung kam siebzehn Minuten vor dem Abflug. Das Personal ging selbstverständlich davon aus, daß es Hassel selbst war, der anrief, und daß er von außerhalb anrief. Wenn es so war, daß er von außerhalb anrief und stornierte, warum hätte er dann zum Flughafen fahren sollen? Denn das tat er offenbar: Einerseits ergibt die Tatortuntersuchung, daß die Besenkammer aller Wahrscheinlichkeit nach der Tatort war, andererseits wäre es unmöglich gewesen, eine Leiche durch eine belebte Flughafenhalle zu transportieren. Okay? Also bleiben zwei Möglichkeiten: Zum einen, daß er selbst vom Flugplatz aus anruft, was jedoch in sich absurd ist, weil er dann nämlich erstens die Maschine noch bekommen hätte – das schaffte ja der fünf Minuten später kommende Reynolds –, oder zweitens einen Rappel gekriegt und es sich im letzten Moment anders überlegt haben müßte, und warum dann überhaupt anrufen – wenn man nüchtern war? Warum dann nicht einfach umkehren und

ein Taxi nach Manhattan nehmen? Und zum anderen, daß jemand anders unter seinem Namen anrief – und wenn jemand anders anrief, dann hatte dieser Jemand einen triftigen Grund, das zu tun, und der triftigste Grund scheint im Augenblick der zu sein, daß er um jeden Preis mit der Maschine nach Stockholm fliegen wollte. Haydens intuitive Hypothese dürfte als Arbeitshypothese immer noch gültig sein, wenn auch nicht als Axiom.«

»Okay«, sagte Chavez und schien in der Rundenpause Ammoniak geschnüffelt zu haben. »Es war sowieso nicht meine Hauptthese. Die baut statt dessen auf Balls. Wenn unser Mann nun ein pensionierter General ist, so sollte es für ihn kein größeres Problem sein, falsche Spuren zu legen; massenweise ehrgeizige zweiunddreißigjährige Offiziere dürften ihm als nicht allzu gewissenhafte Stellvertreter zur Verfügung stehen. Aus irgendeinem Grund hatte Balls jetzt das Gefühl, daß es Zeit war, das FBI abzuschütteln; vielleicht ging ihm langsam Larners Beharrlichkeit auf die Nerven. Und was tut man da, um das FBI auf die sicherste Art und Weise außer Gefecht zu setzen? Man verläßt das Land. Das FBI ist nicht der CIA, das Betätigungsfeld des FBI ist sehr klar abgesteckt: innerhalb der Grenzen der USA. Wenn man also sorgfältig ein Land auswählt, in dem die Mittel der Polizei knapp bemessen sind, die Prioritäten nicht begreifbar, die Chefposten auf merk-

würdige Weise besetzt und wo es kurz gesagt wahrscheinlich ist, daß die Polizei schlampt, wenn man danach einen Bürger dieses Landes ermordet, sein Rückflugticket klaut und dafür sorgt, daß der Stellvertreter anzudeuten vermag, daß man in besagtem Land angekommen ist, dann kommt das FBI zu dem Schluß, daß man ihm durch die Lappen gegangen ist. Genau wie Paul und Kerstin bin ich der Meinung, daß die etwas kuriose Flugplatzsequenz eine Mitteilung enthalten kann, doch eher, daß diese sich an das FBI richtet statt an Schweden, und der gesamte Schwedenteil dieses Falles kann sehr wohl ein Bluff sein. Ich bezweifle, daß er hier ist. Sein Stellvertreter kam her, tauschte den Paß aus und flog zurück, ohne Arlanda verlassen zu haben, und zu Hause wartete ein pensionierter, aber alles andere als machtloser General, der dafür sorgte, daß man ein Stück auf der Karriereleiter kletterte.«

Die A-Gruppe sah erschöpft aus. Das Risiko eines Ausfalls war offensichtlich. So viele Hypothesen waren während der letzten Stunde durch die Luft gewirbelt, daß sie umgehend ausgetauscht werden mußte.

Viggo Norlander, der einzige, der die ganze Zeit schweigend dagesessen hatte, in einem mentalen Narrengewand nach seinem eigenen kleinen Flugplatzauftritt, durfte zusammenfassen: »Wir treten mit anderen Worten auf der Stelle.«

»Genau«, sagte Hultin gutmütig.

Der Tag verging.

Der Tag darauf verging.

Noch eine Reihe von Tagen verging.

Nichts geschah. Nicht einmal die Presse schaltete die Schlagzeilensirenen ein. Die Gruppe konnte ungestört in aller Ruhe agieren, was auf eine Weise die Untätigkeit noch frustrierender machte. Es gab ganz einfach nichts zu tun. Nicht einmal hartnäckige Reporter waren zu verscheuchen, was immerhin eine Art bittersüße Genugtuung beinhaltet hätte.

Die polizeilich gemeldeten Todesfälle tröpfelten herein, desgleichen alle Fälle, in denen Amerikaner krimineller Handlungen verdächtigt wurden. Nichts davon wirkte besonders vielversprechend. Wenn der Kentuckymörder sich nicht abrupt an schwedische Verhältnisse angepaßt und angefangen hatte, heimlich Senildemente abzumurksen, womit gerade jemand in einem Pflegeheim in Sandviken angefangen zu haben schien, dann verhielt er sich ruhig. Oder wenn er nicht zwölf Jahre alt war und eine Schwangere zu Boden getreten hatte, so daß ihre gebrochenen Rippen auf offener Straße den Embryo ausstießen, in einem tragbaren Reisekleiderschrank einen Sexualmord an einer zweiundsechzigjährigen Prostituierten beging, ein Einjähriges ins Gefrierfach steckte, sich mit Nasenspray das Leben nahm,

Schwefelsäure mit Selbstgebranntem verwechselte oder den Nachbarn mit einer so ausgefallenen Tatwaffe wie einer frisch geschliffenen Harke angriff. Offiziell war Nyberg zuständig für die skurrileren Todesfälle, inoffiziell waren sie ihnen allesamt vollkommen egal. Nyberg hielt sich lieber an die Unterwelt, wo er ganz ungestört kleine Gauner der alten Garde terrorisieren konnte.

Das Verhältnis zur eventuellen Kriminalität auf Besuch weilender Amerikaner war in etwa das gleiche. Hier hielt Norlander die nicht existenten Fäden in der Hand; er fand, daß es ungewöhnlich lange dauerte, bis die mentale Narrenkappe sich abnutzte. Ein Mann, der unklug genug war, sich Reynold Edwins zu nennen, zog Norlanders Aufmerksamkeit auf sich, eher aufgrund seines Namens als wegen seiner Aktivität, die darin bestand, in Grundschulen in Malmö herumzugehen und Mädchen für Pornofilme aufzureißen. Drei amerikanische Geschäftsleute kauften sexuelle Dienste in einem Pornoklub in Göteborg und bestanden entschieden darauf, nicht illegal gehandelt zu haben. Ein nicht identifizierter Amerikaner hatte an einem Mister-Minit-Stand auf Gärdet einen Schlüssel illegal nachfertigen lassen; der Besitzer rief verspätet die Polizei an, was zur Folge hatte, daß er selbst eine Anzeige erhielt. Ein anderer nicht identifizierter Amerikaner war dabei beobachtet worden, wie er auf Narvavägen Haschisch verkaufte;

vermutlich hatte er einen schlechten Stadtplan. Ein dritter entblößte sich treuherzig im Park Tantolunden und wurde von einer Frauenfußballmannschaft aufs gröbste mißhandelt. Ein vierter bezahlte ein Folkeboot mit Tausendern, die in einem miserablen Farb-Xerox kopiert worden waren; leider war der alte Bootseigner so betrunken gewesen, daß es vierundzwanzig Stunden dauerte, bis er es merkte, und da hatte der Amerikaner schon das unwahrscheinliche Kunststück fertiggebracht, das Folkeboot in ein Schaufenster in Vaxholm zu fahren.

So ging es weiter. Alles uninteressant.

Chavez wurde immer virtueller, Söderstedt fuhr persönlich in seinem Audi herum und überprüfte Amerikaner, die in Schlössern und Hundehütten abgestiegen waren, und Hultin saß in langen, chaotischen Krisensitzungen mit Mörner und dem Reichspolizeichief; er machte sich einen Spaß daraus, sich vorzustellen, welche Knüppel der junge Kommunist Mörner dem KGB zwischen die Beine geworfen haben mochte.

Kerstin Holm arbeitete intensiv mit dem FBI-Material, aber die Beschreibungen der Opfer aus den siebziger Jahren waren bedenklich verblaßt, und die KGB-Hypothese kühlte spürbar ab. Mit gewissem Interesse registrierte sie, daß Hjelm ein wenig häufiger als üblich in ihrem Zimmer war. Sie argumentierten hin und her, kamen aber nicht weiter, als sie

in einer einzigen assoziativen Minute gewesen waren, in der sie sich gegenseitig zu einer gemeinsamen Hypothese verstiegen hatten, an die eigentlich niemand glaubte. In Ermangelung des virtuellen Zimmergenossen wandte Hjelm sich an Kerstin, und er wunderte sich ein wenig darüber, daß ausgerechnet die Tatsache, daß es ihm und Cilla besserging als seit langem, ihn dazu veranlaßte, sich Kerstin wieder zu nähern. Er wollte sie so vieles fragen, aber es wurden nur indirekte Andeutungen. Beispielsweise als er das Band von den Interviews mit Lars-Erik Hassels beiden Exfrauen abspielte. Zuerst die erste Exfrau:

»Sie waren also während der politischeren Periode zusammen, nicht wahr?«

»Politisch... ja...«

»Er engagierte sich doch stark für die Schwachen in der Gesellschaft ...«

»Ja ... ich weiß nicht...«

»Ein starkes, echtes Engagement.«

»Ja ... doch ... naja ... Worauf wollen Sie hinaus?«

»Und dann das literarische Engagement. Unglaublich stark.«

»Sind Sie jetzt ironisch?«

Eine Katastrophe, und er kassierte auch einen frostigen Seitenblick von Kerstin. Dann spulte er das Band vor zu der zweiten Exfrau, dem jungen Mädchen, das Hassel verlassen hatte, bevor er seinen

zweiten Sohn hatte sehen können.

»Hat er seinen Sohn seitdem sehen können?«

»Ja ... doch ... naja ...«

»Hat er ihn überhaupt je gesehen?«

»Das kann man vielleicht nicht sagen. Ich bin nicht hundertprozentig sicher, ob er wußte, daß er existierte.«

Vorspulen, dann zurück zur ersten.

»Hatte er Feinde?«

»Naja, Feinde und Feinde. Man kann nicht Kritiker sein, ohne sich den Haß anderer Leute zuzuziehen. Ist doch klar.«

»Denken Sie an jemand Bestimmtes?«

»Durch die Jahre sind es so zwei, drei gewesen. Und jetzt in der letzten Zeit bekam er anscheinend von einem dieser Idioten einen ununterbrochenen Strom von Haß-E-Mails.«

»Haß-E-Mails?«

»Haßbriefe per E-Mail.«

»Woher wissen Sie das? Haben Sie sich immer noch getroffen?«

»Laban hat es erzählt. Sie treffen sich einmal im Monat.«

»Ihr Sohn?«

»Ja. Irgendein Verrückter schickt ihm E-Mails. Mehr weiß ich auch nicht.«

Und wieder vorspulen bis zu dem jungen Mädchen.

»Wie alt ist Ihr Sohn jetzt?«

»Sechs. Er heißt Conny.«

»Warum haben Sie Hassel verlassen? Es ging ja so schnell. Er hat ja nicht einmal seinen Sohn sehen können.«

»Er hatte nicht den geringsten Wunsch, ihn zu sehen. Die Fruchtblase platzte, während er packte, um zur Buchmesse nach Göteborg zu fahren. Er bestellte zwei Taxis, eins nach Arlanda für sich selbst, eins zum Krankenhaus für mich. Galant, nicht wahr? Dann bumste er wie ein Verrückter da unten herum, während sein Sohn geboren wurde. Vielleicht hat er es noch geschafft, einen weiteren zu zeugen, bevor der andere draußen war. Ständig ein Braten im Rohr.«

»Woher wissen Sie das? Daß er in Göteborg ... sexuell so aktiv war?«

»Eine Kollegin von ihm rief mich an. Eine Frau. Ich weiß nicht mehr, wie sie heißt.«

»Sie rief Sie an? Auf der Entbindungsstation? Um Ihnen zu erzählen, daß Ihr Mann herumbumste? Wie geschmackvoll.«

»Ja. Nein, nicht – geschmackvoll.«

»Fanden Sie das nicht ein bißchen sonderbar?«

»Schon. Aber teils hörte sie sich überzeugend an, teils war mir klar, als er abfuhr, daß es aus war zwischen uns. Er fand,

daß ein Kind reichte. Conny war ein Betriebsunfall. Aber ich wollte nicht abtreiben.«

»Und Sie können sich wirklich nicht erinnern, wie diese Kollegin heißt?«

»Ich bin mir ziemlich sicher, daß ihr Vorname Elisabeth ist. Mehr weiß ich nicht. Bengtsson? Berntsson? Baklava? Biskopsnäsa?«

Erneutes Spulen. Kerstin betrachtete Hjels Vor- und Zurückspulen mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Wissen Sie, ob diese E-Mails noch auf seinem Rechner sind?«

»Nein. Ich weiß nur, daß Laban sagte, es gehe Lars-Erik schlecht deswegen. Ich kann mir das zwar nicht gut vorstellen, aber das hat er gesagt.«

»Wie alt ist Laban?«

»Dreiundzwanzig.«

»Wohnt er zu Hause?«

»Er hat eine Wohnung in Kungsklippan, wenn Sie meine Aussage verifizieren wollen oder wie das nun heißt. Laban Jeremias Hassel.«

»Und was arbeitet er?«

»Lachen Sie jetzt nicht. (Pause.) Er studiert Literaturwissenschaft.«

Hjelm drückte wieder auf Stop und wollte gerade weiterspulen, als Kerstin auf *seine* Stoptaste drückte; es schien dringend notwendig zu sein.

»Das reicht jetzt«, sagte sie.

Er starrte sie befremdet an, wie aus einer anderen Welt. Widerwillig machte er Schluß und fand sich in dieser wieder ein. Er sank auf den Stuhl ihr gegen-

über und blickte sich im Zimmer um. Es war das Büro, das Kerstin mit Gunnar Nyberg teilte. Das Chorsängerzimmer. Ein stilles, aber kühles Herbstlicht fiel durch die ständig halb geöffneten Fenster herein. Hier saßen sie zuweilen und übten Tonleitern und gaben Einsingstücke a cappella zum besten, er mit dem charakterfesten Baß, sie mit dem verschleierten Alt. Hjelm dachte im Vergleich an sein eigenes Büro, in dem Chavez die ganze Zeit im Internet surfte und die Konversation sich gegenwärtig hauptsächlich um Fußball drehte. Er kam sich geistlos vor. Er brauchte eine Dosis John Coltrane. Und vielleicht sollte er es wagen, sich Kafka wieder zuzuwenden, obwohl der Kurswert der Literatur während der letzten Tage drastisch gesunken war.

Was er jedoch am nötigsten hatte, war, Kerstin etwas zu sagen.

Er fragte sich, was.

»Kannst du es nicht einfach zusammenfassen?« fragte sie.

Er betrachtete sie. Sie wich ihm nicht aus. Keiner von beiden verstand den Blick des andern.

»Drei Dinge«, sagte er professionell. Erstens den dreiundzwanzigjährigen Sohn Laban Hassel, den Literaturstudenten besuchen. Zweitens mehr über die Kollegin Elisabeth Biskopsnäsa herausfinden, die in der Entbindungsstation angerufen und geklatscht hat. Drittens nachsehen, ob die E-Mails mit den Dro-

hungen noch auf dem Rechner sind, zu Hause oder in der Redaktion.«

»Bist du überhaupt bei Hassel zu Hause gewesen?«

»Nur kurz. Jedenfalls keine direkten KGB-Signale, die wie die Vampire umherflattern. Geschmackvolle große Kungsholmswohnung mit leicht jugendlichem Touch. Und Trainingsgeräten. Willst du gucken?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hab da eine Sache, die ich nachprüfen muß. Versuch, Jorge mit raus in die Sonne zu locken.«

Er nickte, zögerte einen Moment in der Tür und warf einen raschen Blick auf das Tonbandgerät. Dann ließ er es bei ihr.

Sie betrachtete es eine Weile. Dann blickte sie auf die geschlossene Tür und wieder auf das Tonbandgerät.

Sie spulte zu einem Punkt in der Mitte zwischen den Stellen, zwischen denen Hjelm sich so frenetisch hin und her geworfen hatte. Nach einer Weile sagte er zu der Exfrau:

»Wer ist Ihr neuer Mann?«

»Das hat doch wohl mit dieser Sache nichts zu tun.«

»Ich möchte nur wissen, was Sie anstelle von Hassel bekommen haben. Was Sie statt seiner gesucht haben. Die Unterschiede. Das kann einiges über ihn sagen.«

»Ich lebe mit einem Mann aus der Reisebranche. Wir kommen gut miteinander zurecht. Er arbeitet

hart, aber die Arbeit läßt er im Büro, und wenn wir zu Hause sind, hat er Zeit für mich. Wir führen eine normale Beziehung. Ist das die Antwort, die Sie wollten?«

»Ich glaube, ja«, sagte Paul Hjelm.

Kerstin Holm betrachtete die geschlossene Tür. Lange.

Hjelm lockte Chavez wirklich mit hinaus in die Sonne. Er ergriff die Gelegenheit beim Schopf, als Chavez über rapide zunehmenden Arschschweiß klagte, und die beiden ehemaligen Machtmordhelden überließen das Präsidium beständigeren Medaillengewinnern wie Waldemar Mörner. Es war nicht herausgekommen, was mit der Anzeige des ABC-Reporters passiert war, der sich, Zitat, »massive Lippenschäden« zugezogen hatte, als Mörner ihm das Mikrofon in den Mund drückte. Wahrscheinlich war die Anzeige entschieden leichter verdaulich gewesen.

Auf den Straßen bot ein weiterer strahlend klarer Spätsommernachmittag seine kostenlosen Dienste an. Der Herbst war nach Arlanda gekommen, zögerte aber noch, sich hinunter nach Stockholm zu bewegen. Die etwas schlappe Symbolik konnte kaum jemandem entgehen.

Chavez konnte sich noch immer mit dem alten Leinenjackett begnügen, dessen graue Tarnfarbe nicht vollends in der Lage war, von der Reinigungsbedürftigkeit abzulenken. Er streckte seinen kompakten

kleinen Latino-Körper, als sie die Kungsholmsgata entlangspazierten und die Scheelegata überquerten.

»Das Internet«, sagte er träumerisch. »Unendliche Möglichkeiten. Und unendlich viel Scheiße.«

»Wie das Leben«, sagte Hjelm philosophisch.

Sie bogen in die Pipersgata ein, kämpften sich die Steigung hinauf und enterten die steilen Treppen nach Kungsklippan, wo die Häuserreihen einander mit ihrer Aussicht über Stockholm zu überbieten versuchten; einige starrten aufs Rathaus und hinüber zum Polizeipräsidium – das waren kaum die attraktivsten –, andere warfen lüsterne Blicke an Kungsholms Kirche hinab auf Norr Mälarstrand und Riddarfjärden, wieder andere blickten ein wenig verächtlich hinüber zum Häusergedränge der City und weiter hinauf nach Östermalm. In einem der letzteren wohnte Lars-Erik Hassels Sohn aus erster Ehe.

Sie klingelten. Nach einer Weile offenbarte sich ein blonder Jüngling mit einem schütterten kleinen Kinnbart, ärmellosem T-Shirt und sackartigen Hosen.

»Die Bullen«, sagte er ausdruckslos.

»Ja, aber hallo«, sagten die Bullen im Chor über die Polizeiausweise hinweg. »Darf man eintreten?«

»Eine Weigerung wäre wohl so sinnvoll, wie sich selbst in den Fuß zu schießen«, sagte Hassel junior und ließ die beiden Exheroen vorbei.

Es war eine kleine Einzimmerwohnung mit Kochni-

sche. Ein zerfranstes marineblaues Rollo hielt die Spätsommersonne auf Distanz. Ein Computerbildschirm warf ein bläuliches Flimmern über die Wände in der Nähe des Schreibtischs; ansonsten war die Wohnung finster.

Chavez zog an der Schnur, und das Rollo sauste mit einem Jaulen in die Höhe, das stark an das von Mörner produzierte erinnerte, als Robert E. Norton ihn in den Hintern trat. »Das wird nicht besonders häufig hochgelassen«, schlußfolgerte Chavez. »Bei einer solchen Aussicht sollten Sie vielleicht gelegentlich rausschauen.«

Vor dem Fenster stürzte die Kungsklippa hinunter zu dem Übergang von Insel zu Festland.

»Waren Sie bei der Arbeit?« fragte Hjelm. »Ihre Mutter sagte uns, daß Sie Literatur studieren.«

Laban Jeremias Hassel blinzelte gegen die augenscheinlich gewaltig irritierende Sonne an und lächelte stubenhockerblau: »Ironie des Schicksals...«

»Inwiefern?« fragte Hjelm und hob eine umgedrehte Kaffeetasse von der Miniaturspüle. Das hätte er nicht tun sollen. Die Schimmeldämpfe ließen ihn zurückprallen.

»Mein Vater war einer von Schwedens führenden Literaturkritikern«, sagte Laban Jeremias und nahm Hjelm's Pantomime ungerührt zur Kenntnis. »Die Ironie ist, daß alle glauben, ich sei mit dem literarischen Silberlöffel im Mund geboren worden. Aber

mein Literaturinteresse ist im Gegenteil ein Protest gegen meinen Vater. Ich weiß nicht, ob das nachvollziehbar ist«, fügte er leise hinzu und setzte sich auf ein zerfasertes violettes Sofa im Stil der sechziger Jahre.

Die Möblierung in der kleinen Wohnung war überhaupt schäbig. Es war deutlich, daß hier ein Mensch ohne größeres Interesse für die Außenwelt wohnte.

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte Hjelm, auch wenn es ihm nicht ganz gelang, Labans trendiges Äußeres mit dem inneren Chaos in Übereinstimmung zu bringen, das ihn zu beherrschen schien. »Ihre Auffassung von Literatur steht der Ihres Vaters diametral entgegen.«

»Er hat nie begriffen, wie wichtig es ist, sich zu entwickeln«, murmelte Laban Hassel und starrte auf einen Birkenholztisch, der einen durch und durch morschen Eindruck machte. »Für meinen Vater war und blieb die Literatur ein bürgerliches Dekadenzphänomen. Also brauchte man nichts darüber zu lernen. Nur sie klein zu machen. Und das ging so weiter, selbst nachdem er der bürgerlichste aller Bürger geworden war.«

»Er mochte Literatur nicht«, nickte Hjelm.

Laban hob für einen kurzen Moment den Blick und betrachtete Hjelm mit einer gewissen Verwundung. Dann sank sein Blick wieder auf den Tisch. »*Ich tue es*«, flüsterte er. »Ohne sie wäre ich tot.«

»Ihre Kindheit war nicht glücklich«, fuhr Hjelm im selben wohlausgewogenen, ruhigen, sicheren Tonfall fort. Dem Tonfall eines Vaters, dachte er.

Oder eines halbgaren Psychologen.

»Er ist so früh verschwunden«, sagte Laban und zeigte mit aller Deutlichkeit, daß die Situation ihm nicht neu war. Zahlreiche Therapiestunden schienen hinter ihm zu liegen. Er fing noch einmal an: »Er ist so früh verschwunden. Hat uns verlassen. Deshalb wurde er für mich ein Held, ein persönlicher Mythos eines großen, berühmten, unerreichbaren Denkers, und in dem Maße, in dem ich selbst anfang, Bücher zu lesen, ganz ohne sein Zutun, wurde er immer interessanter. Ich beschloß, mit dem Lesen seiner Bücher zu warten, bis ich mich reif dafür fühlte. Dann würde ich sie lesen, und alles würde offenbar werden.«

»Und wurde es das?«

»Ja. Allerdings in genau entgegengesetzter Weise, als ich es mir gedacht hatte. Sein kultureller Firnis blätterte ab.«

»Und dennoch hielten Sie bis zuletzt den Kontakt aufrecht?«

Laban zuckte mit den Schultern und fiel in Trance. Dann kam es schließlich: »Ich wartete und wartete, daß er etwas Wichtiges enthüllte, etwas Entscheidendes aus der Vergangenheit. Doch es kam nie. Es gelang ihm immer, einen Rauh-aber-herzlich-Ton

zwischen uns aufrechtzuerhalten. Es war, als würde man den Umkleideraum des AIK betreten. Eine widerwärtige Kumpelhaftigkeit. Keine Risse in der Mauer. Darauf wartete ich vergeblich. Vielleicht kamen sie im Moment seines Todes...«

»Wenn ich Sie richtig verstehe, war Ihr Kontakt also ausgesprochen oberflächlich.«

»Gelinde gesagt.«

»Und trotzdem vertraute er Ihnen an, daß er Drohungen per E-Mail bekam...«

Laban Hassel stutzte, ohne den Blick von dem morschen Tisch zu heben. Er wirkte immer kaputter. Schließlich sagte er kurz und bündig: »Ja.«

»Erzählen Sie alles, was Sie wissen.«

»Nur das, was er gesagt hat, daß ihn jemand terrorisierte.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht. Das war alles. Er ließ nur einmal im Vorbeigehen eine Bemerkung fallen.«

»Und trotzdem fanden Sie es wert, Ihrer Mutter davon zu erzählen?«

Laban sah ihn zum erstenmal richtig ernsthaft an. Ein Blick, mit dem nicht zu spaßen war. Ein bodenloser Abgrund von einer Kraft, mit der nur sehr wenige Dreiundzwanzigjährige in Berührung gekommen waren, tat sich auf. Es war ein Blick, der den arbeitslosen, aber kampfbereiten Kriminalen in Hjelm in Tätigkeit versetzte.

»Meine Mutter und ich haben ein sehr gutes Verhältnis«, war alles, was Laban sagte.

Hjelm machte sich nicht die Mühe, weiter zu bohren. Er brauchte einen neuen Einfallswinkel, bevor er wiederkam. Denn wiederkommen würde er.

Sie dankten und gingen.

Im Treppenhaus sagte Chavez: »Wozu zum Teufel wolltest du mich dabeihaben?«

»Kerstin fand, daß du raus in die Sonne müßtest«, sagte Hjelm dreist.

»Nicht gerade viel Sonne da drinnen ...«

»Nein, ehrlich gesagt, brauchte ich eine Testperson, jemanden ohne die geringste vorgefaßte Meinung über Lars-Erik Hassel. Und?«

Sie stiegen die Treppe zur Pipersgata hinunter. Die Sonne verhedderte sich in ein paar hartnäckigen Wolkenfetzen, so daß die nördliche Hälfte des Rathauses im Schatten lag. Eine sonderbare optische Doppelbelichtung entstand.

»Rechts oder links?« fragte Chavez.

»Links«, sagte Hjelm. »Wir wollen nach Marieberg.«

Sie gingen schweigend die Pipersgata hinunter. Unten bei der Hantverkargata bogen sie nach rechts ab, wanderten an Kungsholms Torg vorbei und blieben an der Bushaltestelle stehen.

»Also«, griff Chavez den Faden wieder auf. »Ich frage mich, wie es mit Labans Literaturstudium steht.«

»Prüf es nach«, sagte Hjelm knapp.

Der Bus war fast in Mariaberg angekommen, bis es Chavez gelungen war, an der Vermittlung von Stockholms Universität vorbei Kontakt zum Literaturwissenschaftlichen Institut zu bekommen, dessen telefonische Sprechzeiten von der asymmetrischen Sorte waren. Hjelm verfolgte das Schauspiel ein wenig aus der Distanz, wie ein Regisseur, der insgeheim über die Anstrengungen des Schauspielers lächelt. Sie waren jeder an einer anderen Stelle des vollbesetzten Busses eingekellt, Hjelm im hinteren Gang, Chavez in der Mitte, über einen Kinderwagen gebeugt, der ihm in den Unterleib stieß. Jedesmal, wenn er halbwegs schreiend in sein Handy sprach, schrie das Baby im Wagen mit dreifacher Lautstärke zurück, begleitet von den eskalierenden säuerlichen Bemerkungen der ebenfalls eingeklemmten Mutter. Als Chavez am Västerbroplan aus dem Bus stieg, hatte er eine vage Ahnung davon, was die Hölle war.

»Und?« fragte Hjelm.

»Monster!« fauchte Chavez.

»Es ist eine harte Branche«, sagte Hjelm.

»Laban Hassel hat sich vor drei Jahren für den Grundkurs in Literaturwissenschaft eingeschrieben. Seminararbeiten sind nicht registriert. Keine anderen Seminare.«

Hjelm nickte. Sie waren aus ganz verschiedenen Richtungen zum gleichen Ergebnis gekommen. Ihre

Synchronität gefiel ihm.

Diesmal war der Aufzug in Betrieb. Sie betraten die Feuilletonredaktion mit zielstrebigem Schritt. Wenn alles funktionierte, wäre das Problem vor ihrer Abendbesprechung gelöst.

Erik Bertilsson stand über ein Faxgerät gebeugt, das nicht wollte, wie es sollte. Hjelm räusperte sich zwei Zentimeter von der rotgesprenkelten Glatze entfernt. Bertilsson fuhr zusammen und machte ein Gesicht, als habe er ein Gespenst gesehen. Was, wie Hjelm sich eingestand, nicht besonders weit von der Wahrheit entfernt war.

»Wir benötigen ein bißchen Hilfe«, sagte er neutral und spürte, daß der Vorwurf des Epigontums ihm im Nacken saß. »Können Sie uns Zugang zu Hassels E-Mailbox verschaffen? Vorausgesetzt, sie ist noch da.«

Bertilsson starrte den Mann an, dem er die Enttäuschungen seines Lebens vorgejammert und den wiederzusehen er nicht erwartet hatte. Er bewegte sich nicht vom Fleck. Schließlich brachte er heraus: »Ich kenne sein Paßwort nicht.«

»Gibt es jemanden hier, der es kennt?«

Bertilsson rührte sich nicht. Irgendwo glitt der Schatten eines Gedankens durch sein diffuses Bewußtsein. Er ließ die beiden stehen und schlurfte zu einem Computer, der etwa zehn Meter entfernt in dem großen Redaktionsraum stand. Er wechselte

ein paar Worte mit einer etwas fülligen Frau von gut fünfzig Jahren. Ihr langes offenes Haar war rabenschwarz, die Brille mit Tigerstreifen oval, das großblumige Sommerkleid eng anliegend. Sie schickte dem Heldenduo einen frostigen Blick, bevor sie sich wieder ihrem Computer zuwandte.

Bertilsson kam zurück. Er tippte ein Paßwort ein; Chavez betrachtete aufmerksam das Keyboardkonzert.

Er kam nicht hinein. *Access denied*. Er versetzte dem Monitor in einem unerwarteten Zornesausbruch einen Stoß und ging mit wesentlich erhöhter Schrittfrequenz zu der Dame zurück. Ein kurzes Palaver entspann sich in Form einer Pantomime. Die Frau hob die Arme und zog die Mundwinkel nach unten, so daß ihre massive Gestalt Verständnislosigkeit ausdrückte. Dann wurde sie von einem Erinnerungsblick erleuchtet, tippte mit dem Finger in die Luft und stieß einen Laut aus. Bertilsson kam zurück. Ohne ein Wort zu sagen, tippte er die elektronische Hinterlassenschaft des Verschiedenen hervor.

»Jetzt können Sie uns allein lassen«, sagte Hjelm unberührt. »Verlassen Sie aber bitte nicht die Redaktion, wir müssen gleich noch ein wenig mit Ihnen sprechen.«

Chavez fühlte sich vor dem Bildschirm sofort in seinem Element. Zu einer Vorführung seiner Professionalität kam es jedoch nicht. Er grub ein wenig im

Eingangs- und Ausgangskorb und konsultierte »Gelöschte Mitteilungen«, fand aber nur leere Seiten. »Nichts mehr da«, sagte er.

»Okay«, sagte Hjelm und winkte Bertilsson heran, der wie ein Hund ankam, dem Treue eingebleut worden ist.

»Warum sind alle Mails auf Hassels Rechner gelöscht?« fragte Hjelm.

Bertilsson betrachtete lieber den Bildschirm als Hjelm. Er zuckte mit den Schultern. »Er hat sie wohl selbst gelöscht.«

»Es hat nicht vielleicht jemand aufgeräumt?«

»Davon weiß ich jedenfalls nichts. Entweder müßte die Mailbox mit sämtlichen Adressen entfernt worden sein, oder alles müßte dasein. Und das ist wohl alles. Es war vielleicht seine Gewohnheit, immer alles zu löschen. Was weiß ich?«

»Es gibt keine Abkürzungen?« fragte Hjelm Chavez. »Und keine Möglichkeit, denjenigen, der sie entfernt hat, zu finden?«

»Von hier aus nicht«, sagte Chavez. »Netzwerkpapierkörbe sind nicht leicht zu handhaben.«

Weil Chavez in Zungen redete, mußte Hjelm wie ein innig Gläubiger akzeptieren, ohne zu verstehen.

Statt dessen wandte er sich wieder an Bertilsson. »Wer ist die Kollegin Elisabeth B und noch was? Ist sie noch in der Redaktion?«

»Alle sind noch da«, sagte Bertilsson und betonte:

»Alle sind immer da.« Dann riß er sich zusammen:
»Sie meinen Elisabeth Berntsson, nehme ich an.«
»Wahrscheinlich«, sagte Hjelm. »Ist sie hier?«
»Es ist die, mit der ich eben gesprochen habe.«
Hjelm warf einen Blick zu der schwarzhaarigen Dame hinüber, die schrieb, als ginge es um ihr Leben.

»Wie war das Verhältnis zwischen ihr und Hassel?«
Bertilsson warf einen ängstlichen Blick in die Runde, einen Blick, der die Neugier eines jeden wachen Menschen angestachelt hätte. Möller saß hinter seiner Glastür und schaute aus dem Fenster. Es sah aus, als habe er sich seit Hjelm's letztem Besuch nicht von der Stelle gerührt.

»Das sollten Sie vielleicht sie selbst fragen«, sagte Bertilsson bestimmt. »Ich habe schon mehr als genug gesagt.«

Sie verließen ihn und gingen hinüber zu der schreibenden Frau. Sie blickte von ihrem Computer auf.

»Elisabeth Berntsson?« fragte Hjelm. »Wir kommen von der Polizei.«

Sie betrachtete sie über ihre Brillenränder. **»Und Sie heißen?«** fragte sie routiniert mit einer ein wenig heiseren Raucherstimme.

»Ich bin der erste Kriminalinspektor Paul Hjelm, dies hier ist Kriminalinspektor Jorge Chavez. Vom Reichskriminalamt.«

»Aha«, sagte sie und erkannte ein paar Namen aus

den Zeitungsschlagzeilen. »Das bedeutet also, daß hinter Lars-Eriks Tod mehr steckt, als wir erfahren...«

»Können wir uns irgendwo in Ruhe unterhalten?«

Sie hob die eine Augenbraue, stand auf und steuerte auf eine Glastür zu. Sie folgten ihr in einen leeren Büroraum. Er wirkte wie eine Kopie von Möllers Büro.

»Nehmen Sie Platz«, sagte sie und setzte sich selbst hinter den Schreibtisch.

Sie fanden zwei Stühle, die aus der Papierhalde aufragten, und setzten sich.

Hjelm ging sofort aufs Ganze: »Warum riefen Sie während der Buchmesse 1992 in der Entbindungsstation von Danderyds Krankenhaus an, um der Mutter von Lars-Erik Hassels neugeborenem Sohn mitzuteilen, daß ihr Mann zum Zeitpunkt der Geburt des Sohns in Göteborg sich heftigen sexuellen Umgangs befleißigte?«

Ihr hätte die Kinnlade herunterfallen sollen. Doch die blieb ebenso fest wie ihr Blick. »*In medias res*, nicht schlecht«, sagte sie forsch. »Sehr wirkungsvoll.«

»Das hätte es sein sollen«, entgegnete Hjelm. »Aber offenbar hatten Sie die Frage erwartet.«

»Weil Sie die sind, die Sie sind, konnte ich mir denken, daß Sie es herausbekommen würden«, sagte sie. Wäre ihr Tonfall ein anderer gewesen, hätte man

es für ein Kompliment halten können.

»Was war es? Rache?« fragte Hjelm knapp.

Elisabeth Berntsson nahm ihre Brille ab, klappte sie zusammen und legte sie vor sich auf den Schreibtisch. »Nein«, sagte sie. »Ich war betrunken.«

»Vielleicht war das der Auslöser. Kaum die Ursache.«

»Vielleicht, vielleicht nicht.«

Hjelm wechselte die Spur: »Warum haben Sie Hassels sämtliche E-Mails gelöscht?«

Chavez rückte ein: »Es war nicht besonders schwer, das herauszufinden.«

Hjelm gab ihm einen Blick, von dem er hoffte, er würde nicht allzuleicht als dankbar zu deuten sein.

Elisabeth Berntsson schien jedoch ihre Gedanken woanders zu haben. Hinter der kargen Konzentration ihres geläuterten Gesichts tobte ein innerer Kampf. Am Ende sagte sie: »Der heftige Umgang, den Sie erwähnten, spielte sich hauptsächlich mit mir ab. Larsi brauchte was Solideres als diese Zwanzigjährige. Praktisch war es schon aus; alles, was ich tat, war, den Prozeß ein wenig zu beschleunigen. Katalysator«, fügte sie leicht sardonisch hinzu.

»Und dann? Waren es danach Sie beide in Ewigkeit, Amen?«

Elisabeth Berntsson schnaubte nur kurz. »Keiner von uns beiden war besonders an in Ewigkeit, Amen, interessiert. Wir waren wohl beide gebrannte Kin-

der, was die Nachteile des Zusammenlebens angeht. Und hatten beide zuviel Geschmack an den Alternativen gefunden. One-night-Stands sind ja wirklich nicht zu verachten. Ich selbst führe ein sehr soziales Leben und will mich frei bewegen können. Und Larssis Geschmack tendierte wohl mehr in die Richtung ... der jüngeren Altersklassen. Für mich war er ein kultivierter Liebhaber und so etwas wie ein fester Punkt im Leben. Ein Programmpunkt, vielleicht... Gleiche Zeit, gleicher Kanal. Und da meine ich wirklich Kanal.«

Hjelm sah sie an und faßte einen schnellen Entschluß: »Hat er Sie die Drohbriefe lesen lassen?«

»Ich wurde es leid. Es war immer dasselbe, Variation auf Variation. Eine beinah unwahrscheinliche Hartnäckigkeit. Fixierung. Jemand hatte einen Sündenbock gefunden, dem er sämtliche Frustrationen seines Lebens aufbürden konnte.«

»Er?«

»Alles deutete darauf hin. Eine männliche Sprache, wenn man so sagen will.«

»Wie viele Mails waren es denn?«

»Im ersten halben Jahr waren es nur vereinzelte Schauer. Im letzten Monat verdichtete es sich zu einer wahren Sturzflut.«

»Es ist also ungefähr ein halbes Jahr lang gegangen?«

»Ungefähr.«

»Wie reagierte Hassel?«

»Zuerst war er ziemlich aufgewühlt. Als er merkte, daß es sich mehr um eine therapeutische Betätigung handelte, wurde er eher nachdenklich. Als dächte er über seine Handlungen nach, und wofür er eigentlich gestraft wurde. Aber dann, als es anfang, sich zu überschlagen, bekam er es wieder mit der Angst zu tun und beschloß, eine Zeitlang das Feld zu räumen. So wurde die New-York-Idee geboren.«

Hjelm unterließ es, die Kosten der Flucht zu kommentieren. Statt dessen sagte er: »Können Sie die Inhalte der Briefe ein bißchen näher beschreiben?«

»Sehr eingehende Beschreibungen von Larsis Bosheit und vor allem davon, was mit seinem Körper passieren würde. Nichts darüber, was er eigentlich getan hatte. Das hat ihn beunruhigt, glaube ich: daß die Quelle so diffus war.«

»Können Sie sich vorstellen, wer es war?«

Sie hielt inne und befragte ihre Brille, drehte sie in verschiedenen Winkeln auf dem Schreibtisch. »Es muß ein Autor gewesen sein«, sagte sie schließlich.

»Warum?«

»Sie haben doch gelesen, was Larsi schrieb.«

»Woher wissen Sie das?«

»Das hat Möller erzählt. Also wissen Sie, daß er kein Blatt vor den Mund nahm, wenn ihm etwas nicht gefiel. Das war sein besonderes Merkmal als Kritiker. Darauf gründete sich sein landesweiter Ruf.

Und damit verletzt man. Und manche Verletzten stehen nie wieder auf. Böses Blut kehrt wieder.«

Hjelm dachte über die etwas seltsame Schlußwendung nach. War das ein Zitat?

»Schrieb der Verfasser der Drohbriefe wie ein Autor?«

»Ein gefallener Autor. Ja.«

Hjelm kratzte sich zerstreut an seinem Mal, obwohl er seine Wange in Gesellschaft sonst nicht anrührte. Ein kleines Stückchen Haut segelte hinunter auf sein Hosenbein. Elisabeth Berntsson betrachtete es, ohne eine Miene zu verziehen.

Er warf Chavez einen vielsagenden Blick zu und sagte: »Dann wären wir wieder am Ausgangspunkt angelangt: Warum haben Sie all seine E-Mails gelöscht?«

»Ich habe sie nicht gelöscht.«

Hjelm seufzte und wandte sich Chavez zu. Er hatte genügend Zeit gehabt, sich eine Geschichte auszu-denken. Die Frage war nur, ob er mitgedacht hatte; sie hatten ja wenig Spielpraxis gehabt.

Chavez hatte. Er sagte ausdruckslos:

»Um 15 Uhr 37 sind wir in die Redaktion gekommen. Um 15 Uhr 40 fragte Bertilsson Sie nach Hassels Paßwort. Um 15 Uhr 41 gab er es ein. Es war falsch. Er ging zu Ihnen zurück, um 15 Uhr 43 kamen Sie auf das richtige Paßwort. Um 15 Uhr 44 hatten wir seine Mailbox geöffnet. Da war alles gelöscht. Ich

fand den Zeitpunkt des Löschens: 15 Uhr 42, zwei Minuten nachdem Sie von unserem Anliegen erfahren und uns vorsätzlich ein falsches Paßwort gegeben hatten.«

Chavez hatte seine Hausaufgaben gemacht und seinen Lehrmeister mit Siebenmeilenstiefeln überholt: Wenn du lügst, dann lüge detailliert.

Elisabeth Berntsson schwieg. Sie starrte auf den Schreibtisch. Hjelm beugte sich zu ihr vor. »Wenn Sie sie nicht selbst geschrieben haben, warum sie dann löschen? Um Larsis Ruf zu retten? Kaum. Wo befanden Sie sich in der Nacht zwischen dem zweiten und dritten September?«

»Jedenfalls nicht in New York«, sagte sie still.

»Haben Sie ihn all die Jahre gehaßt? Woher nahmen Sie die Zeit, all diese Haßbriefe zu schreiben? Oder verfaßten Sie sie in Ihrer Arbeitszeit?«

Elisabeth Berntsson hob langsam ihre Brille auf, klappte die Bügel auseinander und setzte sie auf die distinguierte Nase. Sie schloß einen Moment die Augen und begegnete schließlich Hjelms Blick. Es war ein anderer Blick als der, den er vorher gesehen hatte. Ein ganz anderer.

»Ich glaube, man kann wohl sagen, daß ich ihn liebte. Die Haßbriefe brachten mich fast um.«

»Also heuerten Sie einen Berufsmörder an, um dem Elend ein Ende zu machen?«

»Natürlich nicht.«

»Aber er hat erzählt, wen er im Verdacht hatte, nicht wahr? Und Sie löschten alles, um seinen Mörder zu decken. Ein etwas sonderbares Verhalten gegenüber dem geliebten Verschiedenen, nicht wahr?«

Ihr Blick war jetzt entschlossen, nicht selbstsicher entschlossen, sondern entschlossen um jeden Preis. Sie würde nichts mehr sagen.

Und damit sagte sie mehr, als Worte hätten sagen können. »Das ist meine Privatsache«, war alles, was sie herausbrachte. Dann brach sie zusammen. Vollkommen unerwartet für alle Anwesenden, sie selbst eingeschlossen, brach die verdrängte Trauer sich Bahn, in langen, ansteigenden und fallenden Wellen.

Als sie aufstanden, fuhr es Hjelm durch den Kopf, daß er sie mochte. Er hätte gern tröstend einen Arm um sie gelegt, doch er wußte, daß der Trost, den er ihr bieten konnte, nicht weit reichen würde. Ihre Trauer war von entschieden tieferer Art.

Sie ließen sie allein mit ihrem Schmerz.

Im Aufzug sagte Chavez: »Pyrrhussieg, heißt das nicht so? Noch ein solcher Sieg, und ich bin verlorren.«

Hjelm schwieg. Er redete sich ein, daß er den nächsten Schritt plante. Doch eigentlich weinte er.

Böses Blut kehrt wieder.

Sie nahmen ein Taxi zur Pilgata. Im Wagen sagten sie jeder nur einen Satz: »Ein Glück, daß sie nicht

über die Uhrzeiten nachgedacht hat«, sagte Chavez. »Ich hatte mich um mindestens fünf Minuten geirrt.«

»Ich glaube nicht, daß sie vorhatte, uns ohne ein Bekenntnis wieder gehen zu lassen«, sagte Hjelm, fügte aber hinzu: »Du hast dich souverän geschlagen.«

Er brauchte Chavez nicht zu sagen, wohin sie unterwegs waren. Im Treppenhaus des stattlichen Gebäudes in der Pilgata zwischen Fridhemsplan und Kungsholms Torg sagte er nur: »Du weißt das Paßwort doch noch?«

Chavez nickte, und sie langten im obersten Stock an. Hjelm holte ein Schlüsselbund heraus und schloß die drei Schlösser in der Tür mit dem Namen Hassel auf. Sie kamen in einen Gymnastikraum; die ganze enorme Halle war zu einem Trainingssaal umgestaltet.

In einem früheren Leben war Lars-Erik Hassel vermutlich Alchemist auf der Jagd nach dem Jungbrunnen gewesen.

Sie gingen an der modernen Variante von Glaskolben und Keramikgefäßen vorbei und erreichten das Herz der Modernität, den Computer, der auf einem altehrwürdigen Schreibtisch mitten im Wohnzimmer stand. Chavez schaltete ihn ein und machte es sich in dem grandiosen Sitzmöbel bequem, das als Bürostuhl fungierte.

»Glaubst du, er hat ein persönliches Paßwort?«

fragte Hjelm und beugte sich über den sitzenden Hacker.

»Kaum bei sich zu Hause«, meinte Chavez. »Sonst haben wir ein Problem.«

Sie hatten. Auf dem Bildschirm blinkte ein höhnisches »Enter password«.

»Wir versuchen es mal mit demselben«, sagte Chavez und tippte langsam die Großbuchstaben L-A-B-A-N ein.

Das höhnische Blinken verlor sich. Sie waren drin.

»Komisch, daß Vater und Sohn so nah beieinander wohnen«, sagte Chavez, während der Rechner gemächlich seine Menüs aufbaute.

Hjelm schaute aus dem Fenster auf das schöne alte Landgerichtsgebäude, das im Schatten der Wolken zu frösteln schien. Hätte das Fenster einen etwas anderen Winkel gehabt, hätte man direkt hinauf nach Kungsklippan sehen können.

Es war, als ob im Laufe einer einzigen Stunde der Herbst gekommen wäre. Schwere Wolken wälzten sich an einem immer niedrigeren Himmel heran. Der Wind piffte durch den eleganten Garten des Landgerichts und riß gelbe wie grüne Blätter von den Bäumen. Ein paar Regentropfen zerplatzten an der Fensterscheibe.

Während Chavez begann, auf die Tasten einzuhämmern, sah Hjelm sich zum erstenmal wirklich in Lars-Erik Hassels Wohnung um. Es war nicht nur

eine bürgerliche Wohnung der Jahrhundertwende; es hatte auch den Anschein, als habe Hassel sie in ursprünglichem Zustand wiederherstellen wollen.

Im Wohnzimmer schien jedes Detail auf eine Art biedermeierliche Ästhetik abgestimmt zu sein. Es fiel Hjelm schwer, diesen beinah ironisch übertriebenen bürgerlichen Geschmack mit dem literaturfressenden Kritiker zu verbinden.

»Sieh mal einer an«, sagte Chavez nach einer Weile. »Wir brauchen nicht mal im Papierkorb zu wühlen. Er hat einen Ordner, der ›Haß‹ heißt.«

»Ich hätte es mir fast denken können«, sagte Hjelm und trat näher. »Sind sie da?«

Eine gigantische Liste entrollte sich auf dem Bildschirm. Ganz unten links in der Ecke stand ›126 Objektes und die 126 Dateien waren mit Ziffern bezeichnet.

»Jahr, Datum, Uhrzeit«, sagte Chavez. »Vollständige Registrierung.«

»Laß mal die erste sehen.«

Es war eine kurze, aber kernige Mitteilung. »Du bössartiger Teufel. Dein Körper wird an acht verschiedenen Stellen in Schweden wiedergefunden werden, und niemand wird wissen, daß der Kopf zu dem Bein gehört, der Arm zu dem Schwanz. Und sie werden es auch nicht. Bis bald. Sieh nicht über die Schulter.«

»Von Ende Januar«, sagte Chavez. »Die letzte ist

vom 25. August.«

»Dem Tag, an dem Hassel in die USA flog«, nickte Hjelm.

»Danach hat er sie ja nicht mehr gespeichert. Wenn weitere E-Mails kamen, als Hassel in den USA war – und es ist ja ziemlich wichtig, ob der Briefschreiber weitermachte, während er fort war –, dann sind sie von Elisabeth Berntsson gelöscht worden. Wenn der Verfasser der Drohbriefe der Mörder ist oder den Mörder angeheuert hat, dann müßte er eingesehen haben, daß dies die letzte Drohung war.«

»Sehen wir sie uns an.«

Der Schreiber hatte ohne Zweifel in den vergangenen Monaten seinen Stil entwickelt. Die allerletzte E-Mail lautete: »Jetzt hast Du wieder versucht, die Adresse zu wechseln. Das hat keinen Sinn. Ich sehe Dich, ich sehe Dich immer, ich werde Dich immer sehen. Ich weiß, daß Du nach New York willst, Du boshafter Teufel. Glaubst Du, dort bist Du sicher? Glaubst Du nicht, daß ich Dich dort erreichen kann? Der Tod ist Dir auf den Fersen. Du wirst in allen Bundesstaaten wiederzufinden sein, Dein Schwanz tiefgefroren in Alaska, der Enddarm verfault von Scheiße in den Sümpfen Floridas. Ich werde Dir die Zunge abschneiden und die Stimmbänder herausreißen. Niemand wird Deine Schreie hören können. Was Du getan hast, kann nie ungeschehen gemacht werden. Ich bewache Dich. Genieße die Metropolitan. Ich

werde dort sein, in der Reihe hinter Dir. Sieh nicht über die Schulter.«

Hjelm und Chavez sahen sich an und fanden ihre eigenen Reflexionen reflektiert. New York, Metropolitan: verblüffende Detailkenntnis, aber dennoch ziemlich leicht zugängliche Information. Die Stimmbänder herausreißen, und »Niemand wird Deine Schreie hören können«: Die Dinge steigerten sich.

Woher wußte der Schreiber des Drohbriefs eine Woche vorher, daß Lars-Erik Hassels Stimmbänder außer Funktion gesetzt werden würden und demzufolge niemand seine Schreie hören könnte?

»War da nicht jemand, der vermutete, es handele sich nicht um den Kentuckymörder?« sagte Chavez selbstgefällig.

»Geh ein bißchen zurück«, war alles, was Hjelm sagte. Der Blickwinkel war bedenklich geschrumpft.

Eine zufällige Auswahl aus dem 126 Dateien starken Ordner »Haß« flimmerte vorbei: »Du bösertiger Teufel. Du bürgerlichster aller Bürger. Deine widerwärtigen Überreste sollen in kleinen Silberdosen verfaulen und dann nach und nach an Deine verworfenen Geliebten verteilt werden, die gezwungen werden, mit Deinen abgestorbenen Organen zu masturbieren.«

»Du hast versucht, die Adresse zu wechseln. Tu das nicht. Es ist sinnlos. Eines Tages wird die Quelle all des Kots, den Du produzierst, bloßgelegt. Das defek-

te Verdauungssystem Deiner verrotteten Seele wird für jedermann sichtbar sein. Deine Gedärme werden um den Glaspenis auf Sergels Torg gewickelt werden. Alles wird offenbar werden. Die Gedärme haben den einzigen Geist enthalten, über den Du verfügst hast. Sieh nicht über Deine Schulter.«

»Ich werde Deinem kleinen Sohn die Kehle durchschneiden. Er heißt Conny und ist sechs Jahre alt. Ich weiß, wo er wohnt. Ich habe ihren Türkode. Ich weiß, in welche Schule er geht. Ich werde in die durchgeschnittene Kehle ficken, und sie werden Dich rufen, um Deinen Sohn zu identifizieren, aber weil Du ihn nie gesehen hast, wirst Du ihn nicht erkennen. Du wirst seinen Kopf wie seinen Rumpf verleugnen. Das ist früher schon geschehen. Dein ganzer kultureller Firnis wird bloßgelegt werden.«

»Es gibt Risse in Deiner morschen Mauer. Im Augenblick des Todes wirst Du sie spüren. Sie werden Dich überwältigen, wenn ich Dich zu Tode foltere.«

Sie hatten genug gelesen. Wieder sahen sie sich an.

»Gibt es hier Disketten?« fragte Hjelm.

Chavez nickte und speicherte den gesamten »Haß«-Ordner.

»Was meinst du?« fragte Hjelm.

»Die Wortwahl kommt mir bekannt vor«, sagte Chavez, steckte die Diskette ein und fuhr fort: »Wie würde das Szenario aussehen? War der Schreiber persönlich so gut mit den Gewohnheiten des Ken-

tuckymörders vertraut, daß es ihm möglich war, sie perfekt zu kopieren? Und wenn ja, woher kamen die Informationen?«

»Können sie nicht von deinen Fans of American Serial Killers stammen? Er scheint ja mit Computern umgehen zu können.«

»So daß er herausfand, wann exakt der Rückflug gebucht war, und am Flughafen wartete? Der Rest war Zufall.«

»Oder umgekehrt: perfekt geplant. Genau genommen, könnte Edwin Reynolds tatsächlich Laban Jeremias Hassel gewesen sein.«

Chavez schwieg eine Weile und sortierte seine Eindrücke. Hjelm meinte sehen zu können, wie sein Blickfeld schrumpfte.

Chavez faßte zusammen: »Er kommt mit der Maschine vorher direkt aus Schweden, schlägt zu und fliegt mit falschem Paß zurück. Es wäre durchaus möglich. Obwohl er natürlich genausogut einen Profi angeheuert haben kann ...«

Sie verfielen gemeinsam in Schweigen und prüften das Szenario.

»Gehen wir?« fragte Hjelm schließlich.

Chavez nickte.

Sie gingen an den schicksalsschweren Häuserblocks entlang, via Hantverkargatan, quer über Kungsholms Torg und die Pipersgata hinauf; es war, als würde sich ein Kreis schließen. Oder als schnür-

ten sie einen Sack zu. Der Regen peitschte von der Seite heran. Sie bogen an der Treppe ab, kletterten zur Kungsklippa hinauf und betraten das Haus.

Vor der Tür nahm Chavez die Pistole heraus und sagte: »Sie kann ihn gewarnt haben.«

Hjelm überlegte eine Sekunde. Dann zog auch er seine Dienstwaffe und klingelte.

Laban Hassel öffnete sofort. Er starrte ausdruckslos in die Pistolenmündungen und sagte leise: »Macht euch nicht lächerlich.«

Das Szenario fiel zusammen wie ein Kartenhaus. Entweder war Laban Hassel unglaublich durchtrieben oder vollkommen ungefährlich.

Sie folgten ihm ins Dunkel; das Rollo war wieder unten, der Monitor verbreitete sein träges Licht. Chavez ließ das Rollo zum zweitenmal hochschnappen; es gab keine Sonne mehr, die betäuben konnte – Laban blinzelte kaum, als das blasse Licht in seine Augen fiel. Es war, als sei er jenseits aller irdischen Reaktionen.

Er setzte sich und starrte auf den morschen Tisch. Alles war bekannt. Alles war verändert. Sie blieben stehen und behielten ihre Dienstwaffen in der Hand.

Er ließ sich ohne Proteste abtasten. »Elisabeth Berntsson von der Zeitung hat angerufen«, sagte er tonlos. »Sie meinte, ich sollte fliehen.«

»Sieh nicht über die Schulter«, sagte Hjelm, setzte sich und steckte die Waffe ins Achselhalfter.

Laban Hassel lächelte schief. »Schlagend, nicht wahr?«

»Haben Sie ihn getötet?« fragte Hjelm direkt.

Laban hob eine Sekunde den Blick, starrte Hjelm intensiv in die Augen und sagte: »Das ist eine sehr, sehr gute Frage.«

»Gibt es nicht auch eine sehr, sehr gute Antwort?«

Aber jetzt sagte Laban nichts mehr. Er starrte nur noch auf seinen Tisch und kniff die Lippen zusammen.

Hjelm setzte von neuem an. »Was passierte im Januar?«

Absolutes Schweigen.

Neuer Versuch. »Wir wissen, daß Sie sich vor drei Jahren an der Uni eingeschrieben und keinen einzigen Kurs zu Ende gebracht haben. Vielleicht konnten Sie sich noch eine Weile mit Mogelei das Studiendarlehen sichern. Aber die zwei folgenden Jahre: Wovon haben Sie da gelebt?«

»KAS«, sagte Laban Hassel. »Bedeutet wohl Aktive Arbeitslosenunterstützung. Dann war damit Schluß.«

»Im Januar dieses Jahres«, sagte Hjelm.

Hassel sah ihn an. »Können Sie den Grad an Erniedrigung nachvollziehen, wenn man einen Antrag auf Sozialhilfe stellt?

Können Sie verstehen, wie es ist, wenn einem offenes Mißtrauen entgegenschlägt und wenn ihre Ver-

hältnisse minutiös untersucht werden? Können Sie verstehen, wie man sich fühlt, wenn sie zu dem Ergebnis kommen, daß man einen zu angesehenen und zu wohlhabenden Vater hat, als daß Sozialhilfe für einen in Frage kommen könnte? Nicht genug damit, daß er wie ein erdrückender Schatten über meinem ganzen Leben gelegen hat – jetzt sorgte er auch noch dafür, daß ich nicht einmal Geld bekam, um zu überleben.«

»Das hat Ihren Haß noch verstärkt...«

»Die erste Drohung war spontan. Ich hab mir einfach am Computer Luft gemacht. Dann kam ich auf die Idee, diesen Erguß als E-Mail zu schicken. Dann wurde es eine fixe Idee.«

»Warum drohten Sie damit, Ihrem Halbbruder Conny etwas anzutun?«

Laban Hassels Miene konnte nur als der Ausdruck schieren Selbstekels gedeutet werden. »Das ist das einzige, was ich bereue ...«

»Einem Sechsjährigen den Hals durchzuschneiden und in die abgeschnittene Kehle zu ficken?«

»Hören Sie auf. Ich habe nicht dem Jungen gedroht, nur meinem Vater.«

»Sind Sie Conny einmal begegnet?«

»Ich treffe ihn manchmal. Wir sind Kumpel. Sogar seine Mutter, Ingela, scheint mich zu mögen. Wir sind fast gleich alt. Wissen Sie, wann ich sie das erstemal gesehen habe ?«

»Nein.«

»Ich war wohl vierzehn, fünfzehn. Ich ging mit meiner Mutter die Hamngata entlang. Und als sei es nicht schon schlimm genug, in dem Alter mit seiner Mutter Spazierengehen zu müssen, sahen wir meinen Vater auf der anderen Straßenseite. Zusammen mit Ingela. Wir merkten, daß er uns gesehen hatte, aber statt zu versuchen, die Siebzehnjährige an seiner Seite zu verbergen, fing er an, mit ihr herumzuknutschen. Es war eine Exklusiworstellung für Mama und mich.«

»War das vor der Scheidung?«

»Ja. Die Verhältnisse zu Hause waren zwar die Hölle, aber wir waren immer noch eine Familie, nach außen. Aber das jetzt ließ jede Illusion platzen.«

»Aufweiche Weise die Hölle?«

»Es gibt eine allgemeine Meinung, nach der es viel schlimmer für Kinder ist, wenn die Eltern sich streiten, als wenn sie die Klappe halten und heucheln. Aber das ist die schlimmste Form von Heuchelei, denn Kinder durchschauen es immer. Bei uns zu Hause herrschte ein eisiges, höllisches Schweigen. Die Hölle war nicht heiß, sondern kalt. Der absolute Nullpunkt. Ich ging mit Frostschäden durch die Polarlandschaft der Kindheit. Und außerdem war er nie da, egal, was, Fußballspiele, zu denen er versprochen hatte zu kommen, aber nie auftauchte, immer das gleiche. Und dann nach Hause zu kommen, nur

um die ganze verdammt Wohnung zu vereisen.«

»Sie haben literarisches Talent«, sagte Hjelm, »das hört man. Warum das in Haßbriefen an den Alten vergeuden?«

»Ich glaube, es war Exorzismus«, sagte Laban nachdenklich. »Ich mußte den Teufel aus dem Blut vertreiben. Den Kälteteufel. Eigentlich hätte ich es ebensogut bleiben lassen können, ihm den Scheiß zu schicken.«

»Es hätte ein Roman werden können.«

Laban sah Hjelm in die Augen und blinzelte intensiv. Vielleicht begann so etwas wie ein Kontakt zwischen ihnen zu entstehen. »Vielleicht«, sagte er. »Andererseits wollte ich sehen, wie er reagierte. Ich wollte sehen, ob ihm etwas anzumerken war, wenn wir uns trafen. Vielleicht war da auch eine Art eitler Hoffnung, er würde sich seinem Sohn anvertrauen. Hätte er auch nur ein einziges Mal angedeutet, daß er bedroht würde, hätte ich sofort aufgehört, das weiß ich. Aber nichts. Kein Anzeichen von etwas. Der gleiche schlappe Jargon wie immer, jedesmal, wenn wir uns trafen. Ich glaube nicht einmal, daß er auf den Gedanken kam, das Böse, dessen die Briefe ihn anklagten, könnte mit seiner Vaterrolle zu tun haben.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Chavez vom Fenster. »Wissen Sie, was sein Paßwort für den Computer war?«

Laban Hassel schaute wortlos über die Schulter.

»Laban«, sagte Chavez. »L-A-B-A-N.«

»Warum, was glauben Sie, hat Elisabeth Berntsson Sie angerufen?« fragte Hjelm. »Sie war bereit, die Schuld auf sich zu nehmen, um Sie herauszuhalten. Warum hat sie Sie dann verdächtigt?«

»Und warum, was glauben Sie, hat Ihr Vater alle Ihre E-Mails in einem Ordner mit dem Namen ›Haß‹ gespeichert?« fragte Chavez. »Jede einzelne der Dateien, die wir uns angesehen haben, war mindestens zehnmal aufgerufen worden.«

»*Sie warteten darauf, daß er den ersten Schritt tat. Er wartete darauf, daß Sie es täten*«, sagte Hjelm.

Laban sah aus, als sei er wieder ganz in sich selbst versunken und verschwunden. Er durfte nicht ganz verschwinden. Hjelm packte zu: »Was geschah vor einem Monat? Warum fingen Sie plötzlich an, E-Mails am laufenden Band auszustoßen?«

Laban hob langsam den Blick; es sah nach einer enormen physischen Anstrengung aus. Sein Blick blieb an Hjelm hängen, erstaunlich stabil. »Da war ich Ingela nahegekommen. Sie erzählte von Conny, von der Geburt, daß er ihn nicht einmal hatte sehen wollen.«

»Nahegekommen? Wie nahe?« fragte Chavez.

»Ich beschloß, ihn richtig zu ermorden.«

Hjelm und Chavez waren mucksmäuschenstill. Hjelm versuchte fieberhaft, die richtige Frage zu for-

mulieren. Es wurde: »Und sie überschütteten ihn mit Drohbriefen in der Absicht, ihn zu ermorden?«

»Ja.«

»Und im letzten lassen Sie ihn wissen, daß Sie seine Pläne in New York kennen und daß Sie ihm auf eine Art und Weise das Leben nehmen wollen, bei der er seinen Schmerz nicht hinausbrüllen kann? Wissen Sie, wie er starb?«

»Er wurde ermordet...«

»Aber genauer?«

»Nein.«

»Er wurde mit abgeklebten Stimmbändern zu Tode gefoltert, so daß niemand seine Schreie hören konnte. Wann sind Sie nach New York geflogen?«

»Ich habe ihn nicht...«

»Wann? Waren Sie da und warteten auf ihn, oder kamen Sie gerade rechtzeitig zum Start seiner Maschine?«

»Ich...«

»Woher kannten Sie die Vorgehensweise des Kentuckymörders?«

»Woher hatten Sie den Edwin-Reynolds-Paß?«

»Wie haben Sie sich in Arlanda an der Polizei vorbeigedrückt?«

Laban Hassel starrte nur in das Kreuzfeuer.

Hjelm beugte sich vor und betonte: »Wo befanden Sie sich in der Nacht vom zweiten auf den dritten September?«

»In der Hölle«, sagte Laban Hassel fast unhörbar.

»Da hätten Sie Ihren Vater treffen müssen«, sagte Chavez. »Näher, als er zu dem Zeitpunkt der Hölle war, kommt ihr wohl kein lebender Mensch.«

Die verhörtechnische Dramaturgie besagte, daß Laban jetzt entweder zusammenbrechen oder vollständig dichtmachen würde. Aber es kam ein Zwischending. Seine Lippen bewegten sich so gut wie gar nicht, und er sprach mit einer seltsam leiernden Stimme hinunter auf den Tisch. »Es ist unbegreiflich. Ich war beinah entschlossen, den Schritt zu tun, und da stirbt er. Da ermordet ihn ein anderer. Es war der reine Wahnsinn. Oder eher die reine Logik. Göttliche Gerechtigkeit. Ein so starker Wille, daß er sich materialisierte. Es konnte kein Zufall sein. Es mußte Schicksal sein. Ein Schicksal, das ebenso grotesk ist wie das Leben. Eine Mitteilung von höherem Ort. Und erst jetzt, erst jetzt, wo alles unwiderruflich ist, verstehe ich, daß ich ihn nie getötet hätte. Und daß ich es nicht einmal wollte. Im Gegenteil. Ich wollte ihn nur strafen. Ich wollte mit ihm reden. Ich wollte ihn dazu bringen, eine kleine Andeutung von Reue zu zeigen.«

Es war eine Weile still. Dann wiederholte Hjelm: »Wo befanden Sie sich in der Nacht vom zweiten auf den dritten September?«

»Ich war in Skärmarbrink«, flüsterte Laban. »Bei Ingela und Conny.«

Und Chavez seinerseits wiederholte: »Was geschah vor einem Monat? Wie nahe kamen Sie Ingela?«

»Sehr nahe«, sagte Laban ruhig. »Zu nahe. Nicht genug damit, daß ich mit der Mutter meines Bruders schlief, nicht genug damit, daß sie mit dem Sohn des verhaßten Vaters ihres Sohns schlief und daß diese Einsichten uns schwer zu schaffen machten, sondern wir wurden auch noch mit einer gemeinsamen Handlung konfrontiert, einer schrecklichen Handlung mit der gleichen Wurzel, und das war es, was mich dazu brachte, mich zu entscheiden. Das brachte mich dazu, immer mehr Briefe zu schicken.«

»Und was für eine Handlung war das?«

Laban Hassel ließ den Kopf weit nach hinten in den Nacken fallen und starrte an die Decke. Der kleine Ziegenbart wippte, als er sagte: »Daß wir uns beide hatten sterilisieren lassen.«

Hjelm betrachtete Chavez.

Chavez betrachtete Hjelm.

»Warum?« fragten sie im Chor.

Laban stand auf, trat ans Fenster und öffnete es.

Die Dämmerung war angebrochen. Regenschauer fegten kreuz und quer über die Stadt und liehen hier und da ein wenig Straßenlicht. Ein Hauch von Herbst zog durch sein Haar und wehte durch das muffige Zimmer.

»Böses Blut kehrt wieder«, sagte Laban Hassel.

Es ist soweit.

Er ist auf dem Weg.

Jetzt fängt es an.

Er bewegt sich lautlos durch die leere Hütte. Die Tasche hängt über seiner Schulter. Sie klappert leicht in der Dunkelheit.

Er hält einen Moment am Fenster neben der Außentür inne. Ein schwaches, ziehendes, hohles Jaulen entsteht, wenn der Herbstwind durch das kreisrunde Loch neben dem Schloß pfeift.

Er hebt den Blick von dem Loch in der Glasscheibe und empfängt den nächtlichen Herbststurm, der schwere Regengüsse hier und dort über die pechschwarze Landschaft niedergehen läßt. Als er auf die Veranda hinaustritt und der Regen seine Wangen peitscht, fühlt er einen anderen Wind. Einen trockenen, wüstentrockenen Wind. Er weht vom Cumberland Plateau herab und pfeift durch das eiskalte Haus.

Durch die Nacht sieht er den Schatten im Kleiderschrank als ein dunkleres Dunkel. Er geht ihm nach.

Er wandert durch den Regen. Den Regen gibt es nicht. Alles, was es gibt, ist ein Ziel: Ein dunkleres Dunkel.

Er setzt sich in den beigefarbenen Saab und fährt davon. Die Wege sind eher Pfade. Er weicht sorgfältig-

tig den flußgleichen Sturzbächen aus und balanciert auf den Rändern der Regenwasserströme, bis die ersten Lichter der Zivilisation den dichten Regenvorhang kolorieren und er die Treppe hinter der Geheimtür entdeckt, an der er mit einem Jackenärmel hängengeblieben ist. Er tut den ersten Schritt, den zweiten. Das Licht verschwindet, der süßstaubige Duft kommt, der schwer in dem Wagen liegt, der gerade auf die große Landstraße biegt. Vereinzelte Autolichter ziehen vorbei. Erleuchtete Hausfassaden beginnen sich um ihn zu formieren. Das Dunkel bekommt Nuancen, er *fühlt* nicht nur die eiskalt feuchte Geländerstange, er *sieht* sie auch, sieht sie wie ein vages Band, das hinabstürzt zu dem Abgrund wie die ewigen schlangengleichen Begleiter der sandknirschenden Treppenstufen, und der Wolkenkratzer erhebt sich merkwürdig einsam bei der Einfahrt zur Stadt. Er sieht ihn ein Stück zu seiner Linken und folgt der Straße mit dem grünen Mittelstreifen. Er kennt keinen Namen, kennt nur den Weg, kennt die Anzahl der Schritte, kennt die exakte Anzahl der Schritte hinunter zu der von Licht umrahmten Tür, die jetzt schon fast zu erkennen ist, ein kleines Glimmen ganz unten. Er fühlt genau, wann jede Bewegung des Steuers kommen muß, und dann umkurvt er das Stadion mit dem alten Glockenturm und ist ganz nah. Wieder Wald, er balanciert am Rande der Zivilisation: auf der einen Seite Häuserkomplexe, auf

der anderen Wald, nächtlicher Urwald, durch den er sich kämpft, bis die Konturen der Tür sichtbar werden. Wie ein Ikonenrahmen um ein helleres Dunkel als irgendein Licht schießt das Licht von jenseits der Tür hervor. Eine Glorie, die den Weg weist.

Er fährt nach rechts. Spärlich beleuchtete Schiffskonturen illuminieren schwach die Reihen von menschenleeren Büros und Lagerhallen. Sonst nichts.

Er stellt den Wagen auf einen leeren Parkplatz und geht mit gleichmäßigen, festen Schritten zum Wasser hinunter. Der Regen wird hin und her geworfen; das tangiert ihn nicht mehr. Er sieht jetzt, daß dort eine Tür ist, das Licht kommt dort heraus. Man hört keinen Ton. Noch ein paar Schritte. Irgend etwas dahinter klirrt. Der Schlüssel schlägt mit einem leichten Klirren an das Schloß. Er dreht ihn herum, zieht die schwere Tür auf, schließt sie hinter sich und öffnet die Tasche. Er legt genau hinter der Tür ein Handtuch auf den Fußboden und läßt das Wasser von sich abtropfen. Dann wechselt er die Schuhe, stopft das nasse Handtuch und die nassen Schuhe in die Tasche, nimmt eine Taschenlampe heraus und steigt als das hintere spitze Ende eines einsamen Lichtkegels die Treppe hinunter. Vor der Tür, die von ihrer strahlenden Glorie eingefasst ist, hält er an. Hier bleibt er stehen. Er kann nicht atmen.

Er leuchtet mit der Taschenlampe den Kellerraum aus. Nichts hat sich verändert. Das Gerümpel in der

einen Ecke, das Lager sorgfältig gestapelter Kartons in der anderen und ein Stück entfernt die leere Fläche, der stets sauber geschrubbte Zementfußboden mit dem Abflußloch und dem schweren gußeisernen Stuhl. Er zwingt sich hinter die letzte Reihe Kartons, läßt sich mit dem Rücken gegen die kalte Steinwand gelehnt nieder, löscht die Taschenlampe und wartet.

Er steht vor der Tür. Dahinter flammt es. Er bleibt stehen. Er wartet.

Er verliert den Kontakt zur Zeit. Minuten vergehen – oder Sekunden oder Stunden. Die Augen gewöhnen sich ans Dunkel. Das feuchte Kellerlokal tritt langsam hervor. Die Tür hebt sich jetzt deutlich ab, zehn Meter entfernt oberhalb der Treppe. Sein Blick weicht nicht von ihr.

Die Zeit vergeht. Alles ist still. Er wartet.

Dann wird ein Schlüssel ins Schloß gesteckt. Zwei Männer treten ein, ein älterer und ein jüngerer. Er kann ihre Gesichtszüge nicht ausmachen. Sie sprechen leise, aber intensiv in der fremden Sprache, während sie die Treppe heruntergehen.

Plötzlich geschieht etwas. Es geht so schnell. Der ältere Mann drückt dem jüngeren etwas gegen den Hals. Der sinkt auf der Stelle in sich zusammen. Der ältere schleppt ihn zu dem schweren gußeisernen Stuhl, zieht ein paar Lederriemen aus der Tasche und bindet die Beine des Mannes, seine Arme und den Körper fest. Dann beugt er sich von neuem zur

Tasche hinunter.

Da stößt er die Tür auf, und alles wird offenbart. Das Licht ergießt sich nach draußen. Er betritt das tausendjährige Reich.

Der ältere Mann holt eine große Pferdespritze aus der Tasche und führt sie mit geübter Hand von der Seite in den Hals des Bewußtlosen ein. Er stellt einige kleine Rädchen an der Oberseite des Mechanismus ein.

Er zuckt hinter seinen Kartons zusammen; beinah hätte er sie umgeworfen.

Dann legt der ältere Mann eine Serie von chirurgischen Instrumenten der Reihe nach auf den Zementfußboden, säuberlich. Ganz links liegt noch ein großes Ding, das aussieht wie eine Kanüle.

Schließlich beginnt er, den Bewußtlosen auf die Wangen zu schlagen, härter und härter, bis er aufhört. Der Kopf stabilisiert sich. Es zuckt heftig in dem festgebundenen Körper, aber der Stuhl steht vollkommen still. Kein Laut ist zu hören.

Der ältere Mann sagt ein paar tonlose Worte und beugt sich zu der anderen Pferdespritze. Als er sich zur Seite neigt, um am exakt richtigen Punkt zu injizieren, fällt von irgendwo ein schwaches Licht herein und beleuchtet sein Gesicht. Eine Sekunde lang ist es vollkommen deutlich.

Da zuckt er wirklich zusammen. Ein Karton fällt.

Der ältere Mann erstarrt. Dann legt er die Kanüle

auf den Fußboden und setzt sich in Bewegung. Er kommt schnell näher.

Es ist soweit, denkt er und tritt aus seinem Versteck heraus.

Der Minibus imitierte den Gleitflug einer Fledermaus durch die regnerische Nacht. Der Dunkeldurchblick war eingeschaltet, die Raumerfassung vollendet.

Obwohl man bei Fledermäusen vielleicht nicht von Gleitflug sprechen kann.

Und hatten sie wirklich den Dunkeldurchblick?

Er wünschte, er hätte den letzten Whisky nicht getrunken.

»Verdammt, wo sind wir?«

»Scheiße, jetzt ist Matte da vorn zusammengeklappt.«

»Leck mich am Arsch, ist das nicht der Schiefe Turm? Bist du nach Spanien gefahren, du Sack?«

»Italien! Italien! Oh, ich sehne mich nach Italien, wo die Zitronen ...«

»Schnauze!«

»Das ist der Gasbehälter. Das einzige, was hier schief ist, ist dein Gehirn.«

»Das schiefe Hirn von Skarpnäck.«

»Der schiefe Minibus im Freihafen. Diese Kurven-technik!«

»Verdammt, Matte! Wo fährst du hin?«

Er blickte über die Schulter.

Hinter ihm war ein wüstes Durcheinander. Der ganze morgige Tag würde damit vergehen, den

Saustall, den sie hinterließen, auszumisten. Flaschen und Bandyschläger in wilder Mischung, und die nebelhaften Gestalten schienen sich in einer tristen homoerotischen Laokoongruppe umeinanderzuschlingen.

»Gärdet«, sagte er. »Da wohnst du, Steffe. Falls du dich erinnerst.«

»Aber du bist ja um ganz Gärdet herumgefahren, verdamme. Wir hätten dich nicht fahren lassen sollen.«

»Der Mann, der sechsmal die Ausfahrt verpennte.«

»Jetzt reiß dich zusammen. Wir wissen, daß du aus Nynäshamn bist, aber irgendwann bist du wohl schon mal in Stockholm gewesen.«

»Oder hast davon gehört.«

»Der König wohnt da. Weißt du vielleicht schon.«

»Wohnt er wirklich im Schloß? Oder ist es Drottningholm? Kleine Testfrage.«

»Was'n jetzt, verdammt. Willste ihm Fanpost schicken?«

»Lieber König, kannst du einem schmach tenden Junggesellen mit Verwurzelung in der Arbeiterklasse von Säffle eine Locke von Victorias Schamhaar schicken?«

»Rechts jetzt. Rechts, Trottel!«

»Arschgeige!«

Er hatte es satt und bog aus reinem Daffke nach links ab. Ein allgemeines Gebrüll erhob sich hinter

ihm.

»Du bist ja krank!«

»Saftsack!«

»Wichser!«

Der Minibus glitt in einen schmalen dunklen Weg, der sich in vier teilte, er nahm einfach einen davon, und es war, als könnten sie jeden Augenblick von einem plötzlich auftauchenden Eisenzaun und einem finsternen Latinomacho von Grenzposten mit Zigarre im Mundwinkel gestoppt werden.

Das geschah nicht. Statt dessen tauchte etwa fünfzig Meter vor ihnen ein dunkler alter Volvo Kombi auf. Aus dem Auspuff kam Qualm. Der Wagen nahm die ganze Breite des Wegs ein.

Er bremste, bis der Bus fast stand. Als sie noch dreißig Meter entfernt waren, sah er neben dem Wagen einen Mann. Er war in heftiger Bewegung. Der Kopf war mit einer Maske bedeckt. Er schleuderte etwas in den Rückraum, warf sich hinters Steuer und gab Gas, so daß der Wagen davonschoß. Als der Qualm sich verzogen hatte, sah er, daß etwas auf dem Boden liegegeblieben war. Ein großes Paket mit besorgniserregenden Konturen.

Drei der verhältnismäßig nüchternen Kumpel beugten sich zu ihm vor.

»Was ist das, verdammt?«

»Einbruch?«

»Scheiße, verdammt! Wo hast du uns da reingerit-

ten, Matte? Komm, wir verduften.«

Er ließ den Bus langsam an das in eine Wolldecke eingewickelte Paket heranrollen. Das Scheinwerferlicht belebte den Regen, der die Wolldecke peitschte.

Er hielt den Bus an und stieg aus, ins Unwetter. Sie kamen nach.

Er bückte sich und schlug die Wolldecke zurück.

Ein Gesicht starrte ihn an. Kreideweiß, mit erstaunten Zügen unter dem gebrochenen Blick. Der Regen schlug auf die Augäpfel. Die Lider machten keine Anstalten, den Schlägen Widerstand zu leisten.

Sie schrakten zurück und starrten stumm auf das weiße Gesicht, das aus der durchnäßten Decke ragte und im Dunkel leuchtete.

»Scheiße!« flüsterte einer.

»Wir hauen ab«, flüsterte ein anderer.

»Wir können ihn nicht einfach hier liegenlassen«, sagte er.

Einer packte ihn am Revers und zog sein Gesicht dicht an sein eigenes heran: »Doch. Wir können. Hörst du, Matte? Das hier geht uns nichts an.«

»Du hast getrunken«, sagte ein anderer nüchtern. »Denk an die Konsequenzen.«

Sie gingen zum Minibus zurück. Die Stimmung war jetzt umgeschlagen.

Er blieb noch einen Moment stehen und betrachtete die Leiche mit widerwilliger Faszination. Es war das erstemal, daß er einen Toten sah.

Er setzte sich wieder hinters Steuer. Der Bus war jetzt triefnaß vom Regen, der sich in den Polstern festsetzen und sie schimmeln lassen würde. Aber daran dachte er nicht, als er den Zündschlüssel umdrehte.

Gunnar Nyberg hatte eine Dreizimmerwohnung in Nacka, nur einen Häuserblock von der Kirche entfernt, in der er sich viel lieber befand, laut singend. Als vor einigen Nächten sein Bett zusammengekracht war, hatte er das als ein Omen betrachtet. Er erwachte davon, daß zwei mikroskopisch kleine Zangen in seinem Hals steckten. Sie schnürten ihm die Stimmbänder ab, er würde nie wieder singen können. Es dauerte lange, sie herauszubekommen, nicht aus dem Hals, sondern aus seinem Kopf. Er blieb in den Trümmern des Bettes liegen und ließ die Zangen verblassen. Um ihn herum ragten zerbrochene Bretter auf. Langsam ging ihm auf, welches Glück er gehabt hatte. Er fing an zu lachen. Es dauerte ein paar Minuten, bis er ein Ende finden konnte.

Der Vorfall zog zwei konkrete Handlungen nach sich. Zum einen begann er eine Schlankheitskur; er sah zwar ein, daß dies kaum der richtige Zeitpunkt war, während der Kentuckymörder draußen vor dem Fenster wütete, doch das Bedürfnis war immer dringender geworden, und der Kollaps seines Bettes war der Tropfen. Zum zweiten kaufte er ein neues Bett, eine Spezialanfertigung für Übergewichtige; man mußte der Wahrheit ins Auge sehen, fand er: Und sich überwinden.

In dieser Spezialkonstruktion für Übergewichtige

wurde soeben ein klassischer Junggesellentraum von eindeutig willigen jungen Frauen durch ein häßliches Klingeln unterbrochen. Es war lange her, daß er nächtliche Anrufe erhalten hatte, und er brauchte einige Zeit, bis er begriff, was es war. Sein erster Gedanke, nachdem ihm klar wurde, daß es das Telefon war, galt seltsamerweise seiner Exfrau. War Gunilla etwas zugestoßen? Als er die typische hallende Polizistenstimme im Hörer vernahm, kam ihm zu Bewußtsein, daß er vermutlich der letzte war, der in einem solchen Fall benachrichtigt würde.

»Ist da jemand?« fragte die Polizistenstimme zum zweitenmal.

Nyberg bekam Leben in seine Stimme. Er hatte das Gefühl, daß sie sich anhörte wie eine Dreschmaschine. »Hier Nyberg.«

»Polizei Stockholm«, sagte die Stimme. »Wir haben hier eine Anweisung, in der es heißt, daß verdächtige Todesfälle direkt dir gemeldet werden müssen. Ist das korrekt?«

»Ich weiß nicht richtig, was das bedeutet, aber es ist korrekt, ja.«

»Wir haben einen Mord im Freihafen, der als verdächtig einzustufen sein dürfte.«

Nyberg reagierte direkt. »Hat das Opfer zwei Löcher im Hals?«

»Bist du wach?« fragte die Polizistenstimme mißtrauisch. »Vampire gibt es nur im Traum.«

»Antworten einfach auf meine Frage.«

»Darüber ist mir nichts bekannt«, sagte die Stimme steif.

Nyberg ließ sich eine genaue Wegbeschreibung geben, legte den Hörer auf, schüttelte sich wach, zog seine wie gewöhnlich schlotternden Kleider an, steckte Wagen- und Wohnungsschlüssel ein, stürzte – wie er selbst fand – die Treppen hinunter und fuhr in seinem alten Renault los.

Auf den regengepeitschten Straßen hatte er freie Fahrt. Er versuchte an den Kentuckymörder zu denken, an die kleine Zange, die mit einem raschen Handgriff einen Menschen seines einzigartigsten äußeren Merkmals, der Stimme, beraubte, und an die Serie von gleichgearteten amerikanischen Vorfällen, aber es gelang ihm nicht richtig. Das Erwachen hatte ihm genau das aufgezwungen, was er am liebsten verdrängen wollte.

In den frühen siebziger Jahren war Gunnar Nyberg Mister Sweden gewesen, ein international gehandelter Bodybuilder, bei der Polizei von Norrmalm tätig und gleichzeitig mit gewissen Kontakten zu dem, was später die Baseballbande genannt wurde, die brutalsten Bullen in der Geschichte des schwedischen Polizeiwesens. Aber da war er schon nach Nacka gezogen und hatte den Steroiden abgeschworen. Und seine Familie verloren.

Er war ein richtiger Scheißkerl gewesen. Wenn er

daran dachte, mußte er immer die Augen schließen, und das ging richtig gut draußen auf dem leeren Värmdöleden.

Alles, was in seinem Innern vorüberwirbelte, wenn er nur für eine Sekunde die Augen schloß ... All diese Mißhandlungen, all diese schon im voraus verlorene Geduld, all diese steroidbedingten extremen Zornausbrüche.

Seit einem Jahr besuchte er oft Schulen und hielt Vorträge. Er war selbst ein frühes Opfer der Nebenwirkungen anaboler Steroide, und in seinem Beruf sah er täglich, wie der Mißbrauch draußen in der Stadt zunahm; er konnte einen Steroide-Anwender auf Anhieb wittern. Der Pastor hatte ihn gefragt, ob er sich nicht vorstellen könnte, Aufklärungsarbeit zu leisten, und äußerst widerwillig war er zum ersten Gymnasium gegangen. Aber sie hatten zugehört; obwohl der größte Teil seiner Muskelmasse sich in jenes Fett verwandelt hatte, unter dem sein Bett zusammengebrochen war, war er noch immer eine imponierende Erscheinung. Er machte kein Aufhebens, zeigte erschreckende Bilder, die er in einem ironisch-sachlichen Tonfall kommentierte, und möglicherweise gab es irgendwo irgend jemanden, der sich dank seiner Warnung enthielt.

Aber der Büßerschleier war so dünn; er zerriß wieder. Hinter seinen Lidern erschienen Szenen, von denen er schon wußte, daß sie kommen würden – und

sie kamen immer wieder. Wie er zum letztenmal seine Frau mißhandelte, Gunillas eher geplatzte als gerissene Augenbraue, die angsterfüllten Blicke von Tommy und Tanja, Blicke, die sich unauslöschlich in seinem Hirn festsetzten. Er wußte, daß diese Bilder noch da waren, in Uddevalla, wohin die Familie gezogen war, um möglichst weit von ihm fortzukommen. Er hatte sie mehr als fünfzehn Jahre nicht getroffen, nicht ein einziges Mal. Wäre er seinen Kindern auf der Straße begegnet, hätte er sie nicht erkannt. Sein Leben umschloß ein riesiges Vakuum.

Er war gezwungen anzuhalten.

Ich singe für euch! schrie er vollkommen stumm, als drückte eine Zange seine Stimmbänder ab. Versteht ihr nicht, daß ich für euch singe!

Doch niemand hörte ihn. Niemand in der ganzen Welt hörte ihn.

Er glitt langsam wieder auf die Fahrbahn hinaus, nahm die langgezogene Kurve bei Danviksklippan und fuhr im klatschenden, peitschenden Regen über die Danvikstull Brücke.

Dann war er da. Er wußte nicht, wie es zugegangen war; die letzten Kilometer waren wie weggeblasen, hineingeblasen in das große Vakuum.

Ein Stück weit entfernt im Freihafengelände sah er das vertraute Blaulicht durch die wehenden Regenschleier steigen. Er folgte dem Zeichen, fuhr langsam auf kleinen Wegen ins Innere und hielt bei den rot-

weißen Bändern. Das Blaulicht schwirrte unablässig durch die Luft.

Drei Polizeiautos waren da, ein Krankenwagen. Und Jan-Olov Hultin.

Er stand inmitten der Ansammlung patschnasser Beamter unter einem Schirm und brachte es fertig, selbst bei diesem Wetter und in dieser Situation ein Bündel Papiere durchzublättern.

Nyberg glitt mit unter den Schirm, aber drei Viertel seines Körpers fanden keinen Platz. »Was haben wir?« fragte er.

Hultin betrachtete ihn ausdruckslos über die Eulenbrille hinweg. »Guck's dir selbst an.«

»Löcher im Hals?«

Hultin schwieg. Dann schüttelte er den Kopf. Nyberg seufzte schwer.

Er trat an ein Wolldeckenpaket mitten auf dem schmalen Weg. Ein weißes Gesicht mit toten Augen, die zum nachtschwarzen Himmel hinaufstarrten. Der Regen hämmerte unablässig auf die Regenbogenhaut.

Nyberg beugte sich nieder und erbarmte sich der Augen des Mannes. Er erlaubte sich, die Lider zu schließen, und betrachtete in hockender Stellung die Leiche.

Es war ein Mann um die Fünfundzwanzig. Ein junger Bursche.

Es könnte Tommy sein, dachte er.

Dann erschauerte er von einer plötzlichen Einsicht. Vielleicht *war* es sein Sohn. Er hätte nicht einmal eine Chance, ihn zu erkennen.

Nyberg schüttelte das bedrückende Gefühl ab; eine riesige Bulldogge im strömenden Regen.

Er sah den entblößten Hals an. Keine Wundmale. Aber mitten in der Herzgegend, mit perfektem Trefferbild, vier Einschüsse. Sehr wenig Blut war ausgetreten. Der Tod mußte auf der Stelle eingetreten sein.

Er richtete stöhnend seinen massigen Körper auf und ging zurück zu Hultin, dessen Papiere unter dem Schirm knochentrocken blieben.

»Hat das wirklich was mit uns zu tun?« fragte Nyberg.

Hultin zuckte die Schultern. »Es ist bislang das Vielversprechendste. Es gibt gewisse Details.«

Nyberg wartete ruhig auf die Fortsetzung. Es hatte keinen Sinn mehr zu versuchen, mit unter Hultins Schirm zu kriechen; der letzte trockene Fleck an seinem Körper war verschwunden.

»Um 3 Uhr 12 rief ein Wachmann der Firma Link-Coop die Polizei an und meldete einen Einbruch in den Räumen der Firma. Da war die Polizei schon auf dem Weg. Kurz vorher, um 3 Uhr 07, hatte die Notrufzentrale nämlich einen anonymen Anruf von einem Mann aus einer Telefonzelle am Stureplan bekommen. Willst du es hören?«

Nyberg nickte. Hultin beugte sich in eins der leeren Polizeiautos und schob eine Kassette ins Radio.

Zuerst nur ein Surren. Dann kam eine gehetzte Männerstimme: »Die Polizei bitte.«

Stille und wieder Surren, dann eine Frau:

»Polizei.«

»Im Freihafen liegt eine Leiche«, stieß die gehetzte Stimme hervor.

»Wo genau?«

»Ich weiß nicht, wie der Weg heißt. Ein schmaler Weg, ein Stück weit drinnen, nicht weit vom Wasser.«

»Wie heißen Sie, und von wo rufen Sie an?«

»Ist doch nebensächlich. Ein Kerl mit einer Maske vorm Gesicht war gerade dabei, ein genau solches Paket in den Wagen zu wuchten. Wir überraschten ihn. Er raste in hohem Tempo davon.«

»Wagentyp, polizeiliches Kennzeichen?«

Dann nur ein Knacken und Stille. Hultin ließ die Kassette herausspringen und steckte sie in die Innentasche.

»Und das war alles?« fragte Nyberg.

Hultin nickte. »Vielleicht handelt es sich um einen Doppelmord. Und vielleicht läßt die Maske auf eine gewisse Form von Profitum schließen.«

»Es ist trotzdem noch ein ganzes Stück weit weg von unserem Mann«, sagte Nyberg und wechselte die Spur: »Ist der Wachmann hier?«

Hultin nickte und machte eine Geste. Sie drängten sich durch das Gewimmel von Polizisten. Die Sanitäter legten gerade die Leiche auf eine Bahre; aus dem Augenwinkel sah Nyberg, daß sie stocksteif war.

Sie gingen um ein paar Ecken und gelangten zu einem Wachhäuschen vor einer langgestreckten Lagerhalle, die der Firma LinkCoop gehörte; ein reichlich bizarres Logo blinkte lustvoll vierfarbig über dem Eingang, im grellen Kontrast zu dem schwachen Licht, das durch den Regen aus dem Wachhäuschen drang.

Sie traten ein. Ein uniformierter Wachmann saß mit nicht weniger als drei ebenfalls uniformierten Polizisten zusammen und hielt Brotzeit.

»Das ist mal ein gut bewachter Wachmann«, sagte Nyberg.

»Raus in den Regen«, sagte Hultin neutral.

Die drei Beamten zogen mit zwischen die Beine geklemmten Schwänzen ab. Der Wachmann erhob sich schnell und nahm eine stramme Haltung an. Es war ein junger Mann, er sah aus wie Zwanzig, hatte einen fast kahlrasierten Schädel und original aufgepumpte Muskelmasse. Der Duft von Steroiden schlug mit Macht an Nybergs fingerspitzenfeines Geruchsorgan. Wie der Wachmann in Habtachtstellung dort stand, kam ihm der Typus nur zu bekannt vor: Hintergrund bei der Küstenwache oder den Gebirgsjägern, gediegene Hierarchieschulung, saftige Einnahme von Do-

pingpräparaten, möglicherweise eine Reihe abgelehnter Bewerbungen für die Offiziers- oder Polizeiausbildung, eine nicht ganz und gar tolerante Einstellung zu Einwanderern, Homosexuellen, Sozialhilfeempfängern, Rauchern, Zivilisten, Frauen, Kindern, Menschen ...

Gunnar Nyberg mußte sich zusammenreißen, um nicht ebenfalls in eine Form der Stereotypisierung zu verfallen.

Sie verspritzten Regenwasser in der Miniwachstube. Der Wachmann verbrachte wahrscheinlich seine Nächte hier in Gesellschaft einer reichen Auswahl von Männermagazinen, dachte Nyberg und versank immer tiefer im Stereotypensumpf. Er hätte am liebsten eine CD mit Schnittkes *Requiem* und die Zeitschrift *Modern Art Forum* in der hastig zugeschobenen Schreibtischschublade erkannt; leider war es das Logo des *Playboy*, das unter den routinierten Händen des Wachmanns vorbeihuschte.

Hultin blätterte in seinen knochentrockenen Papieren und wurde fündig. »Benny Lundberg?«

»Hier«, sagte Benny Lundberg schneidig.

»Setzen Sie sich.«

Der Wachmann befolgte den Befehl und nahm an seinem abgenutzten Schreibtisch vor einer Serie von acht Monitoren Platz, die alle nachtschwarze Interieurs von Lagerhallen zeigten. Sie zogen sich jeder einen Schemel heran, beide gut angewärmt von ei-

nem Polizistenhintern, und setzten sich. Der Regentrommelte heftig gegen das kleine Schalterhäuschen.

»Was war los?« fragte Hultin kurz.

»Ich bin die übliche Dreihürrunde gegangen, entdeckte eine aufgebrochene Tür an einer unserer Lagerhallen, ging hinein, fand, daß in der Halle Unordnung herrschte, und rief die Polizei an.«

»End of story«, sagte Nyberg.

»Yes«, sagte Benny Lundberg ernst.

»Ist etwas gestohlen worden?« fragte Hultin.

»Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben. Aber die Kartons lagen total durcheinander.«

»Was für Kartons?« fragte Nyberg nicht sonderlich interessiert.

»Computerzubehör. LinkCoop ist ein Import-Export-Unternehmen in der Computerbranche.« Es klang, als rezitierte Benny Lundberg etwas Auswendiggelerntes.

»Können wir die Halle mal sehen?« fragte Hultin ebenso desinteressiert.

Der Wachmann führte sie durch den Regen zu der langgestreckten LinkCoop-Halle. Am Eingang mit dem absurd blinkenden Logo wandten sie sich nach links und kamen zu einer Tür in einer ganzen Reihe gleichartiger Türen auf einer an der Halle entlangführenden Laderampe. Das weiß-rote Polizeiband aus Plastik war dort oben bereits angebracht. Sie suchten eine Treppe. Es war keine in der Nähe, des-

halb mußten sie sich hochhieven; es war ein bißchen mühsam. Im Innern hinter der aufgebrochenen Tür standen die drei Beamten, die kurz zuvor im Wachhäuschen gesessen und gegessen hatten. Möglicherweise hätten sie darauf kommen können, daß die Vorgesetzten auf dem Weg hierher waren.

»Mit dem Regen habt ihr's nicht so, Jungs«, bemerkte Nyberg und blickte sich um. Es war ein klassischer Lagerraum, Kartons unterschiedlicher Größe waren in ordentlich gekennzeichneten Regalen gestapelt. Jetzt allerdings lagen viele auf dem Boden. Aus einigen schauten etwas mitgenommene Computerzubehörteile hervor. Sehr wenig schien gestohlen zu sein.

»Sie hatten vielleicht anderes im Sinn«, sagte Nyberg laut.

Hultin warf ihm einen ausdruckslosen Blick zu und wandte sich an Benny Lundberg: »Sah es genau so aus, als Sie hereinkamen?«

Lundberg nickte und warf unter einer nicht vorhandenen Haarsträhne einen Blick auf die drei Unglücksbrüder, die in Ermangelung eines Befehls ein bißchen ratlos an der Tür standen.

Hultin und Nyberg sahen sich pflichtschuldigst in dem großen Raum um, bevor sie sich bei Benny Lundberg bedankten und wieder in das nächtliche Herbstsawetter zurückkehrten.

»Zwei Ereignisse, die gar nichts miteinander zu tun

haben?« sagte Nyberg.

»Wohl kaum«, erwiderte Hultin.

»Streit um die Verteilung der Beute zwischen Einbrechern?«

»Wohl kaum«, meinte Hultin wenig variationsreich.

»Um sieben nach drei ruft unser anonymer Informant wegen der Leiche an, fünf Minuten später ruft das Stereoidstereotyp Benny wegen des Einbruchs an, und jetzt ist es vier Uhr, sechs Minuten und zehn Sekunden, piep. Wo ist der Zusammenhang?«

»Du mußt morgen mit LinkCoop sprechen.«

»Heute«, berichtete Nyberg und überlegte, wie sinnvoll es war, nach Hause zu fahren und noch zwei Stunden zu schlafen.

»Du siehst aus, als könntest du die zwei Stunden brauchen«, sagte Hultin telepathisch.

Selbst wirkte er durch und durch bedürfnislos, als er sich trockenen Fußes durch den Regen zu seinem Turbovolvo bewegte.

Zwar wäre es eine Lüge gewesen zu behaupten, es seien Fortschritte gemacht worden, dennoch hatte sich während der Nacht etwas verändert. Die Stimmung in der »Kampfleitzentrale« war, wenn nicht verwandelt, so doch auf jeden Fall ein wenig gestiegen.

Arto Söderstedt hatte sich die Freiheit genommen, den Dienstwagen dazu zu benutzen, fünf Kinder in verschiedene Tagesstätten und Schulen zu kutschieren; die Extrakilometer durch Södermalm würden in keinem Bericht auftauchen. Paul Hjelm hatte noch keinen Dienstwagen in Anspruch genommen; er bestand darauf, so lange wie irgend möglich ungestört vom Stoßzeitverkehr in der U-Bahn nach Norsborg zu sitzen und Musik zu hören. Jorge Chavez dagegen blieb auf dem Weg von seinem Junggesellenappartement in Ragsved, wohin er zurückgekehrt war, nachdem er zunächst ein Zimmer in der Stadt gemietet hatte, im Stau stecken. Jeden Morgen war er auf die gleiche kindliche Art und Weise verblüfft über das Ausmaß der Staus; es war, als nähme das Auto einen immer zentraleren Platz im Leben der Menschen ein, als ersetzten die deutlichen Grenzen des Metalls die immer diffuseren Grenzen der Identitäten. Jeden Morgen faßte er den Vorsatz, am nächsten Tag den alten BMW zu Hause zu lassen; jeden Morgen wurde

er seinem Vorsatz untreu, um statt dessen einen neuen zu fassen. Es wurde eine vollständig wirkungslose Zauberformel. Gunnar Nyberg war nach Hause gefahren, hatte sich angezogen auf das Bett für Übergewichtige gelegt, war eingeschlafen wie ein mit dem Knüppel erschlagener Seehund – und zwei Stunden später aufgewacht wie ein zermatschter Seehund. Als sei ein aggressiver Norweger beim Seehundknüppeln ausgerastet und hätte weitergeknüppelt, bis nur noch ein drei Quadratmeter großes Hacksteak übrig war. Schließlich war er es satt, die Phantasien über seine Ähnlichkeit mit süßen weißen Seehundbabys weiterzuspinnen, und schloß sich den Sauertöpfen im Stau auf Värmdöleden an, wobei er fand, daß sein Recht, sauertöpfisch zu sein, das der anderen Stausteher bei weitem übertraf. Viggo Norlander hatte der langen Arbeitszeit getrotzt und war um drei Uhr in der Nacht noch ins King Creole gegangen, um die letzte Chance, etwas aufzureißen, wahrzunehmen. Es war ihm zwar gelungen, aber irgendwo in seinem Innern begann er den Sinn darin einzusehen, die fragliche Dame ein klein wenig kennenzulernen, bevor man dem Akt seinen Lauf ließ; die Dame dieser Nacht hatte nämlich, wie sich zeigte, nur eine Zielsetzung, und zwar die, schwanger zu werden; unmittelbar nach vollbrachter Tat zerrte sie sich ihre Kleider über, stürzte befruchtet und froh zur Tür hinaus, dem Klimak-

terium eine lange Nase drehend, und ließ einen Kriminalinspektor mit heruntergefallener Kinnlade im Bett zurück. Und der brauchte eine halbe Stunde, um sie wiederzufinden. Im morgendlichen Bus von Östermalm verlor er sich in tranceartige Phantasien über den unbekannten erfolgreichen Sohn, der den alten Junggesellenbullen im Altenpflegeheim besuchte. Kerstin Holms Weg von ihrer neuen Zweizimmerwohnung irgendwo in Vasastan verlief in geheimnisvollen Bahnen; vielleicht hielt sie als gebranntes Kind nach einigen havarierten Verhältnissen mit Kollegen einen immer größeren Abstand zwischen Privatleben und Arbeit. Doch das war nichts gegen Jan-Olov Hultin, den Mann ohne Privatleben. Das Gerücht wollte wissen, daß er mit Frau und ohne die ausgeflogenen Kinder in einem Häuschen nördlich der Stadt wohnte und daß er mit verblüffender Brutalität in der Altherrenmannschaft der Stockholmer Polizei Fußball spielte. Mehr als das war nicht herauszubekommen. Er *war* seine Arbeit. Er war wie ein Gott – schiere Anwesenheit, schiere Wirkung. Wie eine durch die selektiven Augen eines ewigen Fünfjährigen betrachtete Vatergestalt.

Und tatsächlich befand er sich bereits vor Ort, als sie aus all diesen Richtungen und mit all diesen Erfahrungen in die »Kampfleitzentrale« kamen und nacheinander die gestiegene Stimmung wahrnahm-

men.

Draußen wütete der Regen weiter. Weil dies immer eine gewisse abkühlende Wirkung auf die Kriminalität hatte, würden auf jeden Fall weniger falsche Spuren gelegt werden.

Einleitungsweise wurde die falsche Fährte Laban Hassel abgehandelt. In Hjelms und Chavez' Kurzfassung war die abgrundtiefe Tragik herausgefiltert: Vaterfixierter Sohn bedroht den abwesenden Vater, um Zuwendung zu bekommen, und flüchtet sich in ein halbinzestuöses Verhältnis mit der Mutter seines Halbbruders, wobei beide entdecken, daß sie ihre Fortpflanzungsfähigkeit außer Kraft gesetzt haben und daß der Vater fast so ermordet wird, wie die Drohungen es beschrieben haben.

Sie fühlten sich, als trügen sie dem Programmchef eines kommerziellen Fernsehkanals die Synopsis einer Seifenoper vor.

Der Programmchef erwiderte mit grimmiger Ablehnungsstimme: »Und er hat es nicht getan?«

»Nein«, sagten die beiden im Chor. Hjelm fügte hinzu: »Aber die Tür kann angelehnt bleiben.«

»Okay. Gunnar?«

Nyberg nahm sich mürrisch und lakonisch der nächtlichen Vorkommnisse im Freihafen an.

Als er geendet hatte, sagte Söderstedt abwiegend: »Das hört sich ungefähr so vielversprechend an wie der Flitzer in Tantolunden.«

Als alle ihn anstarrten, verdeutlichte er: »Der Prügel bezogen hat von der Damenfußballmannschaft.«

»Wir lassen auf jeden Fall auch diese Tür angelehnt«, sagte Hultin und setzte den Schlußpunkt.

Trotz der eher schludrigen Referate und der schwerfälligen Rückmeldung blieb die Stimmung in ihrer Zwischenhochlage. Irgendwo im Gesagten lag das Potential für eine Fortsetzung.

»Wer war der Mann?« fragte Chavez. »Die Leiche im Freihafen.«

»Nicht identifiziert«, sagte Hultin. »Die Fingerabdrücke haben nichts ergeben. Ein klassischer John Doe, wie die Amerikaner ihre unbekannten Leichen nennen. Um die fünfundzwanzig Jahre alt, mittelblond, sonst nichts. Auch die Obduktion hat nichts gebracht. Vier Schüsse ins Herz kann man wohl als triftige Todesursache bezeichnen. Im übrigen war er gesund und fit.«

»Gesund und fit lag er auf dem Obduktionstisch«, sagte Söderstedt und rechnete kalt damit, ignoriert zu werden. Was zutraf.

»Wir suchen den Freihafen nach einem Wagen ab, den er eventuell zurückgelassen hat«, fuhr Hultin fort. »Gunnar geht zu dieser Firma, LinkCoop, um mit ihnen über den Einbruch zu diskutieren. Wir schicken die Fingerabdrücke zur Überprüfung an Interpol, und es werden ein paar Angehörige von verschwundenen Personen kommen und die Leiche an-

sehen. Viggo geht zum Pathologen und nimmt Zeugenaussagen auf. Ansonsten machen wir weiter wie bisher.«

Weiterzumachen wie bisher bedeutete in der Praxis, weiter zu warten. Angesichts dieser Voraussetzungen war es bemerkenswert, daß alle mit frischer Hoffnung aufbrachen. Keiner konnte dafür eine andere Erklärung geben als Witterung, und dieses Gefühl für Witterung war eigentlich das einzige, was sie gemeinsam hatten; es war die Eigenschaft, die den Ausschlag gegeben hatte, als Hultin sie einst handverlesen hatte.

Selbst Viggo Norlander, dessen Aufgabe wieder einmal als die Deppenaufgabe angesehen werden konnte, fühlte sich neu motiviert — und das war nicht allein mit der beharrlichen Überzeugung zu erklären, daß seine Gene gerade weitertransportiert wurden. Zwar würde er gezwungen sein, den Rest des Tages mit mehr oder weniger verzweifelten Angehörigen zu verbringen, die ihre Lieben wahrscheinlich nie wiederfinden würden, aber auch er geriet in den Sog der ein wenig diffusen Atmosphäre von Hoffnung.

Er sauste im Büro vorbei, um seine trendgerechte, doch leicht senil wirkende Lederjacke zu holen. Bis zu dem Augenblick, in dem er von der russischen Mafia in Tallinn an den Fußboden genagelt worden war, hatte er bei der Arbeit stets einen anständigen Beamtenanzug getragen und war überhaupt ein an-

ständiger Polizeibeamter mit Vertrauen ins System, in die Befehlshierarchie und in die Gesellschaftsordnung gewesen. Er war in einer anderen Ordnung erzogen worden als der, in der er jetzt tätig war, das war in der Machtmordzeit immer klarer geworden, und es war diese Einsicht, die allmählich zu der verzweifelten Maßnahme geführt hatte, die gesamte Ordnung, in die er sein Vertrauen gesetzt hatte, zu ignorieren und sich auf eigene Faust nach Estland zu begeben, um den Fall zu lösen. Die Stigmatisierung, die man ihm dort zugefügt hatte, sollte nie wieder von seinen Extremitäten verschwinden. Die robusten Hammerschläge hatten mit Nachdruck einen Schlußpunkt unter die Ära des Vertrauens in seinem Dasein gesetzt. Nie mehr würde er sich auf jemand anderen verlassen als sich selbst. Und auch auf sich selbst würde er sich nie mehr richtig verlassen. Statt dessen nahm er seine Zuflucht zu dem Geschlecht, das ihn nie ernsthaft interessiert hatte; die Wampe verschwand, die Glatze verschwand, die Beamtenanzüge verschwanden. Er tauschte sie gegen Polohemden und die Lederjacke, die zu holen er ins Zimmer gesaust war.

Sein Zimmergenosse, der einstige Antagonist Arto Söderstedt, hatte sich schon vor dem Computer niedergelassen, doch sein Blick war weit draußen im herbstlichen Schmuddelwetter. Sie waren inzwischen gute Freunde, nicht zuletzt weil sie nicht das

geringste gemeinsam hatten und fanden, daß dies ein außerordentlicher Grund für Freundschaft war. Ein bekräftigendes kleines Nicken genügte, während Norlander die Lederjacke an sich riß; dann machte er sich auf den Weg durch die Korridore hinunter zur Garage, in der sein Dienstvolvo geparkt war. Er setzte sich hinters Steuer und gelangte hinaus in die Bergsgata, die eher dem Torne Älv kurz nach der Schneeschmelze glich. Ein Herbstfluß wälzte sich hinunter zur Scheelegata; Viggo Norlander kämpfte sich indessen gegen den Strom zum Fridhemsplan hinauf, um von da weiter zum Karolinenkrankenhaus zu fahren.

In einem Monat würde er fünfzig werden. Vor fast dreißig Jahren war er einige unglaublich trostlose Jahre verheiratet gewesen; seitdem hatte der Umgang mit dem anderen Geschlecht brachgelegen, um jetzt mit fünfzig in einer gewaltigen Torschlußpanik in Form von wahllosen One-night-Stands aufzuflackern. Bis zur vergangenen Nacht hatte er geglaubt, daß es sich um verdrängte Geilheit handelte; jetzt begann er zu ahnen, daß es die biologische Uhr war, die er ticken hörte. Eine endlose Reihe von Vorfahren erstreckte sich von ihm selbst rückwärts bis zu Adam höchstpersönlich, und alle klopfen dem Nachfolger auf die Schulter, und das Klopfen schwoll an zu einem fordernden biologischen Tick-tack-tick-tack, und die Vorfahren erhoben im Chor ihre

Donnerstimmte: »Laß es hier nicht aufhören. Laß die Familie nicht aussterben. Werde nicht der Letzte.« Und obwohl er sich in seinem bisherigen Leben dem Gedanken, Vater zu sein, nicht einmal angenähert hatte, wurde dieser jetzt ganz und gar dominierend: Er würde Vater werden, er wollte Vater werden, er *mußte* Vater werden. Und alles nur wegen dieser sonderbaren, fast gleichaltrigen Frau, die wie eine Frühlingsbrise in seine verschachtelte Junggesellenwohnung in der Banergata wehte, sich befruchten ließ und wieder verschwand, hinaus in den herbstlichen Regen. Alles in einer Viertelstunde. Jetzt trug sie sein Leben in sich. Davon war er überzeugt. Je mehr er darüber nachdachte, um so überzeugter wurde er, daß er es ihr schon da angesehen hatte.

Außerdem war das Arrangement ideal. Seine Gene würden weiterleben, das Klopfen der Ahnenreihe würde verstummen – und das, ohne daß er die Mühsal der Vaterschaft auf sich zu nehmen brauchte. Höchstens im Altenpflegeheim würde er von seinem Nobelpreissohn aufgesucht werden, der plötzlich erkannt hatte, woher seine außergewöhnliche Begabung stammte, und all seine Intelligenz und einen großen Teil seines enormen Kapitals investiert hatte, um seinen Vater ausfindig zu machen, bevor dieser starb, und vor ihm auf die Knie zu fallen und ihm für alles zu danken.

Ein hupender Laster warf ihn brutal zurück in die

Wirklichkeit, genauer gesagt, auf die richtige Fahrbahnseite, und das exakt im richtigen Moment, um das Abbiegen zur Pathologie des Karolinenkrankenhauses zu ermöglichen, wo die unbekannte Leiche ungeduldig seiner glorreichen Ankunft harrete.

Viggo Norlander wandelte durch Flure, die nicht wesensverschieden waren von denen des Polizeipräsidiums, stieg hinab in den berüchtigten Keller, wurde von einer nicht eben herzlichen Krankenschwester willkommen geheißen und stand vor dem legendären Gerichtsmediziner Sigvard Qvarfordt, einem mindestens siebzigjährigen Herrn, unendlich distinguiert und unendlich schäbig in einer Kombination, wie sie sich in der Ärzteschaft nur Forscher und Obduzenten erlauben konnten; die Gefahr, daß Patienten sich beschwerten, war minimal. Er zeichnete sich durch das Erzählen abgedroschener Leichenwitze aus, und einer davon kam auch sofort: »Norlander! Seh ich recht? Hatten wir dich nicht erst kürzlich hier?«

»Du weißt, warum ich hier bin«, sagte Norlander reserviert.

Qvarfordt klapperte mit dem Inhalt eines kleinen Plastikbeutels. »Die Hinterlassenschaft«, sagte er und überreichte Norlander den Beutel. »Leichtes Gepäck, wie man so sagt. Sonst habe ich nichts Neues zu sagen. Ein gesunder und fitter junger Mann, dessen letzte Mahlzeit in einem Hamburger der fetteren

Sorte bestanden haben dürfte. Sonderbarerweise mit Honig drauf. Der Tod dürfte letzte Nacht zwischen Mitternacht und drei Uhr früh eingetreten sein, genauer kann ich es nicht bestimmen. Vier Schüsse direkt ins Herz und wieder heraus. Unmittelbarer Tod. Die Armbanduhr tickt jedoch weiter, leider«, fügte er hinzu und zeigte auf den Plastikbeutel.

Norlander bekam einen Platz auf einer Bank vor dem Kühlraum angewiesen und Kopien des Obduktionsprotokolls ausgehändigt und wartete auf die in einem Zeitplan verzeichneten Besuche potentieller Angehöriger.

Es wurden insgesamt sechs, bevor er einpacken mußte. Zuerst kam ein älteres Paar, Herr und Frau Johnsson, deren Schwiegersohn seit einigen Wochen verschwunden war. Weil Norlanders Papiere ihm sagten, daß der Schwiegersohn sich aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem nicht unansehnlichen Vermögen der Tochter nach Bahrein abgesetzt hatte, wo er einen Harem angeschafft hatte, dessen Betriebsausgaben ihn etwas überforderten, war das Vorzeigen eine reine Formsache.

Die Mienen des Paares Johnsson wechselten von Hoffnung zu Verzweiflung, als sie den Toten sahen und die Köpfe schüttelten; nichts hätte sie offenbar mehr erfreuen können, als ihren Schwiegersohn in dieser Umgebung wiederzusehen.

Norlander sah die Leiche zum erstenmal. Sie lag hier in dem eiskalten nackten Saal mit Kühltüren an den Wänden und leuchtete gleichsam weiß im gnadenlosen Neonlicht. Norlander fiel als erstes die Alltäglichkeit des jungen Mannes auf. Er hatte keinen einzigen besonders charakteristischen Zug. Wollte man ein bestimmtes Individuum abbilden und die Kopie als beispielhaftes Exemplar des Homo sapiens männlichen Geschlechts mit der Voyager ins Weltall schicken, dann wäre dieser Jüngling wie geschaffen für die Rolle, dachte Norlander erstaunt.

Danach kamen ein paar routinierte Besucher, deren Söhne in den siebziger Jahren als kleine Jungen verschwunden waren, Menschen von der Art, die nie die Hoffnung aufgeben und sich nie beruhigen und eine bestehende Tatsache akzeptieren. Norlander trauerte mit ihnen, die lebenslange Ohnmacht und die aufgeschobene Trauerarbeit berührten ihn tief.

Es folgte eine längere Pause. Norlander überflog das Obduktionsprotokoll und leerte den Plastikbeutel mit der Hinterlassenschaft. Sie bestand aus drei Dingen: einer unechten Rolex, die noch immer genau die Zeit anzeigte, einem langen Röhrchen mit Zehnkronenmünzen und einem blanken Schlüssel, der ganz neu wirkte. Mehr nicht. Es sagte ihm nichts. Und gerade deshalb paßte es so gut zu der Leiche.

Anschließend kamen kurz nacheinander zwei Frauen, deren Sohn bzw. Mann in der voraufgegan-

genen Nacht verschwunden war. Ein vollständig anderes Erlebnis. Die fürchterlichen Sekunden, während die Leiche aus ihrer Kühlbox gezogen wurde, spiegelten sich im unergründlichen Dunkel dieser Frauenaugen. Als erste Emma Nilsson, die ihren drogensüchtigen Sohn aus der Entgiftung zurückerwartet hatte, ohne daß er aufgetaucht wäre. Norlander wußte schon vorher, daß der Tote nicht der Richtige war, führte aber dennoch die Dame mittleren Alters mit einem von überdimensionierten Bürden frühzeitig gekrümmten Rücken zur Leiche. Ihr Kopfschütteln war befreit, beinah glücklich; noch gab es Hoffnung.

Mit Justine Lindberger war es anders. Sie war eine dunkle junge Schönheit vom Außenministerium, deren gleichfalls junger Mann und Kollege Erik am Abend zuvor nicht nach Hause gekommen war. Sie stand reglos da und wartete, während die Kühlbox geöffnet wurde. Sie strahlte absolute Verzweiflung aus, die feste Überzeugung, daß dies ihr ermordeter Mann wäre – und als es nicht der Fall war, brach sie vollständig zusammen. Norlanders Versuche, sie zu trösten, waren mehr als täppisch; er mußte Personal aus der Psychiatrie hinzurufen, die Justine Lindberger eine Beruhigungsspritze gaben. Als Norlander sich wieder auf seine Bank setzte, zitterte er am ganzen Körper.

Als letzter erschien Egil Högberg, ein alter Flößer

aus Dalsland, dem beide Beine amputiert worden waren und der von einer jungen Pflegerin im Rollstuhl aus der Langzeitpflege heruntergefahren wurde. »Mein Sohn«, sagte er mit zitternder Stimme aus zahnlosem Mund. »Das muß mein Sohn sein.«

Norlander tat alles, was in seiner Macht stand, um Högborgs monströsem Atem zu entgehen, und wandte sich an die kaugummikauende Pflegerin, die nur ironisch die Augen verdrehte. Er ließ das ungleiche Paar herein und öffnete das Kühlfach.

»Das ist er«, konstatierte Högborg ruhig und legte seine rheumatische Hand an die Eiswange des Toten. »Mein einziger Sohn.«

Die Pflegerin tippte Norlander leicht auf die Schulter, und sie ließen Högborg mit dem Toten allein. Norlander schob die Tür zu, und die Pflegerin sagte mit gleichgültiger Stimme: »Er hat keinen Sohn.«

Norlander betrachtete sie skeptisch und sah durch das Fenster zu dem Alten hinein, der jetzt seine Wange an die der Leiche legte.

Sie fuhr fort: »Er wird vollkommen ungenießbar, wenn er nicht runterfahren und sich die neuen Leichen ansehen darf. Wir wissen nicht, warum, aber am besten läßt man ihn.«

Norlander ließ den Greis nicht aus den Augen.

»Entweder bereitet er sich auf den Tod vor«, sagte die Pflegerin.

»Oder?« fragte Norlander.

»Oder er ist ein alter Nekrophiler«, sagte sie und blies ihr Kaugummi zu einem großen rosa Ballon auf.

Eine Weile war es still. Dann sagte jemand: »Oder ihm fehlt ein Sohn.«

Nach einer Weile erst merkte Norlander, daß er selbst das gesagt hatte.

Er öffnete die Tür.

Egil Högberg schaute von der Leiche auf und sandte seinen glasklaren blauen Blick direkt in Norlanders.

»Die Familienlinie ist abgerissen«, sagte er.

Viggo Norlander schloß fest und lange die Augen.

Das erste, was Gunnar Nyberg auffiel, war der Kontrast zwischen dem Hauptbüro von LinkCoop in Täby und den Lagerräumen unten im Freihafen. Das einzige, was sie verband, war das vulgäre Logo in allen Farben des Regenbogens, das aussah, als leuchte es über Stockholms teuerstem Bordell.

Das zweistöckige Gebäude im Stil der achtziger Jahre war bei näherer Betrachtung nichts weiter als ein gut getarnter Wolkenkratzer, der das Ende des Jahrzehnts hatte kommen sehen und ganz einfach umgefallen war. Die luxuriöse Atmosphäre hinter den Zäunen des Unternehmens paßte eher zu einem Golfklub als zu einem Fabrikgebäude. LinkCoop stellte nichts her, das Unternehmen war nicht mehr als ein Verbindungsglied zwischen Ost und West, neueste Computer sowie Zubehör aller erdenklichen Fabrikate wurden von Osten herein- und nach Westen wieder hinausgespült und umgekehrt. Nyberg begriff nicht richtig, daß dieses Geschäft so lohnend sein sollte, wie das Gebäude suggerierte. Andererseits war Wirtschaft nicht seine starke Seite, und er fürchtete sich ein wenig angesichts der Terminologie, die bald über ihn hereinbrechen würde.

Nachdem er die als Autorezeption getarnte Sicherheitssperre passiert hatte, rollte der Renault auf das Hauptgebäude zu. Nyberg parkte dreist quer auf

zwei Behindertenparkplätzen, da er sich nicht vorstellen konnte, daß bei LinkCoop Behinderte arbeiteten; es waren die einzigen freien Plätze, und sie leuchteten förmlich vor künstlicher politischer Korrektheit. Im übrigen konnte er im übereifrigen Regen keinen einzigen Wagen unterhalb der Zweihunderttausendkronenmarke ausmachen. Entweder fuhren Hausmeister und Rezeptionsangestellte mit öffentlichen Verkehrsmitteln, oder es gab einen versteckten Unterklasseparkplatz im Stil der guten alten Kucheneingänge der Herrschaftshäuser.

Gunnar Nyberg war mit anderen Worten schon reichlich in Fahrt, als er mit schwabbelndem Speck durch das Herbstunwetter zum Haupteingang von LinkCoop lief. Hinter den automatischen Türen schüttelte er den Regen ab wie ein Walroß unter Amphetamineinwirkung. Die Zwillings Schönheiten an der Rezeption waren offenbar gewarnt, denn ihre Reaktion auf die Antikörper im Blutkreislauf war ein Tandemlächeln von der Sorte, die auch auf die erhitzteste Seele wie Balsam wirkt.

»Herr Nilsson erwartet Sie, Herr Nyberg«, sagten sie im Chor.

Nyberg starrte sie an. War das hier wirklich die Villa Kunterbunt? Stand der kleine Affe auch hinter den Kulissen parat?

Er faßte sich, erwiderte das Lächeln und war vollkommen damit einverstanden, wie die Träume der

Nacht sich entwickeln würden. Das war offenbar die Aufgabe des Duos: das Unterbewußte der Kunden mit einem positiven Image zu versorgen; sogar während der intimsten Momente würde LinkCoop gegenwärtig sein.

Das wunderschöne Duo wurde jedoch getrennt, und eine der Empfangsdamen führte ihn durch die gepflegten Räumlichkeiten, deren Eindruck allerdings vom Tanz ihres superkurzen Rockes überlagert wurde. Im Laufe nur weniger Sekunden war Nyberg von einem radikalen Vorkämpfer zu einem sabbernden alten Schmutzfinken geworden – das Resultat genauestens durchdachter PR-Arbeit.

Die Verführung des Kapitals, dachte er hilflos.

Schließlich erreichten sie eine Tür, die im selben Augenblick geöffnet wurde. Nyberg registrierte, daß das Überwachungssystem vollendet sein mußte.

Eine von Kopf bis Fuß elegante Frau mittleren Alters erschien, nickte der Empfangsdame kurz zu, fixierte Nybergs flackernden Blick, schüttelte ihm sehr fest die Hand und sagte: »Betty Roger-Gullbrandsen. Herr Nilssons Sekretärin. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Pippi Langstrumpf persönlich, dachte Nyberg unangebrachterweise, degradiert zur Sekretärin von Herrn Nilsson. Er folgte Betty Roger-Gullbrandsen in einen gigantischen Raum, in dem nur ein einziger großer Schreibtisch stand, fast leer bis auf einen

hochmodernen Computer und eine ebenso hochmoderne Telefonanlage, auf der sie einen Knopf drückte und sagte: »Kriminalinspektor Gunnar Nyberg vom Reichskriminalamt ist da.«

»Schicken Sie ihn herein«, erwiderte eine selbstbewußte, glasklare Stimme durch die Sprechanlage.

Betty Roger-Gullbrandsen machte eine kleine Geste zu einer Tür am hinteren Ende des Raums und ließ sich vor dem Computer nieder, ohne ihn eines weiteren Blicks zu würdigen.

Nyberg betrat das Zimmer des stellvertretenden Direktors, das ungefähr doppelt so groß war wie das Vorzimmer seiner Sekretärin. Der ganze Raum, den ein Büro zu nennen ein Frevel gewesen wäre, war mit einer ausgewogenen, äußerst aufdringlichen Nichtaufdringlichkeit eingerichtet, einer eleganten, kompromißlosen Stilreinheit. Ein makellos gekleideter Mann in den Vierzigern erhob sich am anderen Ende des Raums hinter einem glänzenden Eichenschreibtisch und streckte ihm die Hand entgegen. Nyberg ergriff sie.

Der Händedruck war mehr als fest. »Henrik Nilsson, stellvertretender Direktor«, sagte der Mann deutlich.

»Nyberg«, sagte Nyberg.

Henrik Nilsson wies auf einen Stuhl vor dem Schreibtisch, und Nyberg setzte sich.

»Ich glaube, ich habe weder ›Kriminalinspektor‹

noch ›Reichskriminalamt‹ gesagt, als ich mich angemeldet habe«, sagte Nyberg.

Henrik Nilsson lächelte selbstsicher. »Es ist Bettys Aufgabe, alle zugänglichen Informationen bereitzuhalten«, sagte er nur.

»Und sie zu präsentieren«, sagte Nyberg und wurde überhört. Das war er gewohnt.

»Reichskriminalamt«, sagte Nilsson statt dessen. »Das bedeutet, Sie glauben an einen Zusammenhang zwischen dem banalen Einbruch in unserem Lager und der Leiche davor.«

»Das liegt nahe.«

»Das bedeutet weiterhin, daß die Leiche nicht irgend jemand ist, sondern eine Leiche mit Reichsrelevanz. Außerdem, daß LinkCoop in irgendeiner Form in einen Reichsmordfall hineingezogen wurde, worauf wir gern verzichten. Wir stehen also zu Diensten.«

»Danke«, sagte Nyberg statt der Bemerkung, die er sich mühsam verbeißen mußte. »Wurde etwas gestohlen?«

»Es wurde ziemlich vieles durcheinandergebracht. Nichts gestohlen. Die Tür muß ausgewechselt werden. Im übrigen sind wir diesmal ungewöhnlich glimpflich davongekommen.«

»Diesmal?«

»Unsere Waren sind so diebstahlgefährdet, daß sie mittlerweile schwer zu versichern sind. Wir haben

in der letzten Zeit einige Einbrüche gehabt. Die Waren werden in den Osten verkauft.«

Nyberg überlegte einen Moment. Dann sagte er: »Der Wachmann hätte also alarmiert sein müssen?«

»Zweifellos.«

»Wieso hat er dann den Einbruch nicht auf seinen Monitoren gesehen? Sogar Ihre Betty da draußen kann ja meine gesamte Wanderung von der Rezeption hier herauf auf ihrem maßgeschneiderten Bildschirm verfolgen.«

Henrik Nilsson schüttelte den Kopf. »Über diese Dinge müssen Sie mit unserem Sicherheitschef sprechen. Das ist sein Verantwortungsbereich.«

»Das werde ich. Erst einmal ein paar Informationen über das Unternehmen. Sie kaufen Computerausrüstung aus Ost und West und verkaufen sie weiter nach West und Ost. Ist das das ganze Geschäftskonzept?«

»Das beste, was es heute gibt«, sagte Henrik Nilsson nicht ohne Stolz. »Solange die Handelswege zwischen Ost und West immer noch so blockiert sind, spielen Verbindungsglieder wie wir eine ausschlaggebende Rolle.«

»Und wenn die Blockierung aufgehoben wird?«

Nilsson beugte sich vor und sah Nyberg starr in die Augen: »Das wird nie der Fall sein. Es ist eine fluktuierende Branche. Alte Unternehmen kollabieren, es entstehen ständig neue. Das einzige, was konstant

ist, sind wir.«

»Um was für Computerausrüstungen handelt es sich?«

»Alles.«

»Auch militärische?«

»Im Rahmen der gesetzlichen Grenzen: ja.«

»Und befand sich militärische Ausrüstung in dem Lager, in das eingebrochen wurde?«

»Nein, es waren gewöhnliche Computer. Taiwanische WriteCom. Ich habe in dieser Mappe Material für Sie zusammengestellt. Ein vollständiges Verzeichnis alles dessen, was in dem betreffenden Lager aufbewahrt wurde. Sowie Informationen über das Unternehmen. Das Material kann ja von fachkundigen Leuten bearbeitet werden.«

Nyberg ignorierte die Ironie und nahm eine elegante weinrote Ledermappe entgegen, in die das auf eine Farbe reduzierte Geschäftslogo geprägt war – allerdings in Gold.

»Danke«, sagte er. »Viel mehr gibt es dann wohl nicht. Ich möchte nur noch mit Ihrem Sicherheitschef sprechen.«

»Robert Mayer«, sagte Henrik Nilsson, stand auf und streckte wieder seine Hand aus. »Er erwartet Sie. Betty zeigt Ihnen den Weg.«

Betty tauchte wieder auf die Sekunde pünktlich auf, geleitete Nyberg aus dem monumentalen Raum des stellvertretenden Direktors hinaus in den Korri-

dor, vorbei an einigen Türen bis zur letzten. Mit ein paar Sekunden bedrückender Verzögerung wurde die Tür von einem breiten Mann in den Fünfigern geöffnet. Er wirkte tatsächlich wie ein recht typischer Sicherheitschef eines Risikounternehmens: ehemaliger Polizist oder Militär, sonnengebräuntes, wettergegerbtes Gesicht, kurzgeschorenes Haar, scharfer Blick, kräftiger Händedruck. Da Nyberg genug feste Händedrucke erlebt hatte, ließ der ehemalige Mr. Sweden seinen noch fester ausfallen; er konnte einfach nicht anders.

»Robert Mayer«, sagte Robert Mayer mit leicht hochgezogenen Augenbrauen und leichtem Akzent. Er klang nicht deutsch, wie Nyberg vermutet hatte, sondern eher angelsächsisch.

»Nyberg«, sagte Nyberg und fügte abrupt hinzu: »Sind Sie Engländer?«

Die Augenbrauen rutschten noch ein paar Millimeter weiter nach oben. »Ich komme ursprünglich aus Neuseeland, falls das von Interesse sein sollte.«

Mayer machte eine kleine Geste, und sie betraten den Raum, der sicherlich nur sein Vorzimmer war, ein verhältnismäßig kleines Kabuff, dessen Wände mit Monitoren bedeckt waren. Sie setzten sich an den Schreibtisch.

Nyberg beschloß, sofort zur Sache zu kommen:

»Wie konnte es passieren, daß der Wachmann Benny Lundberg den Einbruch nicht auf einem seiner

Monitore gesehen hat?«

Robert Mayer saß reglos hinter dem Schreibtisch, ohne das leiseste Anzeichen von nachlassender Konzentration. »Das ist einfach«, sagte er. »Insgesamt besteht das Lager im Freihafen aus vierunddreißig größeren und kleineren Räumen. Nur in acht davon haben wir Videoüberwachung, in den wichtigsten. Vierunddreißig Monitore würden mindestens zwei weitere Wachmänner erfordern, was bei einer Überwachung rund um die Uhr mindestens sechs Vollzeitstellen bedeuten würde, zum großen Teil mit unbequemen Arbeitszeiten. Zusammen mit den Material- und Installationskosten würde der Mehraufwand den eventuellen Gewinn bei weitem überschreiten. Der Raum, in den eingebrochen wurde, ist also nicht videoüberwacht.«

Klare Antwort, dachte Nyberg.

Er änderte die Richtung: »Wie gut kennen Sie Benny Lundberg?«

»Kennen tue ich ihn wohl nicht direkt, aber einen pflichtbewußteren Wachmann kann man kaum bekommen.«

»Herr Nilsson erwähnte, daß Sie da unten in letzter Zeit häufiger Einbrüche hatten. Wie sind die verlaufen?«

»Es handelt sich um acht Einbrüche im Laufe der letzten zwei Jahre, was wohl keine Katastrophe ist, aber auch keineswegs akzeptabel. Drei davon sind

von unseren Wachmännern verhindert worden, unter anderem von Lundberg, zwei sind aus anderen Gründen mißglückt, aber drei waren richtig verheerend, da waren Profis am Werk. Nach dem letzten haben wir eigene Wachmänner angestellt, statt uns auf eine Wachgesellschaft mit viel größerem Verantwortungsbereich zu verlassen. Seitdem haben wir keine Probleme gehabt.«

»Lundberg ist also erst seit – einem Jahr hier angestellt?«

»Seit knapp einem Jahr, ja. Seit wir den Betrieb umgestellt haben. Deshalb erübrigt sich auch jeder Gedanke an einen Insiderjob, wenn es das ist, worauf Sie hinauswollen. Seit wir eigene Wachtrupps haben, hat es nicht einen geglückten Einbruch mehr gegeben. Die Jungs leisten ausgezeichnete Arbeit.«

»Was wurde bei den ›geglückten‹ Einbrüchen, wie Sie sie nennen, gestohlen?«

»Ich habe eine Mappe zusammengestellt«, sagte Mayer und verschaffte Nyberg ein Deja-vu-Erlebnis, als er ihm eine Mappe mit dem Goldlogo von Link-Coop überreichte. Mayer fuhr fort: »Hier sind Kopien unserer Anzeigen bei der Polizei und der Versicherungsgesellschaft von sämtlichen acht Einbrüchen. Dort finden Sie sämtliche Informationen. Das Material kann ja von Fachleuten begutachtet werden.«

Gunnar Nyberg betrachtete den Mann, der vor ihm saß. Robert Mayer war ganz einfach der perfekte Si-

cherheitschef, ein Fels in der Brandung für ein Unternehmen, professionell, scharfsichtig, routiniert, steinhart, eiskalt. Der stahlblaue Blick begegnete seinem, und er spürte, daß der Bodybuilderhändedruck nicht vergessen war. Für einen Moment fragte er sich, womit Mayer wohl in Neuseeland beschäftigt war.

Dann entspannte er sich. Es gab nichts mehr hinzuzufügen.

Er fragte sich, was ein Sicherheitschef verdiente.

Die Verführung des Kapitals, dachte er und verabschiedete sich von Robert Mayer.

Als Jan-Olov Hultin auf dem ausgetretenen Pfad vom Klo zurückkam, stand ein nervös auf der Stelle trippelnder Mann um die Vierzig vor seiner Tür. Sein erster Gedanke war, es sei der Kentuckymörder, der ganz cool ins Polizeipräsidium gewandert war, um ihm seine Zangen in den Hals zu jagen. Der merkwürdig klare grüne Blick des Mannes beruhigte ihn allerdings; er sah eher aus wie ein eingeschüchterter Oberstufenschüler vor dem Zimmer des Rektors. Nach dieser Überlegung konnte Hultin die Sicherheitsroutine unten an der Rezeption etwas gelassener verfluchen.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?« fragte er ruhig.

Der Grünäugige zuckte zusammen. Seine Finger betasteten seinen Schlipsknoten, als hätten sie ein eigenes Leben. »Ich suche jemanden, der sich mit dem Mord im Freihafen beschäftigt«, sagte er etwas unsicher. »Ich weiß nicht, ob ich hier richtig bin.«

»Doch, doch«, sagte Hultin und ließ den Mann in sein Büro.

Als der Mann mit den leuchtendgrünen Augen sich auf dem im Prinzip unbenutzten Besuchersofa niedergelassen hatte, beschloß Hultin, ganz einfach abzuwarten, bis er sich äußerte.

»Ich heiße Mats Oskarsson«, sagte er nach einer Weile. »Aus Nynäshamn. Ich habe in der Mordnacht

angerufen.«

»Um 3 Uhr 07 von einer Telefonzelle am Stureplan«, sagte Hultin neutral.

Mats Oskarsson betrachtete ihn und blinzelte ein paarmal. Es sah aus wie eine Kontrollleuchte mit Batteriefehler. »Ich weiß nicht mehr genau, wann es war, aber es war vom Stureplan ...«

»Kommen Sie zur Sache«, sagte Hultin. »Sie haben die Untersuchungen schon genug erschwert.«

Oskarsson war jetzt in seinem Status gesunken und wurde wie ein Unterstufenschüler behandelt.

»Die anderen meinten, ich hätte überhaupt nicht anrufen sollen...«

»Welche anderen?«

»Von der Bandymannschaft. Stockholmer Juristen BC. Wir hatten ein spätes Auswärtsspiel, oben in Knivsta, und waren auf dem Nachhauseweg.«

»Mal sehen, ob ich es richtig verstehe«, sagte Hultin milde, und Mats Oskarsson ahnte sicherlich nicht, wie unheilverkündend dieses Milde war. »Eine Clique von Gesetzeshütern war auf dem Nachhauseweg von einem Bandyspiel, um drei Uhr nachts; sie landeten im Freihafen, wurden Zeugen eines Mordes und beschlossen, das dem langen Arm des Gesetzes vorzuenthalten. Ist das korrekt?«

Oskarsson starrte auf den Tisch. »Es war spät«, sagte er nur.

»Spät auf Erden«, sagte Hultin noch sanfter.

»Ja, und?« platzte Oskarsson heraus.

»Sind Sie Jurist?«

»Ja, Steuerrecht, bei Hagman, Grafström und Krantz.«

»Und Sie haben den Wagen gefahren?«

»Ja. Einen VW-Bus.«

»Soll ich versuchen, den Ablauf des Geschehens zu rekonstruieren?« fragte Hultin rhetorisch. »Sie haben gespielt, haben sich die Birnen zugeknallt, sich in den Freihafen verirrt, ausgerechnet den Freihafen, sind auf einen Mörder gestoßen, der eine Leiche ablud, es fiel Ihnen ein, daß Sie sternhagelvoll waren, und Sie beschlossen, auf die ganze Sache zu schießen. Dann bekamen Sie Gewissensbisse, vielleicht nachdem Sie die ganze Bande abgesetzt hatten, um Sticheleien zu vermeiden, und riefen von einer Telefonzelle am Stureplan an, obwohl Sie sicher alle Taschen voller Handys hatten, aber man will ja keine Spuren im Register hinterlassen. Waren sie volltrunken?«

»Nein«, sagte Oskarsson. Sein Blick bohrte grüne Löcher in den Tisch.

»Doch«, sagte Hultin gleichbleibend sanft. »Immerhin haben Sie angerufen, und jetzt sitzen Sie hier. Sie sind sicher ein im Grunde verantwortungsbewußter Mensch, ganz anders als Ihre Juristenkollegen aus dem Klub, und der einzige Grund dafür, daß Sie anonym hier angerufen haben, ist, daß Sie volltrunken

waren. Aber das läßt sich schließlich nicht mehr beweisen.«

»Nein«, sagte Oskarsson unabsichtlich vieldeutig.

Zeit für einen Tonfallwechsel. Hultin tönte bedeutend schärfer: »Nun spucken Sie den ganzen Mist schon aus, dann werden wir sehen, ob ich Sie vor einer Anklage retten kann.«

Mats Oskarsson seufzte und spuckte mit juristischer Präzision: »Es war ein paar Minuten nach halb drei. Der Mann war etwas mehr als mittelgroß, ziemlich kräftig gebaut, trug schwarze Kleidung und eine schwarze Maskenmütze über dem Gesicht. Er fuhr einen vielleicht zehn, zwölf Jahre alten dunkelblauen Volvo Kombi mit einer Nummer, die mit B anfang. Er hatte gerade ein Wolldeckenpaket in den Kofferraum geladen und war im Begriff, das zweite einzuladen, als wir ihn störten.«

»Es dauerte also eine knappe halbe Stunde, bis Sie hier angerufen haben?«

»Ja. Leider. Tut mir leid.«

»Mir auch. Wenn diese Information unmittelbar hier eingegangen wäre, dann wäre heute nicht ein wahnsinniger Serienmörder in Stockholm unterwegs. Ich hoffe, Ihre Töchter werden seine nächsten Opfer.«

Hultin hielt normalerweise seine Zunge im Zaum, auch wenn er noch so außer sich war, aber sein grundlegendes Mißtrauen gegenüber den Wächtern

des Rechtsstaates brachte ihn dazu, bis an die Grenzen zu gehen. »Ein wahnsinniger Serienmörder.« Er mußte das ein wenig glätten. »Erinnern Sie sich noch an mehr als das B?«

»Nein«, murmelte Oskarsson.

Es gab nicht viel mehr zu sagen. Hultin hätte dem Mann noch eine saftige Predigt über die Fäulnis in der Kauf- und Verkaufswelt des schwedischen Rechtswesens halten können, über den sukzessiven Ausverkauf des Rechtsstaates in den westlichen Demokratien, über das Gesetz, das dazu gedacht war, die Bürger zu schützen, das aber zu Jahrmarktsklamauk verwandelt worden und zu risikolosen Matches zwischen alten Ringfüchsen von Anwälten der höchsten Honorarstufe und frisch examinierten Staatsanwälten der niedrigsten Gehaltsstufe verkommen war, über eine ganze Busladung von Juristen, die nicht eine Sekunde überlegten, ihr eigenes Ego zurückzustellen, um einen Doppelmörder zu fangen, aber Mats Oskarsson hatte trotz allem zumindest einen Ansatz von Zivilcourage gezeigt und wirkte außerdem, als habe gerade der Inhalt der ausgebliebenen Predigt ihn vollkommen umgehauen. Er schlich zur Tür. Als er sie gerade geöffnet hatte, hörte er Hultins gedämpfte Stimme: »Danke.«

Für einen kurzen Moment begegnete Hultin dem leuchtendgrünen Blick. Er sagte mehr als tausend Worte.

Jan-Olov Hultin war allein. Er streckte die Beine unter dem Schreibtisch aus, entspannte seine Nerven und ließ seinen Blick ausnahmsweise einmal an den Wänden des Büros entlangschweifen. Zum erstenmal seit langem stach ihm die Anonymität ins Auge. Hier gab es keinen einzigen Fingerabdruck von ihm. Es war ein reiner Arbeitsraum. Nicht einmal ein Foto seiner Frau hatte er aufgestellt. Wenn er bei der Arbeit war, dann war er hundert Prozent Polizist, vielleicht noch etwas mehr. Den Rest behielt er für sich. Nicht einmal nach dem Erfolg mit den Machtmorden hatte er jemanden an sich herangelassen. Er wußte nicht genau, weshalb. Der Fußball in der Betriebself war ja kein Geheimnis mehr. Eines Abends waren Hjelm und Chavez auf dem Kunstrassenplatz von Stadshagen aufgetaucht und hatten ihn in Aktion gesehen. Leider spielte die Veteranenmannschaft der Stockholmer Polizei gegen die der Ragsvedallians, zu denen auch der brandgefährliche Stürmer Carlos gehörte, und Hultin hatte mit einem wuchtigen Kopfstoß Carlos' linke Augenbraue getroffen, daß das Blut nur so spritzte. Carlos hieß leider Chavez mit Nachnamen. Er wußte nicht, ob Jorge seinen Vater darüber informiert hatte, daß es der Schädel seines Chefs war, der ihn auf die gegenüberliegende Straßenseite ins St. Görans Krankenhaus gebracht hatte.

Sein kurzes, leises Lächeln wurde vom Klingeln des

Telefons unterbrochen. »Ja«, sagte er in den Hörer.
»Ja. Ja. Ich verstehe. Ja.«

Dann überlegte er eine Weile und ließ dabei die Finger über den Tasten der Haustelefonanlage schweben.

Während er noch überlegte, tippte er Kerstin Holms Nummer ein. »Kerstin, bist du da?«

»Yepp«, ertönte die unvoreilhaftige Wiedergabe von Kerstin Holms Alt.

»Bist du beschäftigt?«

»Nicht besonders. Ich versuche, mich in alle Details des FBI-Materials einzuarbeiten. Das ist ein ordentlicher Wälzer.«

»Kannst du mal einen dunkelblauen Volvo Kombi checken lassen, sagen wir Baujahr achtzig bis neunzig. Die Nummer soll mit B anfangen. Wir haben eine bessere Zeugenaussage über den Freihafen.«

»Super. Klar.«

Sie schaltete ihn ab, bevor er sie abschalten konnte. Dann schwebte sein Finger wieder. Söderstedt? Nja. Norlander war wieder da. Nein. War Nyberg schon von LinkCoop zurück? Nja. Chavez? Nicht allein.

Er sagte sich, daß sein Zögern eher ein demokratisches als ein reales war.

Er tippte Hjelms Nummer ein. »Paul?«

»Ja.«

»Komm mal rüber. Bring Jorge mit.«

Es dauerte eine halbe Minute.

»Ist die Laban-Hassel-Geschichte völlig aus der Welt?« fragte er die beiden, als sie wie Schuljungen vor ihm standen. Wie kam es nur, daß alle ständig wie Schuljungen vor ihm standen?

»Ja«, sagte Chavez. »Wir haben versucht, Gründe für eine Anklage zu finden, aber ehrlich gesagt, war der Wille nicht sonderlich ausgeprägt. Wir können nur hoffen, daß es ihm mit Ingela gutgeht. Trotz Sterilität.«

»Na, dann. Ich hab gerade von einer Spur im Freihafen erfahren. Ein Wagen, der nirgendwohin zu gehören scheint, ist ein paar Straßen von LinkCoops Lager entfernt entdeckt worden. Ein beiger Saab. Zwei Dinge machen ihn interessant. Erstens war er völlig blank, kein einziger Fingerabdruck irgendwo, weder außen noch innen. Zweitens ist er auf Andreas Gallano registriert. Klingelt da bei euch irgendwas?«

»Gallano«, sagte Hjelm. »Notorischer Krimineller aus Alby. Stimmt's?«

»Stimmt.«

»Jaja. Andreas Gallano. Ich bin mehrmals mit ihm aneinandergeraten während meiner Zeit in Huddinge. Ziemlich gewalttätig, wenn ich mich recht erinnere. In der Dealerszene aufgestiegen, aber trotzdem ein klassischer Straßenganove. Skrupellos. Wir haben ihn einmal wegen Körperverletzung und einmal wegen Drogenhandels eingebuchtet.«

»Genau«, stieß Chavez hervor. »Er ist aus Hall ausgebrochen.«

»Das stimmt«, sagte Hultin. »Er saß gerade wieder wegen Körperverletzung, bis vor einem knappen Monat. Dann ist er mit zwei anderen Gewaltverbrechern durch die Küche in Hall ausgebrochen. Ausgeklügelter Plan.«

Hjelm und Chavez nickten. Ein aufsehererregender Ausbruch.

Hultin betrachtete sie. Er versuchte, seine Intuitionen abzustimmen. »Und das hat sicher mit dieser Sache zu tun?« sagte er. Das Fragezeichen war fast ein Ausrufezeichen.

Sie nickten.

»Gallanos Wagen, zurückgelassen, ohne Fingerabdrücke, ein Einbruch, zwei Leichen«, faßte Hjelm zusammen und schlußfolgerte: »Doch doch.«

»Aber der Tote war doch wohl nicht er?« fragte Chavez zögernd.

»Dann hätte der Fingerabdruckcomputer gebrüllt«, sagte Hjelm. »Aber er spielt bestimmt eine Rolle in dem Stück.«

»Der einzige, auf den wir keinen Hinweis haben, ist der Kentuckymörder«, murmelte Hultin.

»Abgesehen von Ahnungen«, sagte Hjelm. »Letzte Adresse?«

»Dieselbe seit zehn Jahren.«

»Wir übernehmen das.«

Sie waren schon unterwegs. Chavez' BMW mußte als Dienstwagen herhalten, das Duo raste wortlos durch die verregnete Stadt und kam auf den Essingeleden. Riddarfjärden unter ihnen schien auf sintflutähnliche Ausmaße angeschwollen zu sein. Jederzeit konnte er über die Stadt hereinbrechen, und wer war in diesen Zeiten schon vorgewarnt und hatte eine Arche gebaut?

Niemand, dachte Hjelm misanthropisch. Kein einziger von uns würde von Gott vorgewarnt werden. Wir würden alle in der schmierigen Pampe ertränkt und von der wütenden Erde ausgelöscht werden, und vom Universum aus betrachtet, würde der Planet ganz genauso aussehen wie vorher. Eine kleine Störung des unendlichen Gleichgewichts, mehr nicht.

Er hob den Blick aus dem Morast des Pessimismus und widmete sich wieder dem vergeblichen Kampf gegen das Böse. Es kam ihm vor, als kämpften sie gegen Windmühlenflügel.

Kein vorbeifahrender Autofahrer auf der E4 konnte Alby von Fittja unterscheiden oder Norsborg von Hallunda. Die Orte bestanden aus einer Serie von Wahnsinnsgebäuden, die himmelhoch und brutal einförmig an den Hügeln entlangkletterten und wie eine Seif fulfilling prophecy zu Hochburgen der Kriminalität geworden waren. Ein Resultat desselben wohlfahrtstaatlich geprägten architektonischen Credo, wonach Gamla stan dem Erdboden gleichge-

macht werden sollte, um Le Corbusier dort eine Reihe von Glas- und Betonpalästen errichten zu lassen.

Aber niemand wußte besser als Paul Hjelm, daß es hier auch eine alternative und schwer zugängliche Kultur gab, bescheidenes Alltagsheldentum, unendlichen Erfindungsreichtum und einen kontinuierlichen Kampf allen Widrigkeiten zum Trotz. Hier war er sein gesamtes Arbeitsleben lang stationiert gewesen, bis zu der merkwürdigen Veränderung vor knapp einem Jahr, als er, statt aus dem Orchester ausgeschlossen zu werden, sich in die Innenstadttonart transponiert fand, genauer gesagt A-Dur, A für die A-Gruppe, Dur für Erfolg.

Es war zum großen Teil Erik Bruun zu verdanken gewesen – seinem alten Kommissar bei der Kripo in Huddinge – und dessen Kontakten zu seinem früheren Kollegen Jan-Olov Hultin. Genau vor Bruuns Büro standen sie nun, und Hjelm war das Kunststück gelungen, unbemerkt an den ehemaligen Kollegen vorbeizukommen. Er klopfte an Bruuns Tür. Die Lampe am Türrahmen leuchtete gelb wie Warten, und Hjelm wurde von bösen Vorahnungen erfaßt. Bruuns Tür leuchtete niemals gelb wie Warten.

Hjelm wartete drei quälende Minuten lang ab, ständig in der Furcht, entdeckt zu werden, bis er genug hatte und hineinging.

Das Bruunsche Zimmer, ehemals bedeckt mit gesundheitsgefährdenden Rauchablagerungen von

Erik Bruuns schwarzen Zigarren, war jetzt küken-gelb. Der Tapetenkleister schien noch nicht getrock-net zu sein. Hinter Bruuns Schreibtisch saß ein etwa vierzigjähriger Mann in Schlips und Anzug, das ka-stanienbraune Haar über die beginnende Glatze ge-kämmt. Seine Hand bewegte sich instinktiv in Rich-tung der Dienstwaffe.

»Wo ist Bruun?« sagte Hjelm nur.

Der Mann sah davon ab, seine Pistole zu ziehen, hielt aber die Hand bereit. »»Warten« steht da drau-ßen, wenn man lesen kann«, sagte er.

»Da steht ›Warten‹ und da steht ›Bruun‹. Das hier ist gelb. Wo ist Bruun?«

»Wer sind Sie?«

»Hjelm. Ich habe hier mal gearbeitet. Unter Bruun. Wo ist er?«

»Hjelm. Aha. Der Mann, den sie nach oben gefeuert haben.«

»Exakt. Wo ist Bruun?«

»Hjelm, ja ... Vor gar nicht langer Zeit bin ich deine Akte durchgegangen. Ich hoffe, du willst nicht deinen alten Job wiederhaben, jetzt, wo die A-Gruppe ein-packt. Hier ist kein Platz mehr für dich.«

»Wo ist Bruun?«

»Hier ist kein Platz für Helden und diverse Einzel-kämpfer. Es war höchste Zeit aufzuräumen. Ein biß-chen Zug in die Truppe zu bringen.«

»Wo ist Bruun?«

»Du wirst wohl die alte Uniform abstauben und dich wieder auf ein bißchen gediegenen Streifendienst einstellen müssen.«

Hjelm hatte genug. Er machte auf dem Absatz kehrt und wäre beinahe in Chavez hineingelaufen, der an der Tür wartete.

Hinter sich hörte er: »Bruun hatte vor einer Woche einen Herzinfarkt. Allein der Gedanke daran, wie das Zimmer aussah, reicht schon für einen.«

Hjelm drehte sich noch einmal auf dem Absatz herum. »Ist er tot?«

Der Mann am Schreibtisch zuckte mit den Achseln. »Ich habe keine Ahnung.«

Hjelm mußte den Raum auf der Stelle verlassen, sonst wäre der Streifendienst zu einer Utopie geworden. Er lief die Treppen hinunter und in den Eßraum.

Es schien, als wäre die Zeit stehengeblieben. Jede Tasse, jedes Stück Zucker schien sich noch am selben Ort zu befinden wie eineinhalb Jahre zuvor. Ebenso wie die Bullen. Da saßen sie alle: Anders Lindblad und Kenneth Eriksson, Anna Vass und Johan Bringman. Und da war auch Svante Ernstsson, sein alter Partner während eines guten Jahrzehnts. Sie waren die besten Freunde gewesen; jetzt hatten sie seit vielen Monaten nichts mehr voneinander gehört.

»Na so was«, sagte Ernstsson überrascht. »Hoher

Besuch.«

Sie drückten sich fest und fast lächerlich männlich die Hand.

»Sag mir als erstes eins«, sagte Hjelm. »Ist Bruun tot?«

Svante Ernstsson betrachtete ihn mit ernstem Gesicht, um es dann in einem Lächeln aufscheinen zu lassen. »Nur eine Schramme, wie er selbst sagt.«

»Wer ist der Clown da oben?«

»Der frischgebackene Kommissar Sten Lagnmyr. Statt Bruun haben wir einen richtigen Arschkriecher gekriegt. Mit einer Vorliebe für Gelb außerdem.«

»Das hier ist übrigens Jorge Chavez. Entschuldigung. Mein neuer Kollege.«

Chavez und Ernstsson schüttelten sich die Hand. Hjelm hatte plötzlich eine merkwürdige Vision und sah für einen kurzen Moment Cilla und Kerstin sich die Hände schütteln.

Er rief sich zur Ordnung: »Wir sind nicht hier, um Freundlichkeiten auszutauschen, wie Lena Olin sagt, sondern wir brauchen ein wenig Hilfe. Habt ihr eine aktuelle Fahndung nach unserem Freund Andreas Gallano laufen?«

Ernstsson zuckte die Achseln und zog eine neugierige Augenbraue hoch. »Nicht aktueller als gewöhnlich bei Ausbrechern.«

»Wißt ihr, ob er überhaupt in der Gegend ist?«

»Worum geht's?«

»Um den Mord im Freihafen.«

Ernstsson nickte und fragte nicht weiter nach. »Wir haben keine Anzeichen dafür, daß er zurückgekommen ist; wäre ja auch ziemlich bescheuert nach einem Ausbruch aus Hall. Seine Wohnung war leer und unberührt. Es stand ein halbes Jahr alte Milch im Kühlschrank. Wir sind wie immer mit Arbeit überlastet, und er steht nicht oben auf der Prioritätenliste. Wir wollten in der nächsten Woche loslegen.«

»Ich werde veranlassen, daß Hultin sich um Lagnmyr kümmert, dann könnt ihr ein bißchen offizieller mithelfen. Ist es immer noch am besten, über – wie hieß er noch — Stavros zu gehen?«

»Stavropoulis. Nein, der ist gestorben. Überdosis. Gallano mußte neue Kontakte aufbauen und hat sich in eine neue Gang mit größeren Ressourcen hineingekämpft. Synthetische Drogen. Wir haben ihn über einen Dealer gekriegt, Yilmaz. Wir haben immer noch gute Ausspähmöglichkeiten, wenn ihr es mit dem Integritätsschutz nicht allzu genau nehmt.«

»Das läßt sich schon regeln. Was könnten wir über Yilmaz rauskriegen?«

»Gurra holt da seinen Stoff. Du Erinnerst dich an Gurra?«

»Klar, Mann!« rief Hjelm aus. »Der verrückte Gurra. Sandkastenkumpel.«

»Wenn jemand eine Ahnung hat, wo Andreas ist,

dann Gurra. For old times'sake«, fügte Ernstsson etwas zweideutig hinzu.

»Wie machen wir's?«

»Yilmaz dealt an einem überwachungstechnisch ziemlich guten Ort, also haben wir ihn machen lassen. Das alte Lager vom aufgegebenen ICA-Laden. Wir liegen einfach in der Etage darüber und sehen direkt nach unten. Ideal.«

»Und auf andere Weise kriegt man Gurra nicht zu fassen?«

»Er hält sich auf Abstand. Das hier ist am besten.«

»Jetzt sofort?«

Ernstsson zuckte die Achseln. »Kann nicht schaden«, sagte er kurz.

Jorge Chavez versuchte sich ein Bild von der Zusammenarbeit zwischen Hjelm und Ernstsson zu machen. War sie so wie die zwischen ihm und Hjelm? Hatten sie sich nähergestellt? Hatte ihr Zusammenspiel auch gut funktioniert? Er betrachtete sie, während er in der dreckstarrenden Etage über dem ICA-Laden wartete. War da nicht etwas Wachsame, fast Schuldbewußtes an Hjelms Verhalten gegenüber seinem früheren Kollegen, etwas Angestregtes in seiner Körpersprache? Und wie gefärbt war sein eigener Blick?

Die Beobachtungsposition war etwas ungünstig. Man konnte zwar direkt durch den Boden sehen und schräg von der Seite Yilmaz bei seinem gesetzwidri-

gen Treiben beobachten, aber das hätte bedeutet, stundenlang mit der Wange in der Mäusekacke und zwischen den Kanülen auf dem Boden zu liegen. Es war etwas einfacher, eine Minikamera im Loch festzukleben und sich das Spektakel auf einem Monitor anzusehen, und vor diesem Monitor hockten sie nun alle drei.

Ein unablässiger Strom von Kunden kam und ging in Yilmaz' kaum kaschiertem Drug Store. Es war wie ein Querschnitt durch die Gesellschaft, von merkwürdigen Sechziger-Jahre-Relikten, die auf unergründlichen Wegen die Überdosis umgingen, bis zu adretten Mittelklassejünglingen unterwegs zu idiotisch buchstabierten Rave-Parties, von Prostituierten mit überreifem Aids bis zu Chefsekretärinnen in heimlichem Auftrag. Wenn Hjelm einen Anflug von Sehnsucht nach seinem alten Arbeitsplatz verspürt hatte, dann war der längst vorübergegangen.

Yilmaz saß wie ein Pascha auf einem alten Kühlschrank und fischte kontrolliert die Bestellungen aus einem anderen. Er war Gott. Sein Wohlwollen bedeutete den Unterschied zwischen Himmel und Hölle. Er genoß es, ein paar Sekunden länger als nötig mit den Schlüsseln zum Paradies zu wedeln.

Hjelm haßte jede Sekunde, nicht nur, weil die Reihe von Erniedrigten unendlich war, sondern auch, weil die Zeit davonschlich und Gurra durch Abwesenheit glänzte. Bald würde Yilmaz' Empfangszeit

vorüber sein, und der Tag wäre vergeudet. Drei Stunden waren vergangen. Es war schon Nachmittag. Die Nässe zog immer tiefer in die verfallenen Räume ein. Der unablässige Zustrom von Kunden nahm langsam ab.

Ein weiterer Mittelklasseheini tauchte auf, um sich mit ein paar farbenfrohen kleinen Pillen mit netten eingravierten Bildchen einzudecken. Er war ungefähr sechzehn, siebzehn Jahre alt und trat selbstsicher auf den Pascha auf dem Kühlschrank zu. Im Hintergrund wartete ein Kumpel, die Hände in den Hosentaschen, die Schultern hochgezogen. Er stand mit dem Rücken zur Kamera und trat nervös von einem Bein aufs andere, während sein Kumpel Yilmaz die Hand entgegenstreckte. Dann warf er einen hypernervösen kurzen Blick über die Schulter.

Das war mehr als genug für Hjelm. Sein Körper zog sich in einem heftigen Krampf zusammen. Er warf sich zur Seite und übergab sich, verwundert über seine Reaktion: Scham und Schuldbewußtsein durchrieselten ihn. Es war wie die Flut von Erinnerungsbildern, die angeblich vor den Augen Sterbender Revue passierten. Sein ganzes Leben als Vater rauschte vorbei, jeder Fehler, jeder Schaden, den er seinem Sohn im Laufe der Jahre zugefügt hatte.

Als er eine halbe Minute später wieder aufsaß, an den verblüfften Kollegen vorbei, stand Danne immer noch mit dem Rücken zur Kamera. Der Handel sei-

nes Kumpels war plötzlich unterbrochen worden. Ein stark verwahrloster Junkie war hereingekommen und hatte angefangen, mit Yilmaz zu quatschen.

»Das ist Gurra«, brachte Svante Ernstsson hervor.

Hjelm war alles egal. Er sprang auf, daß der Stuhl umkippte, und schoß davon. Alle Blicke im unteren Raum richteten sich direkt auf die Kamera. Bevor die Waren noch zusammengepackt werden konnten, sahen Ernstsson und Chavez Hjelm mit erhobener Waffe hereinstürmen. Erst da kamen sie auf die Idee, ihm zu folgen.

Hjelm hielt alle an ihrem Platz. Der massive Leibwächter, der dicht hinter Yilmaz gestanden hatte, lag flach auf dem Boden. Hjelm zog locker einen kernigen Westernrevolver aus dem Hosenbund des Mannes und tippte mit dem Lauf leicht gegen Yilmaz' Stirn. Chavez übernahm und behielt Yilmaz und den Leibwächter unter Kontrolle. Gurra versuchte, sich unbemerkt davonzuschleichen, wurde aber von Ernstsson zu Boden gerissen.

Hjelm ging zu dem Teenager, der gerade dabei war, die farbenfrohen Pillen in den verrotteten Holzbohlen zu treten. Er griff den Jungen am Hemdkragen und zog das leichenblasse Gesicht zu sich heran, so daß nur ein paar glühende Zentimeter es von seinem trennten. »Deine Visage ist auf meiner Hornhaut eingebrannt, du Mistkerl.«

Er spürte, wie der Junge unter seinem festen Griff

in die Hose pinkelte. Er ließ ihn los. Der Junge fiel leise schluchzend in sich zusammen.

Hjelm wandte sich an seinen Sohn. Der stand mit offenem Mund in der Tür. Seine Kiefer bewegten sich, aber es kam kein Wort heraus.

»Geh nach Hause«, sagte Hjelm neutral. »Und bleib zu Hause.«

Danne zog ab und verschwand.

Sein Kumpel starrte wie wild.

»Hau ab«, sagte Hjelm.

Der Junge stolperte ebenfalls davon.

Hjelm wandte sich an Gurra, der unter Ernstsson auf dem Rücken im Dreck lag. Irgendwo hinter dem gut einstudierten Hohnlächeln erkannte er eine echte Blässe.

»Andreas Gallano«, sagte Hjelm unter Betonung jeder Silbe.

»Wovon redest du, verdammt?«

Hjelm beugte sich hinunter. Mit seinem Gesichtsausdruck war nicht zu spaßen. Gurra merkte das.

»Versuch's noch mal«, sagte Hjelm milde.

»Ich hab ihn nicht gesehen, seit er eingebuchtet wurde ...«

»Aber?«

»Aber er ... ja ...«

»Es ist ganz einfach. Sprich und lebe. Schweig und stirb.«

»Jaja. Verdammt, er ist jedenfalls so verdammt

piekfein geworden. Er hat ein heimliches Wochenendhaus irgendwo nach Norden raus. Riala heißt es, glaub ich. Ich hab die Adresse. Im Adreßbuch.«

»Du erstaunst mich«, sagte Hjelm und zog mühsam eine Sammlung durchgefeuchteter Zettel aus der Innentasche von Gurras Jacke. »Du hast ein Adreßbuch, und auch noch mit der Adresse eines flüchtigen Verbrechers.«

»Chiffriert«, sagte Gurra hochnäsigt. »Er steht unter Eva Svensson.«

Hjelm fand die Adresse. Er riß die Seite mit Eva Svensson in Riala heraus und stopfte das Adreßbuch in Gurras Tasche zurück.

In der Ferne hörte er die Sirenen; Ernstsson hatte Verstärkung gerufen. Sie schubsten Gurra in die Kühltürschleuse zu Yilmaz und dem Leibwächter.

»Kümmerst du dich um das hier?« fragte Hjelm und war schon unterwegs.

»Behalt sie im Auge«, sagte Ernstsson zu Chavez und nahm Hjelm beiseite. »Du hast unseren besten Beobachtungsposten aufhängen lassen, Palle«, sagte er mit einem Unterton von Enttäuschung in der Stimme.

Hjelm schlug die Augen nieder. Daran hatte er nicht einen Augenblick gedacht. »Tut mir leid«, sagte er leise. »Die Umstände waren etwas außergewöhnlich.«

Svante Ernstsson trat einen Schritt zurück und be-

trachtete ihn. »Sie haben es tatsächlich geschafft, dich zu verändern«, sagte er und fügte halb abgewandt hinzu: »Ich hoffe, das mit Danne löst sich.«

Hjelm nickte schwer.

»Jetzt hau ab«, sagte Ernstsson. »Ich mach das hier. Lagnmyr wird entzückt sein.«

Hjelm dachte tatsächlich noch daran, im Auto Hultin anzurufen. Der versprach, sich mit Sten Lagnmyr in Verbindung zu setzen und zu versuchen, die Situation zu retten, obwohl er nur grobe Informationen zum Handlungsverlauf bekommen hatte. Ansonsten war Hjelm völlig weggetreten.

Chavez war noch immer wie versteinert. Es war alles so schnell gegangen. Er hatte Seiten an Paul Hjelm gesehen, die sich früher nie gezeigt hatten; was nicht unbedingt nur unangenehm war. Er beschloß, den Jungen nicht zu erwähnen – sie waren tatsächlich fast schon in Skarholmen, als ihm aufging, daß es sich um Hjelms Sohn gehandelt haben mußte. »Aha«, sagte er nur.

Hjelm wandte sich ihm ausdruckslos zu und versank wieder in seine Abwesenheit.

Sie umgingen Stockholm. Man konnte mittlerweile problemlos von den südlichen in die nördlichen Vororte kommen, ohne über Los zu gehen. Allerdings war der Preis hoch gewesen.

Ungefähr bei Norrtull bekam Chavez langsam eine Ordnung in seine Gedanken. Ohne daß sie ein Wort

gewechselt hatten, waren sie vollkommen selbstverständlich auf dem Weg nach Riala in Roslagen, zwischen Äkersberga und Norrtälje. Die Adresse ließ vermuten, daß es sich um ein abgelegenes Waldgrundstück handelte. Was würde sie dort erwarten?

»Sollen wir es allein durchziehen?« fragte Chavez. Er bekam keine Antwort. Hjelm starrte nur aus dem Fenster.

»Bist du fit jetzt für das hier?« fragte Chavez etwas schärfer.

Hjelm wandte sich ihm zu. Seine Miene war genauso ausdruckslos wie vorher. Oder war er entschlossen? »Ich bin fit«, sagte er. »Und wir ziehen es allein durch.«

»Wenn man es rational betrachtet, könnte der Freihafen eine Abrechnung innerhalb des Drogenmilieus gewesen sein. Und in dem Fall könnte da eine ganze Menge Mist auf uns zukommen in Riala. Gallanos Hütte könnte beispielsweise eine Zentrale für sein neues Drogenyndikat sein.«

»Und warum dann den Wagen poliert im Freihafen stehenlassen?«

»Vielleicht war ja er die andere Leiche, die im Wagen. Unsere unbekannte Leiche könnte in ausländischer Kumpan gewesen sein. Vielleicht war er überflüssig und wurden aus dem Verkehr gezogen. Aber die Hütte könnte scharf bewacht sein.«

»Das könnte sein, rein rational betrachtet«, sagte

Hjelm. »Aber laß uns ganz irrational sein. Hier hast du einen Zettel und einen Stift, und ich nehm auch einen Zettel und einen Stift, und dann schreiben wir auf, was wir glauben, was uns da oben erwartet, falten die Zettel zusammen und stecken sie in die Tasche. Und hinterher verglichen wir.«

Chavez lachte und schrieb. Hjelm war wieder da.

Sie steckten die Zettel in die Tasche.

Dann verschwand Hjelm wieder. Sein Blick verlor sich im nicht enden wollenden Regen.

Die Vaterschaft. Wie unglaublich leicht es doch war, unheilbare Wunden zuzufügen. Ein flüchtiges Wort, ein Augenblick der Gleichgültigkeit, ein zu fester Griff um die Oberarme, Forderungen, Forderungslosigkeit. Eine zerrüttete Beziehung – was ist besser: Schweigen, ständiger Streit, Scheidung? Die Eishölle, in die Laban Hassel für immer eingefroren sein sollte? Oder die glühend heiße, funkensprühende, wahnsinnige Streithölle? Im letzten Sommer, die Machtmorde, die Trennung – wie hatte ihre Abwesenheit die Kinder in ihrem empfindlichsten Alter beeinflußt? Und wieviel war vererbt? Die Fahne des Biologismus wehte triumphierend über dem zwanzigsten Jahrhundert. Es schien keine Rolle mehr zu spielen, was einem widerfuhr, alles war in den Genen programmiert. Das hätte Paul Hjelm trösten sollen: Vielleicht war es überhaupt nicht seine Schuld, daß sein Sohn Drogenhändler aufsuchte, vielleicht

gab es ein Süchtgen, das jegliche Erziehung außer Kraft setzte. Er weigerte sich, daran zu glauben. Auf irgendeine Weise war es seine Schuld, aber auf welche? Was zum Teufel war es gewesen? Daß er keine Windeln wechseln konnte, ohne sich zu übergeben? Daß er eine ziemliche Chauvischiene gefahren war? Daß er Polizist war? Was zum Teufel war es gewesen?

Er wußte, daß es darauf nicht nur *eine* Antwort gab. Das war der Vorteil bei seinem Job. Eine Antwort, ein Schuldiger. Das Gesichtsfeld schrumpfte. Alles Vieldeutige und Komplizierte wurde ausgegrenzt.

Es regnete in Strömen.

Zwei Jäger waren auf dem Weg stadtauswärts auf Norrtäljevägen.

Zwei Zettel brannten in zwei Taschen.

Riala hatte ein Zentrum, ein kleines Zentrum, aber der Ort zog sich über ein großes Areal in dichtem Nadelwald hin, und die Karte trieb sie immer weiter vom Zentrum weg. Schließlich war der Weg nur noch ein Viehpfad durch den Urwald.

»Halt hier an«, sagte Hjelm mit dem Blick auf das detaillierte Kartenbuch der Polizei.

Chavez hielt den Wagen an.

»Noch ungefähr zweihundert Meter. Den Hügel rauf und dann rechts. Es liegt völlig einsam.«

Chavez nickte, holte seine Dienstwaffe heraus,

checkte sie und steckte sie zurück in das Achselhalfter. »Riskieren wir es, den Wagen offenzulassen?« feixte er.

Hjelm lächelte schwach und stürzte sich in den strömenden Regen.

Es war schon nach fünf Uhr. Die Regenwolken bekamen Unterstützung von der beginnenden Dämmerung; der Wald lag in dichter Dunkelheit.

Leicht gebückt liefen sie durch das herbstliche Unwetter. Die Baumkronen tanzten über ihren Köpfen und ließen reichlich Nadeln fallen, die mit dem Regen in ihren Haaren hängenblieben. Ein Blitz erleuchtete den Wald mit durchdringender Klarheit. Während des Bruchteils einer Sekunde hoben sich die Baumstämme voneinander ab; als nur wenige Sekunden später der Donner kam, heftig und schwer, flossen sie wieder ineinander.

Die Hütte lag eingezwängt zwischen Bäumen auf einem Hügel; hätten sie nicht gewußt, daß sie dort lag, hätten sie sie wahrscheinlich übersehen. Sie war klein, braun und unbeleuchtet. Nicht das geringste Lebenszeichen ging von ihr aus.

Sie tasteten sich zur Tür vor, die Waffen erhoben, entsichert.

Die Tür hatte eine Glasscheibe. In der Scheibe war ein kreisrundes Loch. Hjelm drückte lautlos den Türgriff herunter. Die Tür war verschlossen. Er streckte die Hand durch das Loch in der Glasscheibe

und drehte den Schlüssel um. Dann trat er die Tür auf und stürmte hinein.

Schon bevor Chavez den Lichtschalter gefunden hatte und das Licht sie blendete, schlug ihnen der Gestank entgegen. Sie wechselten einen Blick. Beide wußten sofort, was es war.

Sie blickten sich kurz in der kleinen Hütte um. Ein Wohnraum mit Küchenzeile und ein winziger Schlafraum. Alles war leer, unbenutzt. Wären das Loch in der Scheibe und der Gestank nicht gewesen, hätten sie ihre Pistolen wieder weggesteckt.

Es gab noch eine weitere Tür, genau neben dem Spülbecken. Hjelm schob sie vorsichtig auf. Eine dunkle Zementtreppe führte in den Keller. Es gab keinen Lichtschalter. Sie hielten sich dicht hintereinander und schoben sich Schritt für Schritt die Treppe hinunter.

Sie konnten absolut nichts sehen. Jetzt waren sie unten. Der Gestank nahm zu.

Sie tasteten sich an den eiskalten Steinwänden entlang. Schließlich fand Chavez einen Lichtschalter.

Eine nackte, schwache Birne an der Decke leuchtete auf.

Auf einem Stuhl saß Andreas Gallano.

Er starrte sie an. Der wortlose Schmerz hatte sich in seinem Blick verfestigt.

In seinem nackten Hals waren zwei kleine Löcher.

Sie waren oben im Wohnraum. Hjelm saß auf dem

Boden. Seine Hand zitterte, als er auf dem Handy Hultins Nummer tippte. Chavez beugte sich über das Spülbecken und ließ Wasser über sein Gesicht laufen. Beide hielten noch immer die Dienstwaffen in der Hand.

Chavez starrte hinaus in die tosende Dunkelheit. Ein Blitz erhellte den Wald, der schrecklich gleichgültig aussah.

Er setzte sich neben Hjelm. Der Donner krachte. Er rutschte etwas näher. Hjelm bewegte sich nicht. Ihre Schultern rieben aneinander. Das war notwendig.

Ungefähr gleichzeitig zogen sie ihre Zettel aus den Taschen und falteten sie mit einer gewissen Mühe auseinander.

Auf Chavez' Zettel stand: »Leiche mit Löchern im Hals.«

Auf Hjelms Zettel stand: »Toter mit Halsperforierung.«

Das Zusammenspiel funktionierte.

Rentner. Er sprach das Wort probenhalber ein paar-mal aus, als er den Weg zum Bootshaus hinunter-ging. Er hatte sich noch nicht richtig daran gewöhnt.

Ein Leben voller Aktivität. Ständig unter Dampf. Die Sitzungssäle. Die Konferenzen. Die Reisen. Der unterdrückte Jubel, wenn die Verträge unterzeich-net wurden.

Er vermißte das alles. Es war eine Tatsache, vor der er nicht fliehen konnte.

Jetzt gab es nur noch das Boot. Seine Frau war seit vielen Jahren tot, er erinnerte sich kaum noch an sie. Ein vages Flattern irgendwo am Rande der Land-schaft des Vergangenen.

Jetzt konzentrierte sich alles auf das Boot. Sein Stolz. Ein schöner alter Holzzweimaster der klassi-schen und traurigerweise vergessenen Marke Hum-melbo. Baujahr 1947 und in Topform.

Aber nur, weil er so gut gepflegt wurde.

Zweimal am Tag ging er zum Segelhafen hinunter. Er war zum unbezahlten Wachmann des Segelklubs geworden.

Nicht einmal das schlimmste Herbstunwetter konnte ihn abhalten. So wie jetzt sah es doch sonst normalerweise nicht aus im September? War das der berühmte Treibhauseffekt, der jetzt langsam sein häßliches Gesicht zeigte? Er verwarf den Gedan-

ken – er glaubte nicht daran. Der infantile Einfall der Umweltschutzbewegung. Immer die Schuld von sich schieben. Begriffen sie denn nicht, was die Industrie und die Automobilisierung für die westliche Welt getan hatten? Wo wären sie denn selbst ohne Industrie und Autos? Und wieviel Dreck hinterließen schließlich die alten Kutter von Greenpeace?

Aber der Herbststurm war ein Faktum. Er kämpfte sich zur Lidingöküste hinunter und verschaffte sich mit Hilfe eines robusten Schlüsselbundes Zutritt zum Gelände des Segelklubs. Mit ein paar weiteren Schlüsseln kam er hinaus auf den Anleger.

Er konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Er stand schon nah bei seinem Hummelbosegler, bevor er ihn überhaupt erkannte. Jedesmal der gleiche kleine Schub von Freude und Stolz. Sein Leben in einer Nußschale.

Er kontrollierte die Schlösser. Die Kette saß, wie sie sitzen sollte, die fuchseisenähnliche Falle lag an ihrem Platz. Er ging auf die Knie, beugte sich nach vorn und ließ seine Hand über den blankpolierten Bug gleiten. Was für ein Genuß.

Er beugte sich noch etwas weiter vor und ließ seine Hand am Bug entlang bis zur Wasseroberfläche gleiten. Er bekam etwas in die Hand. Der ungeheuer dichte Regen verhinderte, daß er es genau erkennen konnte. Klebrig. Wie Tang. Er holte den Bootshaken.

Tang? Er hatte ja gerade erst morgens den Bug von

Tang befreit.

Er hob das Tangbüschel mit dem Haken an und griff mit der freien Hand zu, weil das Gewicht erheblich war. Und starrte in ein Paar offene Augen.

Auf der Stelle ließ er den Körper fallen und stieß einen Schrei aus.

Während die Leiche zurück ins Wasser glitt, ertappte er sich dabei, daß er sich über die beiden kleinen roten Löcher in dem blaßweißen Hals wunderte.

Vampire auf Lidingö?

Viggo Norlander war wieder zum Deppendienst abkommandiert, aber erst jetzt begriff er, daß es absolut nichts mit Blödheit zu tun hatte. Ganz im Gegenteil, es war eine wichtige Tätigkeit, und man hatte ihn wegen seiner Tüchtigkeit dorthin beordert.

Er war schon vor der Leiche in der Pathologie, was ihm sehr verdienstvoll erschien. Allerdings war er dort nicht allein.

Er begriff nicht ganz, wie es dazu gekommen war, aber mehrere der Besucher dieses unangenehmen Vormittags waren schon da, und er tat sein Bestes, um die erhitzten Gemüter zu beschwichtigen.

Da war das Ehepaar Johnsson, das es nicht lassen konnte, davon zu träumen, den Schwiegersohn in der Pathologie des Karolinenkrankenhauses zu finden, statt in seinem Harem in Bahrein. Da war eine neue Pflegerin mit dem alten Flößer Egil Högberg, der ununterbrochen »mein Sohn, mein Sohn« murmelte. Und da war Justine Lindberger, die junge Frau aus dem Außenministerium, die ihren abwesenden Gatten so heftig vermißte.

Als der alte Kauz Sigvart Qvarfordt aus dem widerwärtigen Nest des Kühlraums herauslugte und Norlander kurz zunickte, hatte dieser schon beschlossen, Justine Lindberger als erste zu nehmen. Sie hatte sich nach dem morgendlichen Zusammenbruch

offensichtlich erholt, aber Norlander hatte dennoch dafür gesorgt, daß medizinisches Personal in der Nähe war.

Er führte sie behutsam in den Kühlraum. Im Unterschied zu dem Nichtidentifizierten vom Freihafen hatte man die neue Leiche noch nicht in einer Kühlbox untergebracht, sondern sie lag, mit einem kommuneeigenen Laken bedeckt, auf einer Bahre mitten im Raum. Qvarfordt war dageblieben, um darüber zu wachen, daß sein zukünftiges Arbeitsmaterial nicht zu Schaden kam, und er war es, der das Laken für Justine Lindberger lüftete.

Der neu angekommene Tote war fast so jung wie der Nichtidentifizierte. Sein dunkles Haar stand in gespenstischem Kontrast zu dem weißblauen Gesicht, das vom Wasser leicht aufgedunsen war – und er hatte zwei kleine Löcher im Hals.

Justine Lindberger stieß einen pfeifenden Laut aus, nickte und rannte hinaus in den Flur. Das Personal vor der Tür stand bereit und fing sie auf. Bevor die Spritze, die in ihren Arm eindrang, ihre Wirkung tat, gelang es Norlander, die überflüssige Frage zu stellen: »Haben Sie den Toten erkannt?«

»Es ist mein Mann«, sagte Justine Lindberger schwach. »Eric Lindberger.«

Dann machte ein stoßweise ankommender Nebel Justine Lindbergers langem, furchtbarem Tag ein barmherziges Ende.

Die Kampfleitzentrale hatte endlich ihre Anführungszeichen verloren. Das entscheidende Merkmal war das Flipchart, das den Platz hinter Hultins Katheder eingenommen hatte. Visualisierung war angesagt. Die Filzschreiber lagen da und vibrierten in den Startlöchern.

Der Kentuckymörder war wieder am Werk. Zwei eindeutige Opfer waren im Laufe weniger Stunden zu dem ersten, wahrscheinlichen hinzugekommen. Die Dinge waren in Bewegung geraten, möglicherweise in eskalierende Bewegung.

Es war kurz vor 21 Uhr. Alle waren zur Stelle. Niemand kam auf die Idee, sich über unpassende Arbeitszeiten zu beklagen.

Jan-Olov Hultin zerrte an seinen Papieren herum. Dann hatte er die Blätter sortiert, stand auf, ergriff einen Filzschreiber und begann. »Also«, sagte er neutral und zeichnete Vierecke und Pfeile. »Um 8 Uhr 10 am dritten September kommt der Kentuckymörder in Stockholm an, unter dem Namen Edwin Reynolds, nachdem er in der Nacht den Literaturkritiker Lars-Erik Hassel auf dem Flughafen Newark bei New York ermordet hat. Nach der Ankunft muß er sich ziemlich umgehend nach Riala in Roslagen begeben haben; der Grad der Verwesung des Körpers des Drogendealers Andreas Gallano läßt

vermuten, daß er vor einer guten Woche ermordet wurde, was ziemlich genau mit der Ankunft des Kentuckymörders in Schweden übereinstimmt. Andreas Gallano war aus Hall geflohen und hatte sich offenbar in einer Hütte verschanzt, die, über diverse Strohmänner, dem Steuerflüchtling Robert Arkaius gehört. Arkaius war vorübergehend der Geliebte von Gallanos Mutter. Was in der Hütte im einzelnen geschehen ist, wissen wir nicht, außer daß der Kentuckymörder Gallano mit den bewährten Methoden umgebracht hat. Es gibt Anlaß zu der Annahme, daß er anschließend eine gute Woche dort gewohnt hat, mit einer immer stärker stinkenden Leiche im Keller. Daß er sich fast unmittelbar in ein so perfektes Versteck begeben hat, deutet auf frühere Kontakte zu Gallano oder zu seinem Drogensyndikat hin, was genau überprüft werden muß. Was passierte dann? Jetzt wird es kompliziert. Gallanos beiger Saab wird in der Nähe des Tatorts eines Doppelmords gefunden. Er kann dort schon längere Zeit gestanden haben, aber momentan deutet alles darauf hin, daß der Kentuckymörder vorgestern nacht, also in der Nacht zum 12. September, mit Gallanos Wagen zum Freihafen gefahren ist und dort zwei weitere Menschen ermordet hat, zunächst einen bisher nicht identifizierten Mann, den wir nach amerikanischem Muster John Doe nennen, mit vier Schüssen ins Herz, dann den dreiunddreißigjährigen Angestellten im Außen-

ministerium Eric Lindberger mit den gewohnten zwei Zangen. Zur gleichen Zeit, als Hjelm und Chavez Gallano entdeckten, wurde Lindbergers Leiche im Lidingöer Segelklub gefunden, und zwar von dem pensionierten Direktor Johannes Hertzwall. Eric Lindberger hat die gleichen Vampirbisse am Hals wie Gallano und Hassel. Qvarfordts vorläufige Untersuchung hat ergeben, daß er ungefähr zum gleichen Zeitpunkt starb wie unser John Doe, also vor knapp vierundzwanzig Stunden, und der Segelklub liegt ziemlich nah beim Freihafen. Es ist also äußerst wahrscheinlich, daß Eric Lindberger der Tote ist, der nach Zeugenaussage um halb drei Uhr nachts von einem Mann mit Strumpfmaske in einem etwa zehn Jahre alten Volvo Kombi mit einer Autonummer, die mit B anfängt, verstaubt wurde.«

Hultin machte eine Pause und sah sich um. Die Schüler saßen kerzengerade da und fixierten die sich grauenhaft ausdehnende Zeichnung auf dem Flipchart. Hultin fuhr fort: »Folgendes Szenario wäre möglich: Der Kentuckymörder fährt zum Freihafen, um zwei wahrscheinlich genauestens geplante Morde zu begehen. Er fährt mit Gallanos Wagen dorthin, hat aber irgendwo noch einen anderen stehen. Er erledigt seine Vorhaben in einem verlassenen Kellerloch, wickelt die Opfer in Decken und ist dabei, sie in den anderen Wagen zu laden, als er von einer Truppe wahrscheinlich betrunkenen Juristen auf Abwe-

gen überrascht wird. Er bekommt also nur eine Leiche, Lindberger, in den Kofferraum. Die andere, unser fünfundzwanzigjähriger John Doe, bleibt liegen. Überzeugt davon, daß sein Wagen der Polizei gemeldet wird, meint er, verdammt schnell das Weite suchen zu müssen, rast nach Lidingö, wirft sein Opfer ein bißchen achtlos ins Wasser und verduftet.«

»Dann setzt du voraus«, sagte Gunnar Nyberg, »daß der Einbruch im Lager von LinkCoop nichts mit der Sache zu tun hat.«

»Ich bringe einen mißglückten Einbruch in ein Warenlager einfach nicht unter. Hat jemand eine Idee? Nicht? Nein, ich glaube, der Einbruch ist für uns ohne Bedeutung. Eine Möglichkeit wäre allerdings, daß der Einbruch mißglückt ist, weil die Diebe ein bedeutend schlimmeres Verbrechen beobachteten und abgehauen sind.«

»Oder vielleicht so«, sagte Kerstin Holm auf ihre nachdenkliche Art. »Du hast wahrscheinlich recht damit, daß sein Vorgehen gut geplant war, aber nur im Falle Lindbergers. Der Arme bekam ja tatsächlich die Zangen im Hals zu spüren. Aber wenn der Kentuckymörder nun auch hinter den Herzschnitten steckt, dann ist es das allererste Mal, daß er sein Muster durchbricht. Man könnte sich vorstellen, daß unser John Doe *der Einbrecher* ist und daß er erschossen wird, als er den Mörder dabei ertappt, wie er sein Opfer vorbeischleppt, und der ihn entdeckt.

Ich schätze, daß der Lindberger-Mord geplant war, der John-Doe-Mord nicht.«

Hultin nickte. Dann wechselte er die Spur: »Back to basics now. Warum ist der Kentuckymörder nach Schweden gekommen? Offenbar kannte er Gallano von irgendwoher, aber war Gallano wirklich *das Ziel* der Auswanderung? Hat er tatsächlich unmittelbar ausgeführt, weswegen er hergekommen ist –Gallano zu töten —, und der Rest hat nur mit neuem Blutdurst zu tun? Nach neun klaustrophobischen Tagen mit dem sich verstärkenden Leichengestank wurde das Bedürfnis zu stark: Es war an der Zeit, es wieder zu tun. Oder war Gallano eher Mittel als Ziel? War im Gegenteil Eric Lindberger das Ziel?

Der merkwürdige Tatort deutet darauf hin; man fährt ja nicht einfach mitten in der Nacht in den menschenleeren Freihafen und sucht nach Opfern. Nein, er *wußte*, daß Lindberger dort sein würde. Also muß Eric Lindberger auch genauestens überprüft werden.«

»Es ist doch absolut nicht sicher, daß Lindberger dort war«, sagte Kerstin Holm. Er kann ihn dort hingebracht haben. Entweder er wählte ihn zufällig in der Stadt als Opfer aus, betäubte ihn und brachte ihn an einen einsamen Platz, wo es die entsprechenden Räumlichkeiten gab, oder sie hatten sich aus irgendeinem Grund verabredet, und Lindberger kam freiwillig mit. Sowohl das Opfer als auch der Ort können

durchaus zufällig ausgewählt worden sein.«

Hultin nickte; er begann sich daran zu gewöhnen, daß seine Szenarien zerrissen wurden. Verlor er langsam den Überblick? War es an der Zeit, dem Copiloten das Steuer zu übergeben? Und Kerstin Holm war in diesem Fall sehr klar der Copilot.

»Wir müssen den Tatort finden«, sagte er nur. »Es gibt wahrscheinlich Hunderte von Räumen in dem Viertel um den Platz herum, an dem wir John Doe gefunden haben.«

»LinkCoop liegt ja am nächsten dran«, sagte Nyberg. Der Besuch in Täby wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen.

Hultin sammelte Kräfte. »Wir wissen trotz allem zu wenig über den Kentuckymörder«, sagte er langsam. »Du hast ja den besten Überblick, Kerstin. Es fehlt sicher noch viel.«

»Wenn wir eine Chance haben wollen, die Schweden-Connection zu finden, dann müssen wir schnell sein und ständig das FBI und Ray Larnier konsultieren, das ist meine Einschätzung. Es ist nicht sicher, daß die Amerikaner eine schwedische Connection erkennen würden, auch wenn sie ihnen ins Gesicht springt. Sie wissen kaum, wo Schweden liegt. Schweizer Uhren und Eisbären auf den Straßen ...«

Holm machte eine kleine Pause und fuhr dann in einer anderen Richtung fort: »Diesmal ist er uns entwischt, nicht zuletzt dank deiner verirrtten Juristen.

Wir können Gallano überprüfen, soviel wir wollen, das Drogensyndikat, Lindberger, das Außenministerium, LinkCoop, aber ich glaube, der einzig vernünftige Weg ist der amerikanische. Wir müssen wissen, wer er ist und warum er nach Schweden gekommen ist, dann können wir ihn fangen. Anders wohl kaum.«

»Jetzt haben wir die Bestätigung dafür, daß er hier ist«, sagte Hultin. »Das Geld der Steuerzahler für eine Amerikareise zu verschwenden, bevor wir sicher sind, war unmöglich. Jetzt haben wir eine Menge Material – auch übrigens dem FBI anzubieten. Morgen gehe ich rauf zu Mörner und versuche die Genehmigung zu kriegen, zwei von euch in die USA zu schicken. Zunächst die, die am meisten Materialkenntnis hat, dich Kerstin, und noch eine, hmm«, murmelte er und warf Hjelm einen bissigen Seitenblick zu, »eine tatkräftigere Person.«

Hjelm zuckte zusammen. Gegen seinen Willen war er äußerst zerstreut, gerade jetzt, wo alles in Gang kam. Er war mit einer grausam gefolterten und verfaulten Leiche in einem Keller in der Wildnis konfrontiert worden und sollte in der Nacht nach Hause und herausfinden, ob sein Sohn drogenabhängig war. Und da kam die Mitteilung von einer USA-Reise, und ausgerechnet mit Kerstin. Das war doch etwas viel.

»Lagnmyr ist hinter dir her«, sagte Hultin aus-

druckslos. »Das ist ein guter Anlaß, zu verschwinden.«

»Soll ich in die USA?« fragte Hjelm verwirrt. »Und wer zum Teufel ist Lagnmyr?«

»Svante Ernstsson hat, so gut es ging, den Kopf hingehalten«, sagte Hultin ungerührt, »aber Lagnmyr hat das ganz klar durchschaut. Ich glaube noch nicht mal, daß er den geplatzten Dealerbeobachtungsposten kannte, aber er mag dich nicht, soviel ist sicher. Also zisch ab in die USA. Erzähl Larner von euren KGB-Ideen. Das kommt sicher gut an.«

»Aber ich kann nicht in die USA fahren«, fuhr Hjelm noch immer im Zustand der Verwirrung fort. »Das Ganze spielt sich doch hier ab.«

»Wir werden sehen, wie es wird«, sagte Hultin glättend. »Pack auf jeden Fall Papas Koffer. Eine provisorische Arbeitsverteilung für heute abend sieht ungefähr so aus: Paul und Kerstin in die USA, Jorge nimmt Gallano, Gunnar kümmert sich um LinkCoop, Viggo um John Doe und Arto um Lindberger und das Außenministerium. Klingt das akzeptabel?«

Niemand sagte etwas. Es war mittlerweile auch spät geworden.

»Noch eins«, sagte Hultin gedämpft. »Wir können die Sache nicht länger vor den Medien geheimhalten. Jetzt geht es los. Man könnte wohl sagen, wir treten in ein anderes gesellschaftliches Klima ein. Die Stimmung wird hochgepeitscht, die Schlagzeilenhetze be-

ginnt. Hunderttausende von neuen Schlössern werden in ganz Schweden angebracht werden, Tausende von Waffen werden vorsichtshalber angeschafft, legal und illegal, und die Wachgesellschaften werden neue Rekordgewinne einfahren. Bis jetzt waren die amerikanischen Serienmörder eine exotische, aber entfernte Bedrohung. Auf einen Schlag kommen wir dem amerikanischen Gesellschaftsklima erschreckend nahe. Der letzte Hauch von relativer Unschuld wird im Tornado des allgemeinen Mißtrauens verschwinden. Niemand wird sich mehr trauen, über seine Schulter zu sehen.«

Hultin beugte sich über sein Pult nach vorn. »Der Teufel ist hier, meine Damen und Herren, und auch wenn wir ihn fangen, wird kein Exorzist das wieder austreiben können, was er mit ins Land gebracht hat.«

Mit einem geliehenen Polizeischirm als einzigem Schutz, aparterweise mit einem ganzen Meer von Polizeilagos bedruckt, wanderte Paul Hjelm durch die Norsborgnacht. Der Regen schien für immer bleiben zu wollen. Das einzige, was die pechschwarzen Nachtwolken zu bieten hatten, war die Vorahnung einer Sintflut, die immer öfter in seinem Bewußtsein auftauchte.

Was war mit Schweden geschehen? Das kleine Bauernland am Polarkreis, dessen Volksbewegungen einst die erste Demokratie hervorgebracht hatten, die sich wirklich bis tief ins Volk hinein auswirkte, es aber nie befreit hatten, das sich aus den Schrecken des Zweiten Weltkrieges herausgemogelt hatte, kehrte all seine Schandtaten unter den Teppich, bekam fabelhafte Vorteile gegenüber anderen europäischen Ländern und konnte es sich leisten, selbstgerecht als Weltgewissen zu agieren, bis die Länder, die nicht von innerer Trägheit gehemmt waren, es einholten; da war nicht nur Schluß mit dem höchsten Lebensstandard der Welt, sondern auch mit dem Weltgewissen. Eine merkwürdige, naive, deterministische Überzeugung, daß sich alles dennoch immer zum Besten fügt, führte dazu, daß man sich während der achtziger Jahre mehr als irgendein anderes Land dem internationalen Kapital ausliefer-

te und es freier wüten ließ. Der unvermeidliche Zusammenbruch war eigentlich nur eine Fortsetzung des totalen und zielbewußt herbeigeführten Kollapses jeglicher politischen Führung durch die launischen Winde des elektronisch beflügelten Kapitals. Alle mußten für den Knall bezahlen – nur die Unternehmen nicht. Während sich das Land am Rande des Konkurses bewegte, maximierten die Großunternehmen des Landes ihre Gewinne. Die Finanzierung wurde den Privatleuten aufgebürdet, was zu Lasten des Gesundheitswesens, des Bildungswesens, der Kultur ging – zu Lasten alles auf lange Sicht Unabdingbaren. Die kleinste Andeutung, daß die Unternehmen sich vielleicht ganz, ganz minimal daran beteiligen sollten, den Schaden zu bezahlen, den sie angerichtet hatten, rief einstimmige Drohungen hervor, ins Ausland abzuwandern. Die Bevölkerung wurde unisono dazu gezwungen, an Finanzprobleme zu denken. Die schwedische Volksseele wurde von allen Seiten bis zum Bersten mit finanziellen Überlegungen angefüllt, bis nur noch sehr, sehr kleine Räume zu füllen blieben – und darin fand sich meistens nichts anderes als Lotterien, Wetten und Scheißunterhaltung im Fernsehen. Die Liebe wurde durch idealisierte Soaps auf der einen und Kabelfernsehporno auf der anderen Seite ersetzt, der Hunger nach einer Form von Geistigkeit wurde mit schnell verpackten New-Age-Lösungen gesättigt, alle Musik,

die die Öffentlichkeit erreichte, war maßgeschneidert für den Verkauf, die Medien stahlen die Sprache und machten sich selbst zur Norm, die Werbung stahl die Gefühle und lenkte sie von ihren wahren Objekten ab, der Drogenmißbrauch nahm kräftig zu. Die neunziger Jahre waren für das Kapital ein Probe-
lauf für eine Zukunft, in der Horden von Langzeitarbeitslosen in Schach gehalten werden mußten, damit sie nicht auf die Barrikaden gingen. Betäubende Unterhaltung, Drogen, die die Pflege erübrigen, ethnische Konflikte, um den Zorn in eine andere Richtung zu lenken, Genmanipulation, um zukünftigen Pflegebedarf zu minimieren, ein Ausrichten aller Kräfte auf den allmonatlichen Balanceakt des eigenen Überlebens – bedurfte es noch weiterer Druckmittel, um die durch Jahrtausende entwickelte menschliche Seele zu ruinieren? Gab es noch irgendwo gefährliches Terrain, wo ein freies, kreatives und kritisches Denken aufgehalten und umgelenkt werden konnte, bevor es Blüten trieb?

Die Machtmorde waren eine Reaktion gewesen, aber eine gezielte Reaktion. Die blind um sich schlagende gewissenlose Gewalt war im Land noch nicht gesichtet worden, dieses extrem frustrierte und eiskalte, mitleidlose Agieren gegen alles und alle. Aber jetzt hatte es begonnen. Alles würde sich verändern – und das war nur logisch. Man hat nicht die freie Wahl, wenn man sich auf Importe vom Herrscher

des Weltalls einläßt. Wenn man sich entscheidet, eine ganze Kultur zu importieren, dann bekommt man auch die Schattenseiten, früher oder später.

Durch den undurchdringlichen Regen erkannte Paul Hjelm vage die erleuchteten Konturen der Bausünden, von der Städteplanung dazu gedacht, die letzten Reste menschlicher Würde zu töten. Er blieb stehen, klappte den Regenschirm mit dem illusorischen Signum der Ordnungsmacht zusammen und ließ die Sintflut auf sich niedergehen. Wer war er, daß er den ersten Stein werfen könnte?

Er schloß fest die Augen. Waren wirklich nur noch Ruinen übrig von der schlichten Privatmoral, die wirkte, ohne daß man sie sah, die Gutes tun wollte, ohne es zu zeigen? Was du dir von anderen wünschst, das tue auch für sie.

Er hatte vorgehabt, sich am Ende des Tages einen Dienstwagen geben zu lassen, aber jetzt war er auf dem Weg ins Ursprungsland der Gegenwartskultur und würde ihn nicht brauchen. Er setzte sich wieder in Bewegung. Er lief. Er lief durch den prasselnden Regen, den zusammengefalteten Schirm unterm Arm. Er mußte laufen, bis die Erschöpfung stärker war als alle unheilvollen Gedanken. Als er vor der Tür seines Reihenhauses ankam, war das Ziel erreicht. Er stolperte in den Flur, und sein Schnaufen hatte ein beunruhigendes Nebengeräusch, das er nicht richtig wiedererkannte. Die Lichter waren aus,

es war schon nach elf Uhr. Aus dem Wohnzimmer kam ein schwacher Lichtschimmer, ausnahmsweise nicht vom Fernseher, eher ein flackerndes Flämmchen. Er blieb im Flur stehen, bis sein Atem wieder einigermaßen normal klang. Er zog die Lederjacke aus und hängte sie an die überfüllte Flurgarderobe. Dann ging er hinein und schaute um die Ecke.

Danne saß da und wartete. Kein MTV, kein Comicheft, kein Computerspiel. Nur Danne und eine kleine Kerzenflamme.

Paul rieb sich mit den Handballen die klatschnassen Augenhöhlen trocken, bevor er dem Blick seines Sohnes begegnen konnte. Es ging dennoch nicht. Der Blick seines Sohnes war nicht vom Tisch wegzulocken, von der kleinen Wärmeflamme, die in einer Eisgrotte aus Glas flackerte.

Ohne ein Wort setzte er sich neben seinen Sohn auf das Sofa.

Ein paar Minuten absoluter Stille vergingen. Keiner von ihnen wußte, wie er anfangen sollte; also fing keiner an.

Schließlich flüsterte Danne – mit einer Stimme, die verweint klang: »Er hat mich einfach mitgeschleppt. Ich wußte nicht, wohin wir wollten.«

»Ganz sicher?« fragte Paul Hjelm nur.

Danne nickte. Es war wieder eine Weile still. Dann gelang es dem Vater, einen Arm um die Schultern seines Sohnes zu legen. Danne rückte nicht weg.

Erwachsen zu werden bedeutet nur, seine Unsicherheit besser verbergen zu können.

»Ich hab ein bißchen zuviel gesehen«, sagte Paul leise. »Nur ein paarmal, und das Leben ist tatsächlich zerstört. Das darf nicht passieren.«

»Das wird es auch nicht.«

Am Anfang war der Himmel, die Sonne, der Mond, der Wald, das Meer. Die Blicke der ersten Menschen sahen all dies. Dann kam das Feuer, das zu Tode erschreckte und nach und nach gezähmt wurde und zum Begleiter des Menschen wurde. Die kleine Flamme vor ihnen wurde ein Lagerfeuer. Der Klan war darum versammelt. Es ging um das Überleben des Stammes. Sie blieben vor dem Anblick des uralten Bildes sitzen, das die Erinnerung an das Blut wachrief.

Böses Blut kehrt wieder.

Sie standen auf. Ihre Blicke trafen sich.

»Danke«, sagte Paul Hjelm, ohne zu wissen, was er meinte.

Sie bliesen die Flamme aus und gingen gemeinsam die Treppe hinauf.

Als Paul die Tür zum Schafzimmer öffnete, sagte Danne: »Du warst sehr ... cool heute.«

»Ich war zu Tode erschrocken.«

Er fühlte paradoxerweise einen leisen Stolz, als er sich durch das stockfinstere Schlafzimmer tastete. Er sparte sich Waschen und Zähneputzen und kroch di-

rekt ins Bett neben Cilla. Er brauchte ihre Wärme.

»Was war mit Danne?« murmelte sie.

»Nichts«, sagte er. Und er meinte es auch.

»Du bist eiskalt«, sagte sie, ohne von ihm wegzurücken.

»Wärm mich«, sagte er.

Sie lag still und wärmte ihn. Er dachte plötzlich an die bevorstehende Amerikareise und all die damit verbundenen Komplikationen. Eigentlich wollte er das Leben so einfach haben wie gerade jetzt. Kinder, über die man sich freuen konnte, und eine Frau, an der man sich wärmen konnte.

»Ich verschwinde morgen in die USA«, sagte er, um sie ein wenig zu testen.

»Ja«, sagte sie im Schlaf.

Er lächelte. Der Regenschirm war zusammengefoldet, und er war trocken. Für den Moment.

Arto Söderstedt vermißte die Sonne normalerweise nicht. Er war ein Liebhaber von Nuancen und hatte herausgefunden, daß sich die Art und Weise, wie die Neuzugezogenen Stockholm genossen, in einer Grauzone zwischen der oberflächlichen Faszination der Touristen und dem trägen Gewohnheitsblick der Ureinwohner befand. Die Sonne förderte beide Verhaltensmuster, während das tiefer gehende Genießen der Neuzugezogenen einen gewissen Grad an Bewölkung erforderte, gerade so viel, daß die Farben zu ihrem Recht kamen, ohne von der Sonne ausgelöscht zu werden. Darüber, daß seine Theorie etwas mit seiner Sonnenüberempfindlichkeit zu tun haben könnte, hatte er noch nicht nachgedacht.

Aber jetzt reichte es mit der Bewölkung. Er stand an einem seiner Lieblingsplätze in der Stadt und sah mit Mühe und Not die Hand vor Augen, keinesfalls aber die Oper auf der einen Seite oder den Palast des Erbfürsten auf der anderen. Darauf steuerte er nun zu, unter seinem affigen Teddy-Regenschirm, den er aus Versehen von zu Hause mitgenommen hatte; er sah die Miene seiner zweitjüngsten Tochter vor sich, wenn sie in ein Meer von Polizeilogos hinaufblickte. Als er die ehrwürdige Treppe hinaufstieg, konnte er nicht umhin zuzugeben, daß er die Sonne wirklich vermißte.

Er war kein eifersüchtiger Typ, aber es kränkte ihn doch, daß er nicht für die USA-Reise in Frage gekommen war; immerhin war er der Experte für Serienmörder. Statt dessen stapfte er jetzt die ewigen Stufen der Feldarbeit sogar bis zur Rezeption des Außenministeriums hinauf.

Die Empfangsdame teilte ihm gemessen mit, daß Justine Lindberger krank sei, Eric Lindberger verstorben sei und daß man im gesamten Außenministerium einen Trauertag ausgerufen hatte. Söderstedt unterließ es, ihr zu sagen, daß diese Information überflüssig war, nicht nur, weil er an dem Fall arbeitete, sondern auch, weil er Augen im Kopf hatte. All dies war nämlich von jeder Morgenzeitung und von allen Morgensendungen des Radios verbreitet worden. Nicht einmal ein Schlafwandler hätte es geschafft, nicht mitzubekommen, daß der furchtbare Kentuckymörder nach Schweden gekommen war, ebensowenig die Tatsache, daß die Polizei dies schon seit fast zwei Wochen wußte, ohne ein Wort darüber zu verlieren und den Bürgern die Chance zu geben, sich zu schützen. Söderstedt hatte acht professionelle Meinungsmacher gezählt, die gefordert hatten, die Köpfe der verantwortlichen Polizeibeamten müßten rollen.

»Haben die Eheleute Lindberger in derselben Abteilung gearbeitet?«

Die Empfangsdame, eine mißtrauische Frau um die

Fünfzig, saß hinter ihrer Glasscheibe und sah aus wie das Werk eines modernen Velazquez, ein durch und durch wirklichkeitsgetreues, aber dennoch ungeheuer boshaftes Abbild einer aussterbenden Klasse. Söderstedt kam trotz allem zu der Ansicht, daß er die aussterbenden den heutigen stromlinienförmigen Exemplaren vorzog. Die Frau blätterte mit deutlich zur Schau getragennem Widerwillen in einem Ordner.

Nach großer und fast ächzender Mühe antwortete sie: »Ja.«

Eine sorgfältig überlegte Antwort, dachte Söderstedt und fuhr fort: »Wer ist ihr nächster Vorgesetzter?«

Noch mehr Ächzen, Mühe und Anstrengung. Dann: »Anders Wahlberg.«

»Ist er im Hause?«

»Jetzt?«

Nein, am ersten Dienstag nach Himmelfahrt vor zwei Jahren, dachte Söderstedt und sagte mit einschmeichelndem Lächeln: »Ja.«

Dann wiederholte sich die Prozedur von extremer Anstrengung, die in diesem Fall darin bestand, zwei Tasten auf einem Computer zu drücken. Nach dieser fast übermenschlichen Arbeitsbelastung konnte die Frau nur noch ein vollkommen atemloses Ja hervorbringen.

»Glauben Sie, ich kann mit ihm sprechen?«

Es war der Blick, dem vor langer Zeit Plantagenbesitzer mit Ochsenziemern begegnet waren. Die schwarze Sklavin wurde noch einmal gezwungen, sich zu erniedrigen. Sie drückte nicht weniger als drei Tasten der Haussprechanlage und brachte mit dem letzten Rest ihrer gepeinigten Stimme heraus: »Die Polizei.«

»Aha?« schnarrte eine verständnislose Männerstimme aus dem Hörer.

»Geht es?«

»Jetzt?«

»Ja.«

»Ja.«

Das Endergebnis dieses inspirierenden Dialogs war, daß Söderstedt durch einen von Kristallkronleuchtern erhellten Flur nach dem anderen wanderte und sich zwölfmal verlief. Schließlich fand er die ehrwürdige Tür, hinter der sich Außenrat Anders Wahlberg aufhielt. Er klopfte an.

»Herein«, ertönte eine Donnerstimme aus der Tiefe des Raums.

Arto Söderstedt betrat ein elegantes Vorzimmer mit stummer Sekretärin und sah dahinter ein noch eleganteres Büro mit Aussicht auf Strömmen. Anders Wahlberg war Ende Fünfzig und trug seine Korpulenz mit demselben offensichtlichen Stolz wie seinen minzgrünen Schlips, der aussah wie das Lätzchen der jüngsten Tochter nach beendeter Fütte-

runungsschlacht.

»Arto Söderstedt«, sagte Arto Söderstedt. »Reichskriminalamt.«

»Wahlberg«, sagte Wahlberg. »Ich habe gehört, daß es um Lindberger geht. Was für eine Geschichte! Eric kann in der ganzen weiten Welt keinen Feind gehabt haben.«

Söderstedt setzte sich, ohne zu zögern, auf einen Stuhl, direkt gegenüber Wahlbergs kandelaberengeschmücktem Mahagonischreibtisch. »Was war Lindbergers Arbeitsbereich?«

»Beide Eheleute sind auf die arabische Welt spezialisiert. Sie haben sich hauptsächlich mit dem Handel mit Saudi-Arabien beschäftigt und an unserer Botschaft dort gearbeitet. Jung und vielversprechend. Die Topdiplomaten der Zukunft, alle beide. Dachte man. War es wirklich ein amerikanischer Serienmörder?«

»Es sieht so aus«, sagte Söderstedt kurz. »Wie alt sind sie? Oder waren?«

»Justine ist achtundzwanzig, Eric war dreiunddreißig. Mit dreiunddreißig zu sterben...«

»Das war die durchschnittliche Lebenserwartung im Mittelalter.«

»Sicherlich«, sagte Wahlberg verwundert.

»Haben sie immer zusammen gearbeitet?«

»Im Prinzip, ja. Sie hatten etwas unterschiedliche Vorgaben bei ihren Geschäftskontakten. Aber abge-

sehen davon, waren ihre Aufgaben vergleichbar: den Handel zwischen Schweden und in erster Linie Saudi-Arabien zu erleichtern. In enger Zusammenarbeit mit Wirtschaftsvertretern beider Länder.«

»Unterschiedliche Vorgaben?«

»Eric hatte vor allem die großen schwedischen Exportunternehmen auf seiner Liste, Justine die etwas kleineren. Einfach ausgedrückt.«

»Sind sie immer zusammen gereist?«

»Nicht immer, nein. Es gab viele Reisen hin und her, und sie waren nicht immer so aufeinander abzustimmen.«

»Und absolut keine Feinde?«

»Nein. Absolut keine. Nicht die geringsten Unregelmäßigkeiten im Protokoll. Einwandfreie und gediegene Arbeit, generell. Ihnen gehörte die Zukunft, könnte man sagen, wenn es nicht jetzt so makaber klänge. Justine hätte dieser Tage wieder hinunterfliegen sollen, aber ich gehe davon aus, daß sie es jetzt nicht schafft. Es war geplant, daß Eric noch ein paar Monate von zu Hause aus arbeiten sollte. Nun bleibt er zu Hause, in Ewigkeit, Amen.«

»Wissen Sie, was das Ziel von Justines Reise ›dieser Tage‹ war?«

»Nicht im Detail. Sie sollte mich eigentlich heute informieren. Irgendein Problem mit einem neuen Gesetzesentwurf für den Handel mit Kleinunternehmen. Treffen mit saudischen Regierungsvertretern.«

»Und Sie können sich Erics Tod beim besten Willen nicht anders als durch Zufall oder Schicksal erklären?«

Anders Wahlberg schüttelte den Kopf und sah dann auf den Schreibtisch hinunter. Er wirkte, als müsse er weinen. »Wir waren Freunde«, sagte er. »Er war wie ein Sohn für mich. Wir hatten am Wochenende eine Verabredung zum Golf. Es ist unbegreiflich, fürchterlich. Wurde er – gefoltert?«

»Ich fürchte, ja«, sagte Söderstedt und fand, daß sein mitleidiger Ton falsch klang. Er wechselte zu einem etwas barscheren: »Ich muß Sie wohl nicht daran erinnern, wie wichtig es ist, daß wir diesen Mörder erwischen? Gibt es noch etwas, an das Sie sich erinnern, dienstlich oder privat, das von Bedeutung sein könnte? Die geringste Kleinigkeit kann wichtig sein.«

Es gelang Wahlberg, seine Trauer hinter die Maske des wahren Diplomaten zu schaufeln. Er schien nachzudenken. »Mir fällt nichts ein. Privat waren sie wohl das einzige wirklich glückliche Paar, das ich überhaupt kenne. Es gab eine natürliche Zusammengehörigkeit zwischen ihnen. Ich habe keine eigenen Kinder, und ich werde ihn vermissen, wie man einen Sohn vermißt. Ich werde sein Lachen vermissen, seine natürliche Integrität, seine bescheidene Ruhe. Scheiße.«

»Fällt Ihnen ein Grund dafür ein, warum er sich um

halb drei Uhr nachts im Freihafen aufhielt?«

»Nein. Das klingt völlig verrückt. Er hat kaum mal freitags nach der Arbeit allein ein Bier getrunken. Wollte immer direkt nach Hause zu Justine.«

»Ich müßte mir mal sein Büro ansehen. Und wenn Sie dafür sorgen könnten, daß alle seine Computerdateien kopiert und an mich geschickt werden, wäre ich Ihnen besonders dankbar.«

Anders Wahlberg nickte stumm und erhob sich. Er ging auf den Flur und wanderte schwerfällig ein paar Türen weiter in Richtung Treppe. Dann hielt er inne, zeigte auf eine Tür und wandte sich ab. Söderstedt sah der schweren Gestalt nach, bis sie wieder in ihrem Trauerraum verschwunden war. Er trat ein paar Schritte zur Seite. Rechts neben Eric Lindbergers Büro war Justines. Die Eheleute hatten buchstäblich nebeneinander gelebt und gearbeitet. Er betrat Erics Büro.

Es war kleiner als Wahlbergs, hatte kein Vorzimmer, und die Aussicht war nicht Strömmen, sondern die Fredsgata. Eine Tür führte ins Zimmer seiner Frau. Söderstedt stellte fest, daß sie unverschlossen war.

Er verschaffte sich einen schnellen Überblick über den Schreibtisch. Ein mäßiges Durcheinander, nicht mehr. Ein Hochzeitsfoto mit einer sehr jungen dunkelhaarigen Justine und einem etwas älteren, aber ebenso dunkelhaarigen Eric. Sie lächelten das glei-

che breite Lächeln, und es schien nicht im geringsten so aufgesetzt wie das Genre es nahelegt, eher professionell eingeübt, und dennoch natürlich. Das glückliche Paar machte den Eindruck, als gehöre es von Geburt an und aus nie in Frage gestellter Gewohnheit dem höheren Bürgertum an, mit voller Kontrolle über alle gebührende Etikette. Keiner von beiden sah aus, als habe er besonders hart für seine Karriere kämpfen müssen, sondern beide wirkten wie die geborenen Diplomaten.

Obwohl er vielleicht zu weitreichende Schlüsse aus einem Standardfoto zog.

Außerdem fand er überall verstreute Aufzeichnungen, auf offiziellem Briefpapier des Ministeriums ebenso wie auf gelben Merktzetteln und in einem Terminkalender von der dickeren Sorte. Söderstedt suchte den korrekten Begriff – irgend etwas mit »fax«, Filofax, hieß es nicht so? Jedenfalls sammelte er alles zusammen, stopfte es in seine Aktentasche, öffnete die Zwischentür und begab sich in Justines Zimmer. Es war so gut wie identisch mit dem ihres Mannes.

Er inspizierte auch ihren Schreibtisch, den das gleiche Hochzeitsfoto zierte – oder eher ein anderes aus derselben Serie. Beider Lächeln war hier etwas schwächer, etwas weniger selbstgefällig; eine vage Unruhe schwebte über ihnen, eine Störung. Der kleine Unterschied zwischen den Fotos sprach Söder-

stedts extrem gutentwickelten Sinn für Nuancen an.

Wie bei ihrem Mann, so lagen auch hier auf diverse Papiere gekritzelte Notizen auf dem Tisch und in den Schubladen, in denen er herumwühlte, obwohl das kaum als legal zu bezeichnen war. Er schrieb die zum Teil kryptischen Aufzeichnungen ab und zog ein dem von Eric gleichendes Filofax aus einer Schreibtischschublade. Er sah sich weiter im Raum um. In einer Ecke fand er, was er suchte: einen Minikopierer. Er kopierte etwas nervös den Terminkalender für den letzten und den nächsten Monat; das sollte reichen. Er packte die Kopien und die Abschriften zu dem schon beschlagnahmten Material in die Aktentasche und legte Justine Lindbergers Terminplaner wieder dorthin, wo er ihn gefunden hatte. Dann kehrte er ins Zimmer von Eric Lindberger zurück, trat auf den Korridor und trabte die Treppe hinunter. Er nickte der Empfangsdame gut gelaunt zu, sie jedoch sah aus, als hätte sie Hundescheiße gegessen. Er spannte den gloriosen Teddy-Regenschirm auf und stürzte sich hinaus in den strömenden Regen.

Er hatte den Dienst-Audi auf der anderen Seite von Gustav Adolfs Torg parken müssen, beim Opernhaus, und lief nun quer über den Platz, die Aktentasche an den Körper gepreßt. Der Teddy-Regenschirm schützte kaum mehr als seinen Schädel. Er sprang in den Audi und öffnete die Aktentasche. Er blätterte die blassen Kopien von Justine Lindbergers

Terminplaner durch, um für das Treffen mit der jungen Witwe ein paar Trümpfe in der Hand zu haben. Er hoffte, sie nicht ausspielen zu müssen.

Dann wendete er den Wagen in Richtung Strömmen, fuhr am Opernkeller vorbei, überquerte Blasieholmen und Nybrokajen, fuhr die Sibyllegata hinauf und bog beim Armeemuseum rechts in die Riddargata ein. Der alberne Ballon, in dem sich den ganzen Sommer über Touristen hatten herumfahren lassen, war immer noch da, sah aber im Regen total verlassen aus.

Ein Stück den Hügel hinauf hielt er an, parkte grob ordnungswidrig vor dem Lieferanteneingang eines Geschäfts und hastete in einen Hauseingang, wo er, vor dem Regen geschützt, neben dem Namensschild »Eric und Justine Lindberger« auf einen Knopf der Gegensprechanlage drücken konnte. Nachdem er viermal geklingelt hatte, hörte er ein schwaches: »Ja?«

»Justine Lindberger?«

»Nicht wieder die Presse, hoffe ich?«

»Die Polizei. Kriminalinspektor Arto Söderstedt.«

»Kommen Sie herein.«

Der Türöffner summte, und er trat ein, kletterte sechs fahrstuhllose Treppen hinauf und traf Justine Lindberger in der Tür stehend an. Viggo Norlander hatte nicht übertrieben, als er ihre spröde Schönheit mit ziemlich unpoetischen Worten beschrieben hat-

te. Söderstedt zog es vor, sie sich als langbeinige arabische Prinzessin vorzustellen, die auf einem weißen Pferd durch die Wüste preschte. Er schämte sich ein wenig dieser klischeehaften ersten Assoziation.

»Söderstedt«, keuchte er und wedelte mit seinem Polizeiausweis. »Ich hoffe, ich störe nicht allzusehr.«

»Kommen Sie herein«, sagte sie noch einmal. Ihre Stimme war vom vielen Weinen geschwächt.

Die Wohnung sah ungefähr so aus, wie er es erwartet hatte, durchgestylt elegant, exklusiv, aber nicht protzig, eher streng, delikat. Im stillen tastete er nach Adjektiven.

Er wurde zu einem Ledersofa gewiesen, das absolut unbenutzt aussah. Es war selbstverständlich bequem bis an die Schlafgrenze. Justine Lindberger setzte sich auf die Kante eines stilvollen Sprossenstuhls auf der anderen Seite des zitronenfarbenen flachen Glastischs im Wohnzimmer. Eine Glastür führte auf einen Balkon mit Aussicht auf Nybroviken und Skeppsholmen.

»Mein Beileid«, sagte er gedämpft. »Ist die Presse sehr lästig?«

»Es ist furchtbar«, sagte sie.

»Ich will mich bemühen, es so kurz wie möglich zu machen«, begann Söderstedt und fuhr fort: »Haben Sie irgendeine Idee, was der Anlaß dafür gewesen sein könnte, daß Ihr Mann ermordet wurde?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. Bisher war sie sei-

nem Blick sorgsam ausgewichen, wie auch jetzt wieder. »Nein«, sagte sie. »Wenn es sich um einen Serienmörder handelt, dann war es wohl ein Zufall. Der grausamste, den man sich vorstellen kann.«

»Und es gibt keine andere Möglichkeit? Nichts im Zusammenhang mit Ihren Kontakten zur arabischen Welt?«

»Unsere Kontakte waren äußerst friedlich.«

»Sie sollten am Freitag nach Saudi-Arabien fliegen. Welchen Auftrag hatten Sie?«

Sie begegnete endlich seinem Blick. Ihre dunkelbraunen Augen waren voller Trauer, aber einen kurzen Augenblick lang erschien es ihm, als gäbe es eine noch tiefere Trauer in ihnen, eine Schuld, die noch tiefer war als die, die der Überlebende dem toten Partner gegenüber immer empfindet; all das Ungetane, das ungetan bleiben würde, alles, worüber man hätte reden sollen, was man aber aufgeschoben hatte. Es war mehr als das, dessen war er sich sicher, aber ihr Blick wich seinem aus, bevor er ihn festhalten konnte.

»Es ging um Detailfragen bezüglich einiger neugegründeter saudischer Importlager, um die Konsequenzen für schwedische Kleinunternehmen. Was sollte das mit der Sache zu tun haben?«

»Sicher gar nichts. Ich muß mir nur die Situation klar vorstellen können. Gibt es zum Beispiel jemanden, der ein Interesse daran haben könnte, daß Sie

zu dem Treffen nicht erscheinen, was wohl der Fall sein wird?«

Sie nickte schwer und lange.

Dann begegnete sie wieder seinem Blick, und vielleicht gab es da einen kleinen neuen Funken in ihren Augen. »Meinen Sie, daß es sich *nicht* um den – wie haben Sie ihn genannt – Kentuckymörder handelt?«

Sie spuckte das Wort regelrecht aus.

»Ich versuche nur, eine Alternative zum Zufall zu finden«, erwiderte Söderstedt sanft.

»Es ist meine Aufgabe, die Geschäfte schwedischer Unternehmen in Saudi-Arabien zu erleichtern – auf Kosten einheimischer Unternehmen. Ich bin zur Zeit die einzige, die voll über die Situation informiert ist, und meine Abwesenheit könnte zu gewissen Konkurrenzvorteilen für Unternehmen aus anderen Ländern führen.«

»Welche Branchen werden von diesen neuen saudiarabischen Gesetzen berührt?«

»Vor allem die Maschinenbauindustrie. Aber es geht um viel zu kleine Veränderungen, als daß es eine Form von Gewalt motivieren könnte, und schon gar nicht einen Mord.«

Söderstedt nickte und änderte den Kurs: »Wie würden Sie Ihr Verhältnis beschreiben? Ihre Beziehung zu Ihrem Mann?«

»Es war sehr gut«, sagte Justine direkt. »Sehr, sehr gut. In jeder Hinsicht.«

»Ist es nicht schwierig, mit seinem Ehemann zusammenzuarbeiten?«

»Im Gegenteil. Wir haben ein gemeinsames Interesse. Hatten. Vergangenheit«, schrie sie plötzlich, stand auf und lief hinaus auf die Toilette. Er hörte die Hähne so wild rauschen wie auf einer japanischen Oberklassetoilette.

Söderstedt stand auf und wanderte durch die Wohnung. Sie war viel größer, als der erste Eindruck hatte vermuten lassen. Er ging und ging, es nahm kein Ende, und dann war er plötzlich wieder am Ausgangspunkt. Es gab drei Eingangstüren im Treppenhaus, also umfaßte die Lindbergersche Wohnung die gesamte Etage, die ursprünglich in drei Wohnungen unterteilt war. Er hatte mindestens zehn Zimmer gezählt. Drei Toiletten. Zwei Küchen. Warum zwei Küchen?

Natürlich war ihm bekannt, daß Angestellte des Außenministeriums ein gutes Grundgehalt bekamen und daß die Zulagen es möglicherweise fast verdoppelten, aber eine solche Wohnung mußte an die fünf Millionen Kronen gekostet haben, wenn nicht mehr. Höchstwahrscheinlich war hier von beiden Seiten ein hübscher Batzen Familienkapital investiert worden.

Er setzte sich wieder und sah aus, als habe er sich nicht vom Fleck gerührt, als sie zurückkam.

Ihr Gesicht war leicht gerötet und sah frisch gewa-

schen aus. Im übrigen wirkte sie unverändert. »Ich bitte um Entschuldigung«, sagte sie und kehrte auf die Kante des weißen Sprossenstuhls zurück.

»Das macht doch nichts«, sagte er großzügig. »Sie haben keine Kinder?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin erst achtundzwanzig. Wir hatten noch viel Zeit.«

»Das hier ist eine ziemlich große Wohnung für zwei Personen ...«

Sie begegnete seinem Blick, sofort in Verteidigungsposition. »Wollen wir nicht lieber bei der Sache bleiben?« fragte sie bissig-rhetorisch.

»Tut mir leid, aber wir müssen über die Erbfragen sprechen. Wie ist es? Erben Sie alles?«

»Ja. Ja, ich erbe alles. Glauben Sie, ich hätte meinen eigenen Mann gefoltert? Glauben Sie, ich hätte ihn eine höllische Stunde da sitzen und leiden lassen, während ich zwei widerwärtige Zangen in seinen Hals gestochen hätte?«

Aha, dachte er. Jetzt Öl auf die Wogen. »Verzeihen Sie mir«, sagte er. »Es tut mir leid.«

Das reichte nicht ganz. Sie war aufgestanden und schrie fast. Eine zunehmende Panik steigerte ihre Stimmfrequenz. »Kleine Leute wie Sie können nicht die geringste Ahnung davon haben, wie sehr ich ihn geliebt habe. Und jetzt ist er tot, weg, für immer. Ein verdammter Irrer hat meinen Geliebten gefoltert und ihn ins Meer geworfen. Können Sie sich über-

haupt vorstellen, was er durchgemacht hat in dieser grauenhaften Stunde? Ich weiß, daß ich das letzte Bild war, das er vor sich gesehen hat, ich muß mich damit trösten, daß ihn das getröstet hat. So muß es gewesen sein. Es war meine Schuld, daß er gestorben ist! Ich hätte sterben sollen, nicht er! Er ist statt meiner gestorben!«

Während die Wortflut über ihn hereinbrach, hatte Söderstedt sich zum Telefon bewegt. Er wollte gerade einen Krankenwagen anrufen, als Justine Lindberger abrupt verstummte und sich setzte.

Sie rang zwar noch die Hände im Schoß, aber sie war plötzlich ruhig genug, um ihm mitzuteilen: »Ich habe im Bad ein paar Beruhigungstabletten genommen. Sie fangen an zu wirken. Machen Sie weiter.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Machen Sie weiter.«

Söderstedt kehrte verlegen zum Sofa zurück und setzte sich. Jetzt hockte auch er auf der vorderen Kante. Er versuchte, schnell und richtig zu schalten: »Was haben Sie damit gemeint, daß Sie statt seiner hätten sterben sollen?«

»Er war der glücklichere Mensch von uns beiden.«

»Nur deshalb?«

»Das ist nicht wenig. Die Welt hätte weniger verloren, wenn ich statt seiner gestorben wäre.«

Söderstedt dachte an den haarfeinen Unterschied zwischen den Hochzeitsfotos auf den Schreibtischen

der Eheleute und frohlockte insgeheim, weil er ins Schwarze getroffen hatte. »Können Sie das ein bißchen ausführen?«

»Alles ging so leicht für Eric, er glitt sorglos durch die Welt. Ich tue das nicht. Überhaupt nicht. Mehr wollte ich gar nicht sagen.«

Söderstedt hütete sich zu drängen; er war beunruhigt genug über ihren Zustand. Statt dessen fragte er: »Können Sie sich einen Grund vorstellen, warum er sich um halb drei Uhr nachts im Freihafen aufhielt?«

»Absolut nicht. Ich glaube auch nicht daran. Er muß gezwungen worden sein.«

Er wechselte schnell wieder die Spur, zielstrebig, aber auch verwirrt: »Wie ist die Situation in Saudi-Arabien zur Zeit?«

Sie sah ihn verwundert an.

»Wie meinen Sie das?«

»Wie sieht es zum Beispiel mit dem Fundamentalismus aus?«

Sie wirkte leicht mißtrauisch, antwortete aber professionell: »Es gibt ihn. Aber zur Zeit stellt er kein nennenswertes wirtschaftliches Hindernis dar. Er wird von den Regimen in Schach gehalten, oft mit ziemlich harten Mitteln.«

»Was ist mit den Frauen? Gibt es nicht wieder häufiger Schleierzwang?«

»Sie dürfen nicht vergessen, daß der Fundamenta-

lismus eine volksnahe Bewegung ist und daß das, was, mit westlichen Augen betrachtet, wie Zwang wirkt, nicht immer einer ist. Wir sind zu schnell dabei, anzunehmen, daß unsere Normen die allein selig machenden sind. Es gibt tatsächlich immer noch bedeutend mehr Menschen, die sich mit der linken Hand den Hintern abwischen, als solche, die mit der rechten Hand grüßen.«

»Sicher«, sagte Söderstedt und nahm Anlauf. »Aber ist es nicht so, daß der Golfkrieg einen ganz anderen Effekt hatte als den beabsichtigten? Die Amerikaner haben sich auf Saddam Hussein eingestellt, der fast ein säkularisierter Diktator ist, haben hemmungslos Zivilisten ermordet, Frauen und Kinder, haben Saddam an der Macht gehalten, die Moslems zusammengeschweißt und in Saudi-Arabien wegen des Öls so viele Ressourcen zerstört, daß ein großer Teil des Geldes dem arabischen Fundamentalismus zugute kam. Saudi-Arabiens Fundamentalisten sind ja die reichsten und die am besten organisierten in der ganzen arabischen Welt, die Spinne in einem weltumfassenden Netz, und das in höchstem Maße mit amerikanischen Mitteln. Ist das nicht Ironie des Schicksals?«

Justine Lindberger starrte den merkwürdigen, kreideweißen, feingliedrigen, finnlandschwedischen Polizeibeamten sprachlos an, der offenbar nichts dagegen hatte, freimütig seine politischen Theorien

auszubreiten.

Schließlich sagte sie bedächtig: »Vielleicht sollten Sie Politiker werden.«

»Nein, danke«, sagte Arto Söderstedt.

Zuerst der Regen, die nicht enden wollende Sintflut, das ewig trommelnde Dunkel, das jeden Funken von Klarheit ertränkte, die Nässe, die in jeden Winkel eindrang und alles verschimmeln ließ, Löcher fraß. Dann schnell bis zum Kern, bis zur Urquelle, ein be-
bendes, brüllendes Inferno, der Geburtsort der Sint-
flut, der eigentliche Ursprung der Fäulnis, ein tiefe-
res Dunkel, unbegreiflich bis auf den Grund. Und
dann hinaus auf der anderen Seite, zu Klarheit, Frie-
den, Licht, zum Überblick, der das frühere Dunkel so
klein, entfernt und greifbar erscheinen ließ.

Paul Hjelm wünschte sich, daß das Leben wie ein
Flugzeug wäre, das bei Herbststurm abhebt.

Oder daß zumindest dieser Fall so wäre.

Die Sonne war so blendend wie die Dunkelheit für
einen Schneeblinden. Sie beleuchtete die Oberseite
der Wolkenmassen und ließ sie in einer Art renais-
sancehaftem Bronzeton glänzen. Wie bei Rem-
brandt.

Er konnte sich von dem Farbenspiel nicht losrei-
ßen; er hatte es so lange vermißt. In Wirklichkeit
hatte das Herbstunwetter nicht länger als ein paar
Tage gedauert, aber die Wirklichkeit hatte nichts da-
mit zu tun – der Regen hatte auf einen Schlag alles
ausradiert, was an den Sommer denken ließ. Seine
Erinnerung reichte ungefähr bis zur Ankunft des

Kentuckymörders in Schweden zurück. Alles, was davor lag, war in Dunkel gehüllt.

Er hoffte, daß die sukzessive Begegnung mit der Sonne während der Flugstunden eine zeitlose Klarheit beinhalten würde; sie würden ungefähr zur gleichen Zeit landen, zu der sie gestartet waren. Wenn sie nicht abstürzten.

Er litt kaum unter Flugangst – dennoch bedeuteten die Sekunden, wenn die Beschleunigung nicht mehr zunahm und die Maschine vom Boden abhob, immer eine tiefe Erschütterung, als würde man sein Leben vorbehaltlos in die Hände eines Unbekannten übergeben.

Erst nach einer Viertelstunde selbstvergessener Faszination kam er überhaupt auf die Idee, sich Kerstin Holm zuzuwenden. Als er es schließlich tat, war sie immer noch da draußen. Er erkannte den Gesichtsausdruck, den er an sich selbst nie gesehen hatte, den er aber, wie er sich jetzt sagte, auch gehabt haben mußte. Erst als der Getränkewagen vorbeigeschoben wurde, wechselten sie einigermaßen normale Blicke. Aber Worte hatten sie noch lange nicht.

Hier hatte er gesessen, der Serienmörder, vielleicht genau auf diesem Platz, und hinausgestarrt, nicht in die blendende Sonne, sondern in das ebenso blendende Dunkel. Was hatte er gedacht? Was hatte er empfunden, erlebt? Er hatte gerade einen Menschen

ermordet – was strömte durch seine verdunkelte Seele?

Und warum war er nach Schweden gekommen? Trotz allem lag dort die Lösung dieses eigentümlich unbegreiflichen Falls. Paul Hjelm versuchte, in groben Zügen zu rekapitulieren. Ende der siebziger Jahre beginnt ein Mann in Amerika, Menschen zu ermorden. Er tut es auf eine Weise, die an eine Foltermethode erinnert, die von einem Sonderkommando in Vietnam angewandt wurde: Es lief unter dem Codenamen Commando Cool. Die Opfer, zuerst achtzehn Personen in vier Jahren, sind zum großen Teil bis heute nicht identifiziert. Die meisten der Identifizierten sind Akademiker, sowohl Ausländer als auch Amerikaner. Das FBI konzentriert sich auf den Leiter der Spezialeinheit in Vietnam, Wayne Jennings, möglicherweise sucht man auch vergeblich nach dem unbekannten Befehlshaber des Commando Cool, der unter der Bezeichnung Balls läuft. Jennings stirbt bei einem Autounfall, nachdem sechzehn Morde begangen sind. Anschließend folgen noch zwei, dann gibt es ein Time-out von einem guten Jahrzehnt. Danach fängt es wieder an. Alles deutet darauf hin, daß es derselbe Täter ist. Jetzt bewegt er sich im Nordosten der USA, vor allem in New York. Und jetzt werden sämtliche Opfer identifiziert. Sie kommen aus völlig verschiedenen Milieus. Das Muster erscheint jetzt eher zufallsgesteuert. Nach dem sechsten Mord der

neuen Runde, dem vierundzwanzigsten insgesamt, Opfer ist der Schwede Lars-Erik Hassel, verläßt er plötzlich das Land und kommt mit falschem Paß nach Stockholm. Dort nistet er sich in der abgeschiedenen Hütte des Drogendealers Andreas Gallano nördlich von Stockholm ein. Nach letzten Informationen ist sie vollkommen frei von Fingerabdrücken und Fasern, pedantisch gereinigt. Nach einer guten Woche verläßt er die Hütte in Gallanos Wagen und läßt den ermordeten Gallano zurück, der mit den Methoden umgebracht wurde, die der Serienmörder zu seinem Markenzeichen gemacht hat. Wahrscheinlich verläßt er die Hütte bei Nacht und fährt zum Freihafen, um weitere zwei Menschen zu ermorden: den Angestellten im Außenministerium Eric Lindberger sowie wahrscheinlich einen bisher nicht identifizierten Vierundzwanzigjährigen. Lindberger wird auf die altbekannte Weise zu Tode gefoltert, während der Unbekannte, genannt John Doe, erschossen wird. Das ist der einzige bekannte Fall, in dem der Mörder von seiner gewohnten Methode abweicht und statt dessen eine Schußwaffe verwendet. Wahrscheinlich steigt er neopatriotisch vom Saab auf einen zehn Jahre alten dunkelblauen Volvo Kombi um, dessen Kennzeichen mit B beginnt. Seitdem hat er sich nicht bemerkbar gemacht.

Wie zum Teufel paßte das alles zusammen?

»Wie zum Teufel paßt das alles zusammen?« fragte

Kerstin Holm. Das waren die ersten Worte, die zwischen ihnen fielen, seit sie in Arlanda mit Kurs auf New York gestartet waren. Sie waren offensichtlich auf einer Wellenlänge.

»Ich weiß es nicht«, sagte Paul Hjelm.

Dann war es still.

Die Sonne schien blind und scheinbar jahreszeitenlos vor der vibrierenden Plexiglasscheibe des Flugzeugfensters; es hätte ebensogut eine Winter- wie eine Sommersonne sein können – und es war eine Herbstsonne. Sie befanden sich mitten in einem herausgehobenen Augenblick. Es war eine Zeitreise, die einzig mögliche. Die Zeit verging und verging doch nicht. Es war ein Ort für Kontemplation.

Er hatte einen Drink nehmen, Musik hören und ein Buch lesen wollen. Das alles mußte warten.

Und Hypothesen? Sogar die mußten warten. Es ging eher darum, eine Offenheit herzustellen, eine kritische Aufnahmebereitschaft für all die Informationen und all die Eindrücke, die in der neuen Welt unvermeidlich auf sie einströmen würden. Es ging darum, die Fragen am Leben zu erhalten, sie nicht zu schnell zu beantworten. Denn es gab so viele Fragen.

Warum mordet er? Ist der Grund nach der Pause derselbe wie davor? Warum macht er diese fast fünfzehnjährige Pause? Ist es wirklich derselbe Mörder? Warum haben alle das Gefühl, daß er irgendwie doch kein klassischer Serienmörder ist? Warum

wurde Lars-Erik Hassel auf dem Flughafen ermordet? Warum fliegt der Mörder nach Schweden? Warum benutzt er den Paß eines Zweiunddreißigjährigen, obwohl er an die Fünfzig sein muß? Wie findet er Gallanos Hütte in Riala? Warum wechselt er im Freihafen den Wagen? Will er möglicherweise sogar, daß Gallanos Leiche über seinen Wagen aufgefunden wird – sogar Lindbergers Leiche ist ja leicht zu finden? Ist es trotz allem so, daß er, wie die meisten Serienmörder, der Öffentlichkeit seine Kunst zeigen will? Warum ermordet er den Angestellten im Außenministerium? Was macht Lindberger mitten in der Nacht im Freihafen? Wo wird er ermordet? Hat der fehlgeschlagene Einbruch im Lager des Computerunternehmens LinkCoop etwas mit dem Fall zu tun? Warum erschießt er John Doe, statt ihn zu foltern? Wer zum Teufel ist dieser John Doe, der in keinem internationalen Archiv auftaucht? Stellen wir die richtigen Fragen?

Die letzte Frage war vielleicht die wichtigste. Gab es eine selbstverständliche Verbindung zwischen all diesen Fragen, etwas, was so selbstverständlich war, daß man es nicht sah, bevor man eine gewisse Höhe erreicht hatte und aus dem glasklaren Sonnenlicht in die Dunkelheit hinunterblickte?

Gerade jetzt hatte er nicht das Gefühl.

Aber sie waren jedenfalls auf dem Weg.

Eine Wespe war ins Zimmer gekommen, um zu sterben. Wie sie das Unwetter der letzten Tage überlebt hatte, war ein Rätsel. Vielleicht hatte sie es eher tot als lebendig geschafft, sich in irgendeinem muffigen Hohlraum zu verstecken, dort aber nicht sterben können. Statt dessen kam sie mit gezücktem Stachel heraus, bereit, noch bis zum letzten Augenblick ihres Lebens zu verletzen, bereit, auch nach ihrem eigenen Tod noch zu töten. Eine vom Tod gezeichnete Überlebende, die alle Sinne außer dem sechsten verloren hatte, dem sechsten, dem Mördersinn.

Die Wespe drehte ziellos ein paar Runden unter der Decke, unbeeindruckt von Hitze oder Licht. Sie summte; es war nicht mehr das typische Summen einer Wespe, es war dumpfer, durchdringender. Dann schoß sie herab, ein letzter Kamikaze-Angriff mit gezücktem Stachel. Sie kam näher.

Chavez gab ihr den Gnadentod mit einer präzisen Rückhand. Der vergilbte Expressen schickte die Leiche in die Ecke unter dem pumpenden alten Matrizendrucker; der Stachel stak aus dem zusammengekrümmten Körper heraus. Dort würde das Insekt sicher bis zum nächsten Jahr liegenbleiben, wenn ein leichter Frühlingswind sie als eine Anhäufung von Staub preisgeben würde, die nur aus alter Gewohnheit zusammenhielt.

Ab und zu fixierte er sie, wenn ihm eine blitzartige, aber wortlose Einsicht kam. Für eine kurze Sekunde meinte er, glasklar den Kern des Falls zu erkennen.

Dann kam die Wirklichkeit und überdeckte die Klarheit in Form einer anwachsenden Computerliste, die sich auf dem Boden über der Wespe aufrollte – ein Schwall alltäglicher Routinearbeit verhüllte den genialen Einfall des Detektivs.

Der Drucker hörte auf zu drucken. Chavez stand auf, riß die Liste ab, raufte sich die Haare und betrachtete seine Zukunft wie in einer äußerst trivialen Kristallkugel. Sie zeigte eine Liste dunkelblauer Volvo Kombis mit einer Autonummer, die mit B begann, und die war lang, erstaunlich lang. Er fühlte sich gelangweilt, bevor er überhaupt begonnen hatte.

Es waren sämtliche dunkelblauen Volvo Kombis mit einer Autonummer, die mit B begann, die es in Schweden gab. Er würde damit anfangen, alle zu streichen, die älter als fünfzehn und jünger als fünf Jahre waren. Dann würde er die Auswahl noch weiter einschränken, indem er sich auf Stockholm und das Umland konzentrierte. Und dann würde er etwa bei sechzig oder siebzig angekommen sein – das war zu bewältigen.

Jorge Chavez warf die Liste vor sich auf den Schreibtisch und holte seine eigene Liste hervor. Darauf schrieb er als Punkt drei »Volvoscheiß«.

Punkt eins war »Hüttenscheiß«, nämlich bei möglichst hellem Tageslicht zu der Alptraumhütte in Riiala zurückzufahren und den dort tätigen Technikern beizustehen, die zu ihrer beredten Verwunderung nicht ein einziges Haar am Tatort gefunden hatten und deshalb ihre Suche intensiv fortsetzten. Punkt zwei war »Hallscheiß«, was bedeutete, sich nach Hall zu begeben und mit Andreas Gallanos Mitgefangenen zu sprechen und seine Hinterlassenschaft durchzugehen, die sich seit seiner Flucht vor einem Monat noch dort befand.

Chavez hatte also eine Niete gezogen, auf der Gallano stand, und als sei das nicht schon genug, hatte man ihm außerdem den verdammt Volvo zugeteilt. Es war das Erbe von Kerstin, und er konnte nicht verhindern, daß er einen Stich von neidvollem Groll ihr gegenüber verspürte; er und Hjelm hätten verdammt noch mal bedeutend mehr beim FBI ausrichten können. Immerhin waren sie es, die eine Strähne erwischt hatten: erst Laban Hassel, dann Andreas Gallano.

Nicht so ganz im stillen fragte er sich, was er getan hatte, um diese Deppenaufgabe zu verdienen. *Er* hatte schließlich in Arlanda keine Kleinkinder umgerannt und bei der Paßkontrolle keine Bräute angegrapscht. *Er* war nicht zu einer Säuberungsaktion à la Charles Bronson nach Tallin verschwunden und auf den Bodenplanken geendet wie eine gefallene

Version des erstgeborenen Sohnes. Dennoch saß er hier mit dem schlimmsten Scheißauftrag, während Norlander seine wenigen Gehirnzellen in tiefe Falten legte und den zweitspannendsten Auftrag versaute: sich um John Doe zu kümmern. *Das* war ein Job für den richtigen Mann – und Norlander war definitiv nicht der richtige Mann.

Chavez' sehr zurückhaltender Vorschlag zu tauschen, hatte ihm zwei Dinge eingebracht: einen eisig neutralen Blick von Hultin und eine Liste von zweihundert dunkelblauen Volvos.

Er schaltete mit der Fußspitze die Kaffeemaschine in der Ecke ein und fixierte den Filter, bis sich der erste Tropfen unter die frisch gemahlenen kolumbianischen Bohnen mischte. Dann wanderte sein Blick quer über den Schreibtisch, wo Hjelm glänzte, allerdings nur durch seine Abwesenheit.

Der Mann mit dem Goldhelm, dachte Chavez maliziös. Rembrandts Fälschung. Das vielleicht meistbewunderte Gemälde des Meisters, das, wie sich herausstellte, von einem anonymen Lehrling stammte.

Er vermißte ihn schon.

Dann seufzte er tief, versuchte das Kunststück, sich Kaffee einzuschenken, während das heiße Wasser noch durchlief, und tauchte ab ins Volvo-Inferno.

Die Zukunft gehörte nicht ihm.

Die Nichtzeit war vergangen. Die Stunden, die es nicht gab, waren vorbei. Sie landeten in Newark bei sengender Vormittagssonne, die das unüberschaubare System von Start- und Landebahnen umfing; aus der Luft betrachtet, flimmerten sie wie die verhedderte Angelschnur eines ungeübten Fliegenfischers in der Morgensonne.

Paul und Kerstin hatten während des Fluges nicht viele Worte gewechselt, und das kam nicht nur daher, daß sie über den Fall nachgegrübelt hatten; die Störungen zwischen ihnen schienen weiterhin zuzunehmen – obwohl keiner von beiden besonders viel darüber nachdachte.

Sie wurden durch die Paßkontrolle befördert und gelangten in die riesige Ankunftshalle. Eine Menge Menschen standen da und hielten Schilder mit den Namen ihrer unbekannten Gäste hoch. Nachdem sie ein paar Minuten über die Sache diskutiert hatten, kamen sie zu dem Schluß, daß das Schild in der Hand eines großgewachsenen Uniformierten mit dem von Lewis Carroll inspirierten Text »Jalm, Halm« sich an sie richten mußte. Das berühmte Komikerpaar Jalm & Halm grüßte den Giganten artig, dessen Namen sie als Jerry Schonbauer deuteten, und wurde weiter zum Gepäcklaufband geführt. Dort wartete ein ebenso gut gekleideter, aber etwas weni-

ger steifer und etwas weniger FBI-typischer Schwarzer um die Fünfzig. Während der riesige Schonbauer seinen Platz in der Hierarchie gleich hinter ihm einnahm, streckte der farbige Mann ihnen mit einem unverfälscht willkommen heißenden Lächeln die Hand entgegen und sagte:

»Ray Larner, FBI. You must be Officers Jalm and Halm from Stockholm.«

»Paul Hjelm«, sagte Jalm.

»Kerstin Holm«, sagte Halm.

»So he's started now?« sagte Larner mit einem bedauernden Lächeln. »A pair of fresh eyes is probably what this case needs.«

»It's basically a matter of adding our information to your vast archive of knowledge«, sagte Kerstin mit einschmeichelnder Bescheidenheit.

Larner nickte bedächtig. »Wie Sie wissen, habe ich dieser Figur einen großen Teil meines Arbeitslebens gewidmet. Trotzdem weiß ich immer noch nicht, was er eigentlich erreichen will. Er ist der geheimnisvollste aller Serienmörder. Bei den meisten findet man ziemlich schnell ein ungefähres Motiv und ein psychologisches Profil, aber K. weicht von fast allen gängigen Normen ab. Sie haben meinen Bericht ja gelesen.«

Sie nickten. Larner nannte den Kentuckymörder K., wie der Unbekannte in FASK, Chavez' Internet-Kontakt unter den Serienmörderfans. Fans of American

Serial Killers. Es schauderte sie; ein gemeinsames Schaudern.

Das Gepäckband kam in Bewegung. Es hustete auf, und dann tröpfelte das Reisegepäck von etwa hundert Menschen in einem stetigen, aber langsamen Strom vorbei. Es dauerte drei Viertelstunden, bis ihre beiden kleinen Taschen, die man wahrscheinlich ausgezeichnet als Handgepäck hätte mitnehmen können, angerollt kamen, Seite an Seite. Während der ganzen Zeit stand Ray Lerner absolut cool da und trieb Konversation mit den Gästen, nicht ein einziges Mal zeigte er auch nur das geringste Anzeichen von Ungeduld. Entweder hatte er die Wartezeit in seinem Arbeitsplan einkalkuliert, oder es war ganz einfach ein Charakterzug von ihm, den sie erlebten, derselbe Charakterzug, der es ihm psychologisch möglich gemacht hatte, ein ganzes Leben ein und demselben Ziel zu widmen, eine ungerührte Geduld, die sicher eine stiernackige Zielstrebigkeit verbarg.

Sie sprachen über die Sommerhitze in New York, über das hiesige neue, erfolgreiche Modell zur Verbrechensbekämpfung, »Community policing«, über die Struktur des schwedischen Polizeiwesens und dessen merkwürdige Schwerpunkte, über das Stockholmer Herbstwetter und ganz am Rande auch über das FBI und den Kentuckymörder. Sobald das Gespräch Dinge berührte, die nicht in der Öffentlich-

keit diskutiert werden sollten, steuerte Larner elegant wie ein Lotse in den Schären an den Untiefen vorbei.

Während des gesamten Gesprächs betrachtete Hjelm Larner. Seine Körpersprache sagte etwas anderes als die offizielle dunkle FBI-Uniform. Es war, als bäten seine kontrolliert muntere Entspanntheit und seine geschmeidigen, exakten Bewegungen um Entschuldigung für seinen Aufzug. Hjelm machte sich den Spaß, seinen gewohnten Vergleich zwischen erwartetem und realem Aussehen anzustellen. In erster Linie hatte er nicht erwartet, daß Larner schwarz war; dahinter verbarg sich natürlich ein ganzes Bündel von Vorurteilen. Aber er hatte auch nicht erwartet, daß er noch so engagiert sein würde, nach all den Mißerfolgen mit dem guten K.; die erfolglose Jagd von zwanzig Jahren, die Verfolgung des offensichtlich unschuldigen Commando-Cool-Leiters Wayne Jeninngs, die mit dessen Tod endete, das darauf folgende Gerichtsverfahren und die Degradierung, schließlich der Neubeginn, als die Geschichte wieder anfang. Aber Larner schien neben sich selbst zu stehen und das Spektakel mit einem nachsichtigen Lächeln zu betrachten. Er schien die Gottesgabe zu besitzen, zwischen Arbeit und Privatleben zu unterscheiden; er hatte in gewisser Weise die Ausstrahlung eines glücklichen Privatmanns.

Nicht ganz unerwartet nahm sich Jerry Schonbauer

der beiden Taschen an. In seinen Händen sahen sie aus wie Kosmetiktäschchen.

»Was halten Sie von folgendem Plan?« fragte Larner rhetorisch. »Zuerst fahren wir Sie zum Hotel, damit Sie sich nach der Reise frisch machen können, dann gehen wir zum Lunch in meine Lieblingskneipe, und heute nachmittag fangen wir mit der Arbeit an. Aber zuerst«, sagte er und nickte zu Schonbauer, der mit ihren Taschen auf den in der Ferne winkenden Ausgang zusteuerte, »ein kleines Sightseeing auf dem Newark International Airport.«

Sie verließen das Gepäckband und begaben sich in die eigentliche Flughafenhalle. Hjelm hielt einen Moment inne, als er das monumentale Gewölbe sah, dachte mit weit aufgerissenen Augen laut: »So hoch!« und hatte das Gefühl, die Szene wiederzuerkennen. Dann joggte er hinter Holm und dem elegant führenden Larner her. Sie wanderten einen Kilometer, vielleicht mehr, durch eine überdachte Landschaft, die sich nie zu verändern schien, sogar der ständige Strom der Reisenden erschien statisch.

Schließlich blieben sie vor einer kleinen Tür mitten im Menschenmeer stehen. Larner zog ein Schlüsselbund hervor, fummelte einen Schlüssel ins Schloß und riß die Tür auf. Eine Besenkammer, das größere Modell. Leuchtröhren an der niedrigen Decke, saubere, ehemals weiße Wände, Regale mit pedantisch aufgereihten Putzutensilien, Lappen, Bürsten, Eimer,

Handtücher. Sie gingen um die Regale herum und kamen in einen etwas offeneren Raum. Dort standen ein Stuhl und ein Schreibtisch, auf dem ein paar alte Brotscheiben lagen, weiter nichts, und an der Wand darüber war ein winziges Fenster, hinter dem startende und landende Flugzeuge ihre Riesenkörper vorbeischoßen.

Hier hatte Lars-Erik Hassel die letzte Stunde seines Lebens verbracht.

Und was für eine Stunde.

Hjelm und Holm sahen sich um. Ein klinischer Raum, um dort eines klinischen Todes zu sterben.

Larner zeigte auf den Stuhl. »Das Original steht zur Zeit bei uns«, sagte er. »Abgesehen von Mister Hassels Körperflüssigkeiten gab es keine Spur. Das tut es nie.«

»Nie?« fragte Kerstin Holm.

»Als wir anfangen, gab es ja keine realen Möglichkeiten für eine DNA-Analyse«, sagte Larner mit einem Achselzucken. »Aber bei den sechs Morden der neuen Serie haben wir bestimmt nichts übersehen. Absolute Fehlanzeige. Als wäre er übermenschlich. K.«

Das letzte war nur ein Buchstabe, aber der Tonfall hob ihn in astronomische Höhen.

»Neun«, sagte Kerstin Holm.

Larner betrachtete sie eingehend und nickte schwer.

Hjelm blieb noch ein paar Sekunden zurück. Er wollte allein sein. Er setzte sich auf den Stuhl und sah sich um. Wie steril, wie amerikanisch steril und effektiv es hier aussah. Er schloß die Augen und versuchte, einen minimalen Zipfel des grauenhaften, lautlosen Schmerzes einzufangen, den diese Wände umschlossen hatten, versuchte, einen telepathischen Kontakt mit dem aufzunehmen, was hier noch von Lars-Erik Hassels Qualen im Raum hing.

Es funktionierte nicht.

Es war da, aber es lag jenseits aller Vorstellung.

Alles ging schnell. FBI-Agent Schonbauer chauffierte sie mit sicherer Hand durch ein Verkehrschaos von ungeahnten Dimensionen. Larner saß neben ihm und war halb eingeschlafen. Sie selbst saßen auf dem Rücksitz und fühlten sich klein, geschrumpft. Sie fuhren durch den riesenhaften Holland Tunnel unter dem Hudson River hindurch und kamen auf die Canal Street hinaus, bogen dann ziemlich bald nach links in Richtung SoHo ab. Sie fuhren die 8th Avenue hinauf und landeten schließlich bei einem kleinen Hotel namens Skipper's Inn, nahe beim Chelsea Park. Da der Parkplatz einer Swiftschen Utopie entsprach, wurden sie mit dem Hinweis auf der Straße abgesetzt, daß Larner in anderthalb Stunden wiederkommen würde. Sie erklimmen die Treppe zu dem merkwürdig hohen, schmalen Haus, das wie ein Überbleibsel der Jahrhundertwende zwischen zwei

bedeutend stärker glasperlenglitzernden Manhattan-Komplexen eingeklemmt stand.

Man gab ihnen zwei nebeneinanderliegende Zimmer, deren Fenster auf die West 25th Street hinausgingen. Mit diesen Zimmern belegten sie ein Viertel des sechsten Stockwerks der Herberge, der es tatsächlich gelang, eine Ähnlichkeit mit einem englischen Wirtshaus zu simulieren – oder besser mit zwei übereinandergestapelten. Die Zimmer waren eher niedlich, in ländlichem Stil, wenn man von dem Lärm hinter den Feuerglasfenstern absah, die sich nicht öffnen ließen. Statt dessen gab es eine Klimaanlage, der es, obwohl sie auf vollen Touren lief und mit dem Straßenlärm konkurrierte, nicht gelang, die Raumtemperatur unter Körpertemperatur zu senken.

Hjelm legte sich aufs Bett, das bedenklich schwankte. Er war noch nie in den USA gewesen, aber es gab zwei Dinge, die er mit dem Land verband: Klimaanlage und Eiswürfel. Wo war das Eis? Er stand auf und begab sich zur Minibar. Der ganze obere Teil des kaschierten Kühlschranks war ein Gefrierfach voller Eiswürfel. Er nahm ein paar heraus, ging zurück zum Bett und balancierte die Eiswürfel wie Hörner auf der Stirn, bis sie zu Augendeckeln aus Eis wurden.

Wie er sich im Stockholmer Regen nach der Sonne gesehnt hatte! Jetzt sehnte er sich sofort nach dem Stockholmer Regen. Das Gras ist immer grüner auf

der anderen Seite, dachte er abgedroschen; sein Gehirn fühlte sich matschig an.

In amerikanischen Filmen zeigte sich New York meist von zwei Seiten: entweder knisternd in einer hysterischen, aber glücklichen weihnachtlich verschneiten Atmosphäre oder wie ein ins Innere der Sonne versenkter Kessel. Jetzt verstand er, warum. Es war Mitte September und unendlich lange hin bis zum glücklichen Weihnachtsschnee.

Es gelang ihm, in das zwar heruntergekommene, aber *freundlich* heruntergekommene Bad zu gehen. Dort gab es eine Dusche in einer etwas mitgenommenen Badewanne, die er benutzte, ohne Kulturbeutel und frische Sachen bei sich zu haben, einfach hinein. Es war schon viel, daß er daran gedacht hatte, sich vorher auszuziehen. Als er fertig war, trocknete er sich nicht einmal ab, sondern ging direkt zum Waschbecken und begann zu trinken. Nach fünf Schlucken fiel ihm ein, daß er das Wasser vielleicht lieber nicht trinken sollte, und er begann zu spucken und zu prusten. Das einzige, was ihm noch gefehlt hatte, war ein richtig saftiger Touristendurchfall.

Er betrachtete sich im Spiegel. Wie es sich gehörte, war das Glas stilvoll gesprungen. Etwas verrutscht, leicht kubistisch, begegnete er seinem eigenen Blick. Das Mal auf der Wange war immer noch da; er dankte diversen Schöpfern, daß es nicht mehr gewachsen war. Anfangs war er richtig besorgt gewesen, daß es

sich über das ganze Gesicht ausbreiten würde.

Warum mußte er in Kerstin Holms Anwesenheit immer an das Mal denken?

Er ging nackt ins Zimmer zurück. Als er die vier Meter zum Bett hinter sich hatte, war er schon trocken. Kaum hatte er sich aufs Bett gelegt, begann er schon wieder zu schwitzen. Er lag da und betrachtete sein Geschlecht. Einen Moment lang überlegte er, ob er onanieren sollte – das war immer eine Möglichkeit, sich einzugewöhnen –, aber die Voraussetzungen waren zu schlecht. Statt dessen versuchte er es mit einer passenden Atemtechnik, so kraftsparend wie möglich, und während er so übte, schlief er ein.

Wie auf Bestellung tauchte Kerstin auf. Er war in einem anderen Hotelzimmer. Er schlief und träumte in seinem Traum. Oder besser gesagt, er befand sich in seinem Traum in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen. Da tauchte sie auf. Wie aus dem Nichts schritt die kleine dunkelhaarige Gestalt durch den Raum. Sie hatten früher am Abend über Sex gesprochen, ein wenig betrunken, aber offen, reif, modern. Es hätte keine weiteren Folgen haben müssen.

Er hatte zufällig – wenn man es zufällig nennen konnte – von seiner Lieblingsphantasie erzählt, und jetzt lag sie plötzlich neben ihm und onanierte, nur wenige Zentimeter von ihm entfernt. Sein Unterbewußtsein hatte pedantisch jede Bewegung gespeichert und seit einem Jahr darauf bestanden, sie

nachts hervorzuholen, jede kleine Eigenheit ihrer Bewegungen, jedes Streicheln, und die Ansammlung von Wünschen und Begehren, die in jeder Bewegung enthalten war, es klopfte, und sie zog die Hand wie einen Rechen nach unten durch das Haardreieck, es klopfte, und sie spreizte sich langsam, langsam, es klopfte.

Es klopfte.

Er setzte sich irritiert auf und sah auf seinen Ständer hinunter.

»Paul?« flüsterte es weiblich durch die Tür. »Bist du wach?«

»Ja, ich bin nackt!« rief er und gab vor, wach zu sein. »Wach!« rief er etwas lauter und hoffte, daß die Tür Freudsche Versprecher gut genug abfing. »Ist es schon soweit?«

»Noch nicht ganz«, sagte Kerstin. »Läßt du mich rein?«

»Warte«, rief er und war endlich wach. Die Erektion war unerbittlich standhaft. Er griff nach einer Notlüge: »Ich bin unter der Dusche, warte kurz!«

Warum konnte er nicht mit dieser Frau zusammenarbeiten, ohne sie zum Sexobjekt zu machen? War er nicht ein erwachsener Mann? Er fand eigentlich, daß er eine gesunde Einstellung zur Gleichberechtigung und den Rechten der Frauen hatte, aber das Begehren war ein Tyrann, der immer überleben würde. Und außerdem fand er, daß er sie eher zu einem Sex-

subjekt machte, aber wo zum Teufel war die Grenze?

Sie war hier. Sein Ständer gab komischerweise tatsächlich nicht nach. Es gelang ihm, aus sich herauszutreten und sich selbst kritisch zu betrachten. Was für ein Idiot er war. Und der Idiot stand vor einer Wahl: Entweder würde er sie abwimmeln und riskieren, den letzten Rest ihres Vertrauenskaptals zu verlieren, oder er würde aufrichtig sein und riskieren, die letzten Reste ihres Vertrauenskaptals zu verlieren.

Ein paar Sekunden Balanceakt auf Messers Schneide, und dann: »Ich hab einen Ständer.«

»Was zum Teufel redest du da? Laß mich rein.«

Er zerrte ein Handtuch aus dem Bad und wickelte sich darin ein. Es sah lächerlich aus, so lächerlich, daß es schon nicht mehr lächerlich war, als er die Tür erreichte und den Schlüssel herumdrehte.

Sie kam herein, in einem eleganten, enganliegenden schwarzen Kleid. »Was hast du gesagt?« fragte sie und betrachtete ihn, wie er da recht ansehnlich und frisch geduscht vor ihr stand.

»Ich war unter der Dusche«, sagte er mit ein paar linkischen Gesten. »Ich dachte nicht, daß es schon soweit wäre.«

»Du bist ja ganz trocken«, sagte sie skeptisch.

»Die Hitze«, sagte er. »Alles trocknet sofort wieder.«

»Es ist auch noch nicht soweit«, sagte sie in einem

anderen, professionelleren Ton und setzte sich auf die Bettkante. »Ich dachte nur, wir sollten rechtzeitig über unsere Strategie diskutieren.«

»Strategie?« sagte er und beugte sich zu seiner Reisetasche hinunter, die auf der anderen Seite des Bettes stand. Das Handtuch saß nicht richtig fest, also mußte er es mit einer Hand halten und mit der anderen die Riemen der Tasche bearbeiten. Das war nicht leicht.

Er kam sich wie ein Trottel vor.

»Das sieht ziemlich anstrengend aus«, sagte sie mütterlich und wandte sich ab. »Laß das Handtuch los. Ich verspreche, nicht hinzusehen.«

Er ließ das Handtuch los und holte frische Sachen aus der Tasche. Während er sich erleichtert anzog, sagte er: »Wozu brauchen wir eine Strategie?«

»Wir treffen das FBI. Sie werden uns als Verwandte vom Lande auf Großstadtbesuch betrachten. Sie sehen es als ihre wichtigste Aufgabe an, aufzupassen, daß wir nicht überfahren, ermordet, ausgeraubt oder als Drogensüchtige wieder nach Hause kommen. Wir müssen genau wissen, was wir tun wollen, und auf unseren Wünschen bestehen. Sie sollen uns mit Informationen versehen, nicht umgekehrt, er ist schließlich bei uns. Was tun wir hier eigentlich?«

Er holte einen schmalen lila Schlips heraus und begann, ihn sich umzubinden. »Wir sollen nach losen Fäden suchen und darauf achten, ob sie etwas über-

sehen haben.«

»Obwohl wir es so nicht formulieren können. Willst du so gehen?«

Paul Hjelm sah an sich herunter. »Wieso?«

»Wir sollten nicht provinzieller aussehen, als wir sind. Wir kommen schließlich aus einer Großstadt, wenn auch aus einer kleinen.«

»Was ist denn das Problem?« fragte er verständnislos.

»Welche Farbe hat dein Hemd?« fragte sie pädagogisch.

»Blau«, sagte er.

»Fast knallblau. Und der Schlips?«

»Lila?«

»Paßt das gut zusammen?«

Er zuckte die Achseln. »Warum nicht?«

»Komm her«, sagte sie, und er gehorchte. Sie band seinen Schlips wieder auf und begann dann, sein Hemd aufzuknöpfen.

Reiß dich zusammen, befahl er seiner ungestümen unteren Region. »Was machst du da?« fragte er leise.

»Da ich davon ausgehe, daß du nur einen Schlips eingepackt hast, müssen wir das Hemd wechseln. Was hast du noch dabei?«

Sie wühlte in seiner Tasche herum und zog ein weißes Hemd heraus. »Das wird gehen«, sagte sie und warf es ihm zu.

»Nein«, sagte sie, abrupt das Thema wechselnd.

»Wir können nicht so tun, als wären wir hier, um ihre Mißerfolge zu korrigieren. Das könnte peinlich werden, wenn nicht für Larner, dann für seinen Vorgesetzten.«

»Also sollten wir uns auf den schwedischen Teil konzentrieren?« fragte er, sein Hemd zuknöpfend.

»Ich denke, ja. Zuerst müssen wir allerdings unser Wissen großzügig mit ihnen teilen; es kann ja sein, daß sie etwas hinzuzufügen haben, aber vor allem geht es um Goodwill. Die Karten auf den Tisch. Vielleicht bekommen wir ein paar Karten zurück.«

»Die Strategie lautet also: Erstens bedingungslos alles ausspucken, was wir haben. Zweitens sagen, daß wir das Material durchgehen wollen, um zu versuchen, eine Verbindung nach Schweden zu finden.«

»Und zusehen, daß sie überzeugt sind, daß wir nur hier sind, um aus einer schwedischen Perspektive heraus zu arbeiten. Niemandem auf die Füße treten. Diplomatisch sein. Kannst du das?«

Er hätte beleidigt sein müssen, aber in gewisser Weise war das die einzige andeutungsweise persönliche Äußerung, die sie getan hatte. »Ja«, sagte er nur.

»Du weißt ja, daß ich das Material, das uns zugänglich war, ziemlich genau durchgearbeitet habe. Ich weiß natürlich nicht, wie vollständig es ist, aber es sieht so aus, als hätte sich Larner etwas zu früh an Wayne Jennings festgebissen. Als der von der Bild-

fläche verschwand, verschwanden auch die Ideen. Im Material aus der Zeit nach der Pause gibt es nicht die kleinste Hypothese. Vielleicht bin ich ungerecht, aber es scheint, als habe Larner nach dem Mißerfolg mit Jennings aufgegeben. Jetzt sammelt er nur noch Fakten. Ich habe das Gefühl, daß es viel mehr zu tun gibt, nicht zuletzt in bezug auf den zweiten Teil des Falls.«

Er nickte. Trotz seiner weitaus geringeren Detailkenntnis sah er ganz klar, daß man in den USA dem Neustart des Kentuckymörders nach fünfzehn Jahren hilflos gegenüberstand.

»Du meinst also, wir sollten die KGB-Spur nicht erwähnen?« fragte er todernst.

»Wir können etwas damit warten«, sagte sie ebenso todernst.

Ray Lamers Lunch bestand aus einer ausgezeichnet stilechten Pasta carbonara in der kleinen Hinterhofkneipe Divina Commedia in der 11th Street. Sie waren ein wenig verwundert darüber, daß sie das Essen zusammen mit Loka Tischwasser serviert bekamen, aber die Welt war eben im Schrumpfen begriffen. Larner war in Hochform und wollte ununterbrochen über italienische Kochkunst sprechen, bei allem anderen winkte er ab, als fände er es unerheblich. Eine lange und auf peinliche Weise prestigebeladene Diskussion darüber, ob das beste Olivenöl aus Spanien oder Italien käme, endete mit einer Auf-

gabe, weil Kerstin sich plötzlich auf ihre diplomatische Strategie besann und Italien den Sieg überließ. Hjels Konter mit Griechenland kam nicht besonders gut an. Australien erhielt ein paar unerwartete Punkte von einem Nachbartisch.

»Wenn ich pensioniert werde, gehe ich nach Italien«, sagte Larner laut. »Die Privilegien der pensionierten Witwer sind endlos. Ich werde mit dem Mund voll Pasta, Olivenöl, Knoblauch und Rotwein sterben. Alles andere ist undenkbar.«

Es war keine Übertreibung zu behaupten, daß er etwas vom Klischee eines Spezialagenten des FBI abwich.

»Sie sind also Witwer?« fragte Kerstin mit sanftem Bedauern.

»Meine Frau ist vor einem Jahr gestorben«, sagte Larner gutmütig kauend. »Gott sei Dank folgt nach der Trauer ein fast leichtsinniges Freiheitsgefühl. Wenn man sich nicht das Leben nimmt oder Alkoholiker wird. Und so ist es ja fast immer.«

»Haben Sie Kinder?« fragte Hjelm.

»Nein«, sagte Larner. »Wir haben es ungefähr bis zu dem Zeitpunkt diskutiert, als ich anfang, mich um K. zu kümmern.

Er hat mir allen Glauben an die Menschlichkeit genommen. Man kann keine Kinder in eine Welt setzen, die einen K. hervorbringt. Aber diese Begründung haben Sie sicher schon früher gehört.

»Ich habe es getan«, sagte Hjelm. »Kinder in die Welt gesetzt, meine ich.«

»Sie hatten damals noch keinen K. Warten Sie ab, ob Sie Enkelkinder bekommen.«

»Es wurden trotz Hitler Kinder geboren«, sagte Kerstin.

»Haben Sie Kinder, Halm?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Was ich Ihnen heute nachmittag zeigen werde«, sagte Larner und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, »wird Sie für alle Zeit von dem Wunsch nach Kindern kurieren.«

»Zero tolerance« war ein Ausdruck, der für den neuen New Yorker Geist zur Zeit eine große Rolle spielte. Es war eine Umschreibung für Intoleranz und funktionierte ausgezeichnet. Die Polizei war ganz einfach gehalten, nichts außerhalb der Grenzen des Gesetzes zu tolerieren. Das kleinste Vergehen führte zur sofortigen Festnahme. Die Theorie hinter dem Ganzen war eine Art vertikaler Dominoeffekt: Wenn die Kleinkriminellen fallen, dann fallen auch die Großen. Der Ausgangsgedanke war, daß diejenigen, die schwere Verbrechen begehen, auch eine große Zahl leichter Verbrechen begehen, und dabei ist es möglich, sie zu fassen.

Ray Larner stand als FBI-Mann außerhalb des Tätigkeitsbereichs der Polizei des Bundesstaats. Obwohl er jetzt im Herzen von New York arbeitete, be-

trachtete er das Projekt aus der Distanz. Seine Offenherzigkeit, für die es schon viele Beweise gab, erstreckte sich niemals auch nur einen Zentimeter auf kontroverses Gebiet. Dennoch schwang etwas Brüchiges in seinem Tonfall mit, als er im FBI-Wagen, neben Jerry Schonbauer sitzend, den New Yorker Geist beschrieb. War da eine Andeutung von düsterer Zukunftsvision, die sich an der Oberfläche seiner Intonation bemerkbar machte?

Natürlich war man in der größten Stadt der USA vor ein paar Jahren gezwungen gewesen, sich mit der Situation auseinanderzusetzen. Alles hatte kopfgestanden. Morde waren an der Tagesordnung. Polizei und Justiz waren hilflos. Es gab zwei Wege: den langfristigen und den kurzfristigen, den vorbeugenden und den bestrafenden. Leider hatte man die Situation so akut werden lassen, daß es eigentlich nur noch eine Alternative gab. Es bestand keine Chance, die Menschen mit so viel Selbstwertgefühl auszustatten, daß eine kleine Alternative zu Drogen und dem schnellen Geld überhaupt sichtbar werden konnte. Es hätte nicht nur zu lange gedauert, es hätte auch den Bruch mit einer jahrhundertealten Tradition bedeutet. Die beste Lösung schien eine Synthese zu sein, die das kurzfristige Resultat mit dem langfristigen verband, die vorbeugen sollte, indem sie strafte.

Es glückte besser als erwartet. Plötzlich gab es an jeder Straßenecke Polizisten, »community policing«,

und plötzlich fiel New York von seiner Spitzenposition als Stadt mit der größten Morddichte der Welt fast auf den letzten Platz. Die anständigen Bürger, also die einigermaßen wohlhabenden, jubelten selbstverständlich. Man konnte wieder durch den Central Park joggen, ohne ein Stilett zwischen die sechste und die siebte Rippe zu bekommen, man konnte U-Bahn fahren und danach das Tageslicht wiedersehen. Es war überhaupt wieder möglich geworden, sich in der Stadt zu bewegen.

Aber was war der Preis? In erster Linie eine absolute und endgültige Akzeptanz des Status quo. Allein der Gedanke daran, daß Verbrecher sich auf irgendeine Weise bessern könnten, war wie weggeblasen. Es ging nicht mehr darum, dafür zu sorgen, daß Menschen nicht zu Verbrechern wurden, sondern darum, sie zu entfernen, wenn sie Verbrecher geworden waren. Die sowieso knapp bemessenen Mittel, von denen man früher zumindest einen kleinen Teil für Vorbeugungsmaßnahmen abgezweigt hatte, wurden jetzt in den Strafvollzug gesteckt. Keiner, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war, sprach noch von dem alten amerikanischen Leitgedanken der *equal opportunties*, und die Schmelztiegel-Vision hatte sich in reine Mystik verwandelt; nirgendwo waren die Volksgruppen so voneinander getrennt wie in den USA. Die Strategie der Polizei war, jederzeit allorts auftauchen zu können, eine Strategie,

die zweifellos an schwerem historischem Ballast trug. Die Frage für die Zukunft war, ob die Ungleichheit nicht bereits so weit fortgeschritten war, daß der Polizeistaat die einzige Möglichkeit war, Gesetz und Ordnung aufrechtzuerhalten.

Außerdem hatte ein unangenehmer Wandel in der Betrachtung der Menschenrechte Raum gewonnen. Er betraf die Todesstrafe. In achtunddreißig Teilstaaten gab es die Todesstrafe, und der Anstieg der Zahl der zum Tode Verurteilten im ganzen Land war enorm. Der neueste Schachzug war, daß kein Geschworener in einem Gerichtsverfahren, in dem die Todesstrafe möglich war, prinzipieller Gegner der Todesstrafe sein durfte. Man nannte sie ›todesstrafenqualifizierte Geschworene‹ und disqualifizierte damit ganz einfach jeden liberalen Laien vom Gerichtsprozeß und bereitete damit den Weg für übereilte, undurchdachte Urteile. Es war eine Tatsache, daß die Verbrechensquote in den Staaten mit Todesstrafe keinesfalls niedriger war als in der kleinen Minderheit von Staaten, die sich noch dagegen wehrten. Das bedeutete, daß das wichtigste Argument für die Todesstrafe – das abschreckende Moment – verlorengegangen war; zurück blieb die reine Vergeltung. Rache.

Die Neutralität, mit der Larner die Situation schilderte, stand der Hultins in keiner Weise nach. Die Frage war, ob sich dahinter auch ebensoviel Wut

verbarg oder ob Larner – wie Kerstin angedeutet hatte – sich ganz einfach mit der Sammlung und Beschreibung von Fakten beschäftigte.

Hjelm wollte ihn gerade der Prüfung unterziehen, die seiner Meinung nach eine grundlegende Unterscheidung zwischen zwei Arten von Menschen möglich machte: die Frage nach ihrer Einstellung zur Todesstrafe. Aber genau da erreichte der Wagen die höchste Stelle der Brooklyn Bridge. Larner unterbrach seinen Bericht und sagte:

»Sehen Sie jetzt mal nach hinten.«

Sie drehten sich um, und Manhattan breitete seine phantastische Skyline vor ihren Augen aus, gebadet in Sonnenlicht.

»A strange kind of beauty, isn't it? Jedesmal, wenn ich hier entlangfahre, denke ich über das Universelle der Schönheit nach. Hätten unsere Vorväter das hier auch schön gefunden? Oder hätten sie es widerwärtig genannt? Gibt es eine universelle Schönheit?«

Der Anblick war überwältigend. Hjelm konnte den Anschluß an die Frage nach der Todesstrafe nicht mehr finden. Der Anblick Manhattans hatte auf merkwürdige Weise die Tür der Stadt geöffnet, und er verfolgte mit Spannung den Weg zum New York Field Office des FBI. Nachdem Schonbauer die Brooklyn Bridge überquert hatte, bog er ab, wendete und fuhr zwecks Wiederholung zurück; offenbar waren sie nur wegen der Aussicht diesen Weg gefahren. Sie

fuhren über die Brücke zurück und hinunter zur mächtigen City Hall, bogen in eine von Manhattans wenigen diagonalen Straßen ab, Park Row, die direkt am City Hall Park vorbeiführte, kamen auf den Broadway, bogen rechts ab, fuhren erneut an der City Hall vorbei und erreichten nach ein paar Querstraßen die Federal Plaza, wo sich ein Garagentor öffnete und sie einließ.

Dies war das Hauptquartier des FBI in Manhattan, 26 Federal Plaza. Außerdem gab es Filialen in Brooklyn-Queens, auf Long Island und auf dem JFK-Flughafen. Sie streiften durch Korridore, die wenig Ähnlichkeit mit dem Polizeigebäude in Kungsholmen hatten. Alles war größer, sauberer und klinischer. Hjelm fragte sich, ob er hier überhaupt arbeiten könnte. Die Räume wirkten immun gegen das wilde Denken, das er als seine Spezialität betrachtete.

Hjelm hörte schnell wieder auf, die Sicherheitstüren zu zählen, durch die sie sich mit Hilfe diverser Codes und Chipkarten hindurcharbeiteten. Schonbauer agierte als Gatterjunge, während Lerner in einer Tour redete. Zahlen und Informationen von der Sorte, wie man sie in Broschüren findet, schwirrten ihnen um die Ohren: die Anzahl der Angestellten, Abteilungen, die Art der Grundausbildung, Expertengruppen, alles, nur das Relevante nicht.

Schließlich erreichten sie offenbar des Pudels Kern. Eine letzte Sicherheitstür mit monumentalen

Scharnieren wurde aufgeschoben, und dann standen sie vor einem Korridorsystem, das offenbar das Serienmörderkommissariat der New Yorker Abteilung des FBI beherbergte. Larners und Schonbauers Namen standen an zwei von einer langen Reihe nebeneinanderliegender unscheinbarer Türen. Schonbauer verschwand ohne ein Wort hinter seiner, die übrigen traten in Larners Büro.

»Jerry wird eine kleine Multimedia-Show für Sie vorbereiten«, erklärte Larner und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Das Büro war klein und zugewachsen, konstatierte Hjelm mit Dankbarkeit; hier gab es zumindest den Schatten einer persönlichen Note. An den Wänden hingen Anschlagtafeln, dem Anschein nach als Tapetenersatz, und an allen hingen Zettel der unterschiedlichsten Sorte. Direkt hinter Larner stand auch ein vertrautes Flipchart, und das Muster aus Pfeilen, Quadraten und Linien erinnerte zum Verwechseln an das von Hultin.

»Ja, hier haben wir alles konzentriert«, sagte Larner, der Hjelms Blick gefolgt war. »Vierundzwanzig Quadrate mit gefolterten Leichen. Achtundvierzig Löcher in vierundzwanzig Hälsen. Ein nüchternes Schema des Nichtschematisierbaren. Grauenhafte Schrecken reduziert auf ein paar blaue Striche. Was können wir sonst tun? Den Rest tragen wir in uns.«

Hjelm betrachtete Larner. Der FBI-Agent trug zweifellos so einiges in sich.

»Zuerst eine Frage«, sagte Larner leise. »Stimmt es, daß Sie glauben, er habe eines der Opfer erschossen?«

»Es sieht so aus«, sagte Hjelm.

»Das verändert auf einen Schlag das minimale psychologische Profil, das wir zusammengekratzt haben.«

»Andererseits«, sagte Kerstin Holm, »war ja Ihre ursprüngliche Theorie, daß er ein Vietnam-Veteran ist. Bei denen sitzen die Schußwaffen doch meistens recht locker.«

Larner zog eine Grimasse. »Sie wissen ja, was mit der Theorie passiert ist...«

»Natürlich«, sagte Kerstin, und Hjelm hatte fast den Eindruck, daß sie errötete. Diplomatischer Fehler schon in der ersten Replik. Er sah, wie sie sich selbst verfluchte.

Dennoch schien sie nicht richtig lockerlassen zu wollen. »Können Sie nicht kurz erklären, warum Sie alle anderen Mitglieder des Commando Cool freigelassen haben? Das ging aus dem Material, das Sie nach Schweden geschickt haben, nicht hervor.«

Larner streckte sich und holte die Information aus seinem beachtlichen Gehirnnachschub: »Die Gruppe scheint aus acht Mitgliedern bestanden zu haben, alle mit Spezialausbildung. Es war eine Gruppe, deren Schwerpunkt die Folter im Feld war, wenn man es brutal ausdrücken will. Etwas offizieller hieß es –

wenn ich denn überhaupt etwas Offizielleres aus der Sache machen konnte – ›Informationsermittlung im Feld‹; ich hatte das Gefühl, daß man den Ausdruck speziell für mich erfunden hatte, es war nie so gedacht, daß auch nur die kleinste Information aus dem inneren Kreis nach außen dringen sollte.«

»Wer gehörte zum inneren Kreis ? Waren es überhaupt Militärs?«

Larner betrachtete sie scharf. »Der militärische Geheimdienst«, sagte er und schien noch etwas mehr auf dem Herzen zu haben.

Kerstin bemerkte es. »Nur?« fragte sie.

»Commando Cool – allein diese widerliche Bezeichnung deutet ja schon an, daß nicht geplant war, es an die Öffentlichkeit dringen zu lassen ... Auf jeden Fall: Commando Cool war in gewisser Weise unmittelbar Nixon unterstellt, es wurde zu seiner Zeit gegründet, gegen Ende des Krieges, ein wenig aus Verzweiflung, wie es scheint. Die öffentliche Fassade war der militärische Geheimdienst, aber hinter den Kulissen wirkten andere Kräfte.«

»CIA?« fragte Kerstin und schien alle diplomatischen Masken im Hotelzimmer vergessen zu haben.

Ray Larner schluckte. Er sandte ihr einen Blick, der zeigte, daß sich ihre Beziehung verändert hatte – doch nicht unbedingt zum Schlechteren. »Mit vielen dicken ›Geheim‹-Stempeln, ja, möglicherweise. Sie müssen wissen, daß das Verhältnis zwischen FBI

und CIA sehr gespannt ist, und wenn auf irgendeine Weise herauskommt, was ich hier sage, dann kann ich meine gesamte Pension vergessen. Man hat mein privates Telefon abgehört, und ich kann nur hoffen, daß hier im Raum keine Abhöranlage installiert ist. Man weiß nie. Aber wie Sie verstehen werden, habe ich schon viel zuviel gesagt. Versuchen Sie, es zu vergessen.«

»Schon passiert«, sagte Kerstin. »Wir sind nur hier, um Verbindungen nach Schweden ausfindig zu machen. Nichts anderes wird in unseren Berichten stehen.«

Larner betrachtete sie beide nacheinander, ausgiebig. Dann nickte er kurz. »Acht Mitglieder«, wiederholte er.

»Und Balls?« fragte Kerstin waghalsig.

Larner lachte plötzlich laut auf. »Haben Sie die FASK konsultiert? Fans of American Serial Killers im Internet?«

Sie sahen einander an.

»Kommen Sie mit mir«, sagte Larner, stand auf und stürzte auf den Korridor hinaus. Sie gingen ein paar Türen zurück. Er klopfte an einer Tür, an der Bernhard Andrews stand, und trat ein.

Ein scheinbar deplazierter Jüngling Mitte Zwanzig in Jeans, T-Shirt und mit runder Brille sah von einem riesigen Computer auf und lächelte breit. »Ray«, sagte er gut gelaunt und reichte ihm eine

Computerliste. »Die Ausbeute von gestern. Ein Baumwolldirektor aus West Virginia, ein Golfklub in Arkansas und noch so dies und das.«

»Barry«, sagte Larner, nahm die Liste entgegen und überflog sie. »Das hier sind die Officers Jahn und Halm from Sweden. Sie sind wegen K. hier.«

»Aha«, sagte Bernhard Andrews freundlich. »Kollegen von Jorge Chavez?«

Die beiden waren stumm vor Staunen.

»Geboren in Schweden 1968«, fuhr Andrews fort. »In Raggsvede, stimmt's? Seine Eltern waren Chilenen mit linken Kontakten, die vor Pinochet geflüchtet sind. Der Vater heißt Carlos und hat eine Weile im Fußballstadion von Santiago gesessen. Wurde gefoltert.«

»It's called Ragsved«, sagte Hjelm verwirrt.

»Er war vor einer Woche drin«, erläuterte Andrews selbstgefällig. »Gute, aber etwas durchsichtige Verkleidung. Er hat hundertdreißig Dollar vom Geld der Steuerzahler angelegt, um reinzukommen. Kleine Entwicklungshilfe aus der schwedischen in die amerikanische Steuerkasse.«

Sie starrten ihn fassungslos an.

»Barry ist Hacker«, sagte Larner ruhig, »einer der besten des Landes. Kommt überall rein. Wir hatten Glück, daß wir ihn eingefangen haben. Außerdem ist er FASK.«

»Fans of American Serial Killers«, sagte Andrews.

»Nice to meet you.«

»Das ist eine Methode, die potentiellen Serienmörder anzulocken«, sagte Larner und wedelte mit der Computerliste. »Wie sehr sie auch versuchen, sich zu verkleiden, Barry fängt sie ein. Wir haben drei von ihnen mit Hilfe der FASK gefangen. Barry ist der unbekannteste Held der Nation, würde ich behaupten.«

Bernhard Andrews lächelte breit.

»Balls existiert also gar nicht?« fragte Kerstin, die offensichtlich schneller schaltete als Hjelm.

»Ich hab's vom *Rosaroten Panther* übernommen. Der Maskierungsexperte, den Kommissar Clouseau anstellt und der jedes Sprengstoffattentat überlebt. Das einzige, wovon man bei den Serienmördern sicher ausgehen kann, ist, daß sie keinen Humor haben. Das scheint sie geradezu immun zu machen.«

»Es war gedacht als ein Versuch, einen Protest bei jemandem zu provozieren, der es besser wußte«, sagte Larner. »Aber bis jetzt hat niemand angebissen.«

Sie verabschiedeten sich vom Fan of American Serial Killers. Er grinste breit und winkte.

Larner führte sie wieder in sein Büro. Auf dem Korridor sagte er: »Es ist in der heutigen Welt nur wenig so, wie es zu sein scheint.«

Er setzte sich auf seinen Stuhl. »Ich dachte, Sie hätten keine Vertreter ethnischer Minderheiten in ihrem Polizeikorps«, sagte er und berührte damit vol-

ler Präzision einen wunden Punkt der Schweden. »Aber nicht einmal Chavez darf über die FASK informiert werden. Barry ist eine unserer wichtigsten geheimen Waffen im Kampf gegen die Serienmörderwelle.«

Er zog eine Schublade heraus und holte ein paar Papiere hervor, breitete sie auf seinem Schreibtisch aus und legte einen FBI-Kugelschreiber auf jedes Blatt. »Es ist nicht so, daß ich Ihnen nicht vertraue, aber mein Vorgesetzter hat diese Schriftstücke für Sie vorbereitet. Schweigepflicht unter Androhung von Bestrafung nach dem amerikanischen Gesetz, wenn sie gebrochen werden sollte. Bitte lesen Sie es sich durch und unterschreiben Sie.«

Sie lasen. Das Kleingedruckte war schwer zu entziffern. Beide empfanden einen instinktiven Widerwillen dagegen, ihre Unterschrift unter diffuse Papiere zu setzen, aber wieder einmal siegte die Diplomatie. Sie unterschrieben.

»Ausgezeichnet«, sagte Larner. »Wo waren wir? Commando Cool. Acht Mitglieder, kein Balls. Gruppenleiter war der viel jüngere Wayne Jennings, der schon Veteran war, als er angeheuert wurde, fünfundzwanzig Jahre alt, sechs Jahre Krieg und Gott weiß wie viele Tote hinter sich. Die besten und prägendsten Jahre des Lebens im Dienst des Todes. Bei Kriegsende siebenundzwanzig Jahre alt, dreißig, als K. seine Tätigkeit begann.kehrte nach dem Krieg auf

die Farm seines verstorbenen Vaters in Kentucky zurück, am Fuße des Cumberland Plateaus, wenn Ihnen das etwas sagt. Hat nicht viel angebaut, sondern von der Veteranenrente gelebt. War zweifellos der am meisten Verdächtige, den Aussagen zufolge sehr geschickt im Umgang mit den Zangen. Die dritte Leiche wurde nur dreizehn Meilen von seinem Haus entfernt gefunden. Übrigens starben drei vom Commando Cool in den letzten Kriegswochen. Außer Jennings überlebten noch vier, Sie finden die Namen im vollständigen Material, zu dem Sie Zugang erhalten. Es gab noch einen in Kentucky, Greg Androwski, Jugendfreund von Jennings, der aber völlig vor die Hunde ging und 1986 an seinem Drogenkonsum starb. Er lebte also während der vier Jahre von K. in Kentucky, war aber ziemlich heruntergekommen und als Mörder eher ungeeignet. Völlig kaputt durch Vietnam. Von den anderen drei zogen zwei nach Norden, einer nach New York, Steve Harrigan, der Börsenmakler wurde und während der achtziger Jahre zu den Haien an der Wall Street gehörte, einer nach Maine, Tony Robin Garreth, der Angelfahrten für Touristen durchführt. Beide waren ziemlich gut gegen Verdächtigungen gefeit. Der letzte, Chris Anderson, zog nach Kansas City und verlegte sich auf den Verkauf von Gebrauchtwagen.«

»Schwedischer Abstammung?« fragte Kerstin.

Larner lächelte leicht. »In der vierten Generation«,

sagte er. »Sein Ururgroßvater kam aus einem Ort namens Kalmar, falls Ihnen das was sagt. Aber Anderson war tatsächlich Nummer zwei auf der Liste, Jennings' engster Kumpel, genauso eiskalt, genauso kriegsgeschädigt. Aber seine Alibis waren in der Regel einen Tick besser als die von Jennings, Und Jennings war widerwärtiger, das war letztlich mein Hauptargument, rein gefühlsmäßig. Gemessen daran, habe ich das Ganze ziemlich weit vorangebracht.«

»Wie sicher waren Sie sich eigentlich in bezug auf Jennings?«

Larner lehnte sich zurück und verschränkte die Hände im Nacken. Er überlegte einen Moment. »Vollkommen sicher«, sagte er. »Hundert Prozent.«

Er zog umständlich eine dicke Akte aus einem altmodischen Archivschrank hervor, der neben dem Flipchart stand. Jerry Schonbauer schaute herein. »Alles klar«, sagte er.

»Fünf Minuten«, sagte Larner und warf Kerstin die Akte hin. Sie schlug sie auf. Ein kleiner Stapel Fotos breitete sich wie ein Fächer vor ihnen aus. Das erste war ein Porträt. Jennings um die Dreißig, ein junger, frischer Mann mit strohblondem Haar und breitem Lächeln, aber auch mit einer stahlblauen Kälte in den Augen, die das Bild sehr eindrucksvoll in zwei Teile teilte. Kerstin hielt zuerst die Hand über den oberen Teil des Fotos und sah einen glücklich lä-

chelnden Jüngling, dann legte sie die Hand über den unteren Teil und sah den Eisblick eines steinharten Mannes.

»Genau so«, sagte Larner fast enthusiastisch. »Ganz genau so. Am Anfang, als wir ihn besucht haben, war er noch sehr liebenswürdig, richtig nett. Die untere Hälfte. Als wir genauer hinsahen, erkannten wir mehr und mehr die obere.«

Sie sahen die anderen Fotos durch. Ein jugendlicher Jennings in Uniform, etwas älter in einem Kreis von gleich Uniformierten, Jennings mit großem Thunfisch, Jennings mit auf die Kamera gerichteter Maschinenpistole und gespielter Angreifermine, Jennings mit schöner Südstaatenfrau mit zwei Vornamen beim Tanzen, Jennings mit kleinem Kind auf dem Schoß, Jennings knutschend mit einer vietnamesischen Prostituierten, und dann Jennings mit breitem Lachen, die Pistole auf die Schläfe eines weinenden, nackten, knienden Vietnamesen gerichtet, der sich vor einem tiefen Loch in der Erde bepinkelt. Kerstin hielt Larner das Foto hin.

»Genau«, sagte er. »Man vergißt die anderen geradezu. Das ist ein verdammt widerwärtiges Bild. Ich könnte viel Geld damit verdienen, wenn ich es ans Time Magazine verkaufen würde. Ich begreife nicht, wie er es aufheben konnte. Wir haben all diese Fotos gefunden, als wir nach seinem Tod sein Haus durchsuchten.«

»Wie ist er gestorben?« fragte Kerstin. »Ganz genau.«

Am Ende haben wir ihn ja rund um die Uhr überwacht«, begann Larner, wurde aber sofort unterbrochen.

»Wie lange?«

»Einen Monat.«

»Wurden während der Zeit Morde begangen?«

»Die Opfer wurden oft in einem Zustand der Verwesung gefunden, der es schwer machte, festzustellen, wie lange sie schon tot waren. Aber es stimmt, daß man alle sechzehn, die vor seinem Tod ermordet wurden, schon gefunden hatte. Das war einer der Gründe, warum ich darauf bestand, obwohl ich sämtliche Instanzen gegen mich hatte; je länger wir ihn rund um die Uhr überwachten und keine neuen Opfer gefunden wurden, desto wahrscheinlicher wurde es, daß er der Mörder war. Darf ich jetzt fortfahren?«

»Natürlich«, sagte Kerstin beschämt. »Entschuldigung.«

»Ich habe versucht, so oft wie möglich selbst mit im Wagen zu sitzen, und an diesem dritten Juli 1982 war ich auch da. Es war brütend heiß, fast unerträglich. Jennings kam aus dem Haus gerannt und schrie uns an; das hatte er in den letzten Tagen auch schon getan. Er wirkte völlig fertig. Dann rannte er zu seinem Wagen und rauschte davon. Wir folgten ihm die

Landstraße entlang, vielleicht zehn Meilen in Richtung Norden. Wahnsinnstempo. Nach einer Weile stieg ein Stück neben der Straße eine enorme Rauchwolke auf, hinter einer langen Kurve, und als wir ankamen, sahen wir, daß Jennings frontal mit einem Lastwagen zusammengestoßen war. Beide Fahrzeuge brannten lichterloh. Ich lief, so weit ich konnte, heran und sah vage, wie er sich im Wagen bewegte, völlig verbrannt.

»Den Zusammenstoß selbst haben Sie also nicht gesehen?« fragte Kerstin.

Larner lächelte wieder, das gleiche Lächeln voller Einverständnis und Nachsicht, das zum Kennzeichen ihrer Beziehung geworden war. Hjelm fühlte sich etwas ins Abseits gedrängt.

»Ich verstehe, warum Sie nachhaken, Halm«, sagte Larner. »Nein, wir befanden uns ein paar hundert Meter hinter ihm, und es lag eine Kurve dazwischen, und nein, ich habe sein Gesicht nicht gesehen, als er verbrannte. Ja, es war der beste Platz, um einen Unfall zu arrangieren. Aber einerseits konnte man nirgends hin, überall rund herum war flache Erdwüste, und es war kein anderes Fahrzeug in der Nähe. Andererseits – und das war das Wichtigste – waren die Zähne der Leiche im Auto seine. Ich habe selbst lange gebraucht, um mich davon zu überzeugen, daß Jennings bei dem Unfall gestorben war. Aber so war es. Glauben Sie nichts anderes. Versuchen Sie, nicht

den gleichen Fehler zu machen wie ich und sich an Jennings festzukrallen. Das hat jede weitere Arbeit an dieser Ermittlung zunichte gemacht. Ich kann nicht einmal mehr eine vernünftige Hypothese aufstellen. K. bleibt ein Rätsel. Er muß irgendwo gesessen und sich ins Fäustchen gelacht haben, während ich einen müden, arbeitslosen Kriegsveteranen gepiesackt und in den Tod getrieben habe. Dann hat er, nur um mir zu zeigen, wie sehr ich mich geirrt hatte, im Laufe eines halben Jahres zwei weitere Menschen umgebracht; beide starben lange nach Jennings. Und danach hat er sich in Luft aufgelöst.«

Larner saß mit geschlossenen Augen lange da. »Ich dachte, ich wäre ihn los«, sagte er langsam. »Ich habe weiter heftig an dem Fall gearbeitet, bin jedes kleinste Detail durchgegangen, mehrere Jahre lang nach dem achtzehnten und letzten Mord. Ein gutes Jahrzehnt vergeht. Ich fange mit anderen Dingen an, jage Rassisten im Süden, beschäftige mich mit dem Drogenhandel in Vegas, aber die ganze Zeit schwebt er über mir. Und dann fängt der Hund wieder an. Er ist nach New York gezogen. Er macht sich über mich lustig.«

»Und Sie wissen hundertprozentig, daß er es ist?«

Larner bohrte in der Nase und sah müde aus. »Aus Sicherheitsgründen achten wir darauf, daß nur eine sehr kleine Anzahl von Agenten die entscheidenden Details jedes Falls kennt. In unserem Fall waren das

ich und ein Mann namens Camerun. Don Camerun starb 1986 an Krebs. Nicht einmal Jerry Schonbauer kennt alle Details, ich bin der einzige hier. Es geht um die Zangen. Es sind dieselben Zangen, und sie werden auf exakt die gleiche, äußerst komplizierte Weise eingeführt. Da es nun Ihr Fall ist, werden Sie beide auch Zugang zu der Beschreibung bekommen; ich empfehle Ihnen sehr, daß niemand anders davon erfährt.«

»Wie ging es mit dieser Commando-Cool-Figur, die nach New York gezogen ist«, insistierte Kerstin, »dem Börsenmakler?«

Larner lachte laut. »Offenbar schweben all meine alten Gedanken in der Luft herum, und Sie fangen sie auf, Halm.«

»Kerstin«, sagte Kerstin.

»Okay, Charstin. Es ist völlig richtig, daß Steve Harrigan in dem Bericht, den ich Ihnen geschickt habe, nicht erwähnt wird. Aber ich habe den Mann überprüft. Sie finden Angaben in dem vollständigen Material, das Sie einsehen können. Harrigan ist ganz einfach Milliardär, ständig auf dem Sprung. Er befand sich bei jedem der sechs Morde der zweiten Serie im Ausland. Und er ist zur Zeit definitiv nicht in Schweden. Also lassen Sie uns nun nach bedeutend mehr als fünf Minuten zu Jerry in den Kinoraum gehen und uns einen Film ansehen.«

Er führte sie durch die Korridore und in einen Saal,

der tatsächlich an ein richtiges Kino erinnerte. Auf einem Tisch ganz unten vor der Leinwand saß der Riese und baumelte mit den Beinen. Seine Hosenbeine waren etwas hochgezogen und ließen extrem haarige Waden über vorschriftsmäßigen schwarzen Socken sehen. Als er sie kommen sah, hüpfte er herunter und bat sie, ganz vorn Platz zu nehmen.

»Jerry ist aus der Kentucky-Abteilung gekommen wegen der neuen Serie«, sagte Larner und schraubte sich in einen der einschlafrfreundlichen Sessel hinein. »Er ist ein verdammt guter Agent, hat Roger Penny allein geschnappt, falls Sie davon gehört haben. Kann losgehen, Jerry. I'm gonna take a nap. Es ist widerlich am Anfang, aber Sie können sehen, wie schnell man abgehärtet wird.«

Das Licht wurde abgedimmt; man fühlte sich wirklich wie im Kino.

Sogar die Spezialeffekte – die leider nicht aus Hollywood kamen.

»Michael Spender«, kommentierte Schonbauers Baß die Bilder von einem Mann, dessen einziges intaktes Körperteil der Kopf war, unter dem der Hals mit zwei kleinen roten Laternen leuchtete. Der Kopf war nach hinten verdreht, weiß und aufgequollen. Er war nackt. Der Blick der toten Augen spiegelte noch den gleichen furchtbaren Schmerz wieder wie der von Andreas Gallano. Die Finger- und Fußnägel waren ausgerissen, die Haut in kleinen Streifen vom

Körper geschält, der Penis war von der Eichel bis zur Wurzel gespalten und hing in zwei blutigen Lappen an den Leisten herab.

Beiden blieb gleichzeitig die Luft weg. Beinahe wären sie hinausgelaufen. Schonbauer fuhr ausdruckslos fort: »Spender war das erste Opfer, Computeringenieur bei Macintosh in Louisville. Wurde im Nordwesten Kentuckys von Beerenpflückern im Wald gefunden, ungefähr zwei Wochen nach seinem Tod. Wurde am vierten September 1978 von seiner Arbeitsstelle als vermißt gemeldet und am neunzehnten nachmittags sechzig Meilen von seinem Heimatort entfernt aufgefunden. War an der Entwicklung des ersten großen Apple-Computers beteiligt.«

Das nächste Opfer war nicht identifiziert worden: ein kräftiger Mann mit slawischem Aussehen. Die Bilder waren etwas magenfreundlicher. Teilweise bekleidet, aber mit entstellten Fingern und Geschlechtsteilen.

»Sieht ein bißchen russisch aus«, sagte Hjelm und dachte an die absurde alte KGB-Spur.

»Zweifellos«, sagte Schonbauer. »Sobald es möglich war, haben wir die Fingerabdrücke an die russische Polizei geschickt, aber es kam nichts dabei raus. Wir haben absolut keine Informationen, außer daß er im südlichen Kentucky gefunden wurde, ungefähr zwei Monate nach Spender. In einem alten Klohäuschen auf einem verlassenen Hof. Er war seit einer guten

Woche tot.«

Nächstes Bild. Noch ein nichtidentifiziertes Opfer. Ein schlanker, durchtrainierter weißer Mann um die Sechzig, nackt, auf die gleiche Weise entstellt wie Spender. Die Bilder waren grauenhaft. Dämmerung, ein dunkles Licht hing über den Baumkronen, und das einzige, was leuchtete, war die Leiche. Sie saß aufrecht auf einem Stein im Wald. Leichenstarre. Die Arme gerade ausgestreckt, wie von einer unwiderstehlichen inneren Kraft gehoben, die Knochen staken aus den Händen hervor wie Nägel, die von innen eingeschlagen waren. Die offenen Augen starrten anklagend darauf.

Hjelm fand nicht, daß man sich daran gewöhnte; ihm war im Gegenteil immer mehr danach, sich zu übergeben.

So ging es weiter, eine furchtbare Kavalkade. Es überstieg schnell die Grenze des menschlichen Fassungsvermögens. Die Quantität machte es immer grauenhafter. Langsam, aber sicher gingen ihnen die Dimensionen dieses Falles auf, mit welch unfäßbaren Anhäufungen menschlichen Leids sie es zu tun hatten. Kerstin mußte zweimal weinen, vollkommen lautlos; Hjelm spürte ihre Schulter leicht an seiner beben. Er selbst weinte nur einmal, aber um so hörbarer.

»Möchten Sie, daß ich aufhöre?« fragte Schonbauer ruhig. »Ich selbst habe es erst beim dritten Versuch

geschafft. Und ich bin einiges gewohnt.«

Larner schnarchte laut neben ihnen.

»Nein, machen Sie weiter«, sagte Hjelm und versuchte, sich davon zu überzeugen, daß er sich wieder beruhigt hatte.

»Wir haben so viele davon«, sagte Schonbauer gedämpft. »So unglaublich viele Serienmörder, und niemand kann im Grunde auch nur einen verstehen. Am wenigsten verstehen sie sich selbst.«

Sie fingen nicht an zu schnarchen, aber zum Schluß schaltete sich der Schutzmechanismus ein, und sie wurden langsam unempfindlicher. Als schrecklicher Schlußpunkt weckte sie Lars-Erik Hassel. Er saß auf seinem Stuhl mit zerfetzten Fingern, die in alle Richtungen standen, sein Geschlechtsteil war ein Sumpf von halbflüssigen Resten. Im Hintergrund erkannten sie Teile eines großen Flugzeugrumpfes durch die Fensterluke.

Sein Kopf war nach hinten verdreht, und er starrte sie verkehrt herum an, der Schmerz war mit Ekel vermischt, die Qual mit widersinniger Erleichterung.

Vielleicht, dachte Hjelm, war er erleichtert, daß es nicht Laban war.

Das Licht wurde wieder heller gedreht. Schonbauer kehrte zu dem Tisch zurück und setzte sich, mit den Beinen baumelnd wie ein junges Mädchen. Larner wachte mit einem Ruck in einem Schnarchlaut auf. Hjelm rollte mit den Schultern. Holm saß völlig be-

wegungslos. Für eine ganze Weile wollte keiner dem anderen in die Augen sehen.

Larner stand auf, gähnte und streckte sich, daß es in seinem kompakten Körper knackte. »Und jetzt haben Sie noch etwas Nachtsch zum Festmahl?« fragte er nur.

Kerstin überreichte ihm schweigend die schwedischen Akten. Larner öffnete sie, blätterte rasch die Fotos durch und gab sie Schonbauer, der sie bald in die Dokumentation einfügen sollte.

Ohne ein Wort verließ Larner den Raum. Sie bedankten sich bei Schonbauer, der kurz nickte, und folgten Larner. Sie wanderten weiter durch die Korridore, bis sie an eine Tür ohne Namensschild kamen. Sie betraten einen leeren Raum.

»Ihr Arbeitszimmer«, sagte Larner mit einer kleinen Geste. »Ich hoffe, Sie können zusammen arbeiten.«

Das Büro sah genauso aus wie Larners, abzüglich sämtlicher Lebenszeichen. Die Frage war, wieviel Eigenes sie beizutragen hatten. Der Schreibtisch war von der Wand abgerückt und mit zwei Stühlen komplettiert worden, die einander gegenüberstanden. Zwei Computer rieben ihre Rücken aneinander, daneben eine Telefonanlage und eine kleine Liste. Larner nahm sie auf und zeigte darauf.

»Meine Nummer, Jerrys Nummer, mein Suchruf, Jerrys Suchruf. Sie können uns jederzeit erreichen.

Die Namen der aktuellen Dateien mit Beschreibung, Pins, Chipkarten für Gäste mit Codes, damit Sie hier hereinkommen, aber nur hier. Verschlussene Türen sind ganz einfach Türen zu Räumen, zu denen Sie keinen Zugang haben. Sie haben weder die Möglichkeit noch Veranlassung, diesen Korridor zu verlassen. Toiletten, Damen und Herren, sind ein paar Türen weiter den Korridor entlang. Es gibt mehrere Kantinen, ich empfehle Ihnen La Traviata zwei Treppen höher. Noch Fragen?»

Keine Fragen. Oder unendlich viele – je nachdem. Jedenfalls wurden keine gestellt.

Larner fuhr fort: »Es ist schon halb vier. Wenn Sie wollen, können Sie noch ein paar Stunden weitermachen. Ich arbeite bis sechs, ungefähr. Heute abend bin ich leider verabredet, sonst hätten wir zusammen essen gehen können. Jerry hat sich angeboten, mit Ihnen zu essen und Ihnen die Stadt zu zeigen, wenn Sie es möchten. Sie können ihm ja Bescheid geben. Dann bleibt mir nur noch, Ihnen viel Glück zu wünschen. Sie brauchen sich keine Sorgen wegen der Computer zu machen, sie sind für Sie maßgeschneidert, alles Geheime liegt woanders. Wenden Sie sich an mich oder an Jerry, wenn es Fragen oder Probleme gibt. So long.«

Er verschwand. Sie waren allein. Kerstin rieb sich die Augen. »Ich weiß wirklich nicht, ob ich das hier schaffe«, sagte sie. »Nach schwedischer Zeit ist es

jetzt halb zehn. Sollen wir uns an die schwedische Zeit halten?«

»Vielleicht sollten wir nicht sofort abhauen«, sagte Hjelm. »Wir müssen weiterhin diplomatisch sein.«

Sie spürte deutlich den ironischen Ton seiner Antwort und lächelte. »Ja ja, die Neugier war stärker, ich geb's zu. Die Strategie war für die Katz.«

»CIA....

»Okay, okay, rub it in. Ich hatte den Eindruck, daß er nicht sauer war.«

»Ich glaube, das war er auch nicht. Eher erleichtert. Was meinst du?«

»Weiß nicht. Aber ich verstehe, daß er sich an Jennings festgebissen hat.«

»Aber er hat recht damit, daß wir ihn vergessen sollten.«

»Ist das so sicher?«

Sie betrachteten einander. Der Jetlag vereinte sich mit der Überdosis an Eindrücken. Sie kicherten kindisch. Die Müdigkeit war auf dem besten Weg, sie zu übermannen.

Hjelm gefiel die unseriöse Trägheit, die sie zu befallen schien, die normalen Abwehrmechanismen wurden langsam außer Kraft gesetzt. »Scheißen wir auf Schonbauers Rundfahrt?« fragte er.

»Kannst du ihm das diplomatisch und freundlich mitteilen?«

»Du bist hier die Diplomatin.«

»In der Theorie. Das hier ist Praxis. Darin bist du viel besser als ich.«

»Ich war nur weggetreten«, sagte er und wählte die Nummer von Schonbauer. »Jerry, this is Paul. Jalm, yes, Jalm. Wir versuchen, hier so lange zu arbeiten, wie wir können, und dann überlassen wir das Kommando wohl eher unserem Jetlag. Meinen Sie, wir könnten die Manhattan-Tour auf morgen verschieben? Gut. Okay. Bye.«

Er legte auf und atmete aus. »Ich glaube, er war erleichtert.« »Gut«, sagte Kerstin. »Wollen wir durchsehen, womit wir es hier genau zu tun haben, und mit den ganzen Details warten? Ich habe genug von Details für heute.«

Die Computer enthielten alle notwendigen Informationen. Eine detaillierte Liste sämtlicher Opfer. Ordner mit sämtlichen Tatortuntersuchungen. Ordner mit jeder individuellen Ermittlung. Datei mit sukzessiv entwickelter gemeinsamer Ermittlung. Psychologisches Täterprofil, erstellt von einer Expertengruppe. Ordner mit sämtlichen Obduktionsberichten. Ordner mit sämtlichen Zeitungsausschnitten. Datei mit Waffenbeschreibungen. FYEO.

»Was bedeutet das?« fragte Hjelm.

»For your eyes only. Darin haben sie wohl die höchst geheimen Details, die die erste Serie mit der zweiten verbinden.« Sie sahen die Dateien langsam durch, eine unendliche Menge an Informationen

rollte vorbei. Wie zum Teufel sollten sie auch nur das kleinste bißchen zu dieser enormen Ermittlung beitragen können? Es kam ihnen ausreichend hoffnungslos vor, um fürs erste die Arbeitsniederlegung zu motivieren. Sie fühlten sich glücklich frivol, als sie die Computer mit einem einstimmigem »Ene mene mu, und aus bist du« abschalteten.

»Glaubst du, wir können dem FBI entwischen?« fragte Kerstin Holm.

Natürlich wäre es schön gewesen, auszugehen und New York by night zu sehen, aber sie waren dennoch nicht besonders betrübt darüber, Jerry Schonbauers Angebot ausgeschlagen zu haben. Tatsächlich verließen sie noch nicht einmal das Hotel, sondern genossen ein ruhiges Abendessen im Hotelrestaurant, nach ein paar Stunden unruhigen Schlafes. Es war etwas schwierig, sich um zwei Uhr nachts wieder aufzurappeln, denn so spät war es in Schweden, als sie ins Vestibül hinunterkamen. Um acht Uhr Ortszeit standen sie im Restaurant und suchten das Restaurant. Es war, mit anderen Worten, von der allerkleinsten Sorte.

Skipper's Inn fungierte als Gaststube. Was dem Restaurant dadurch an Vielfältigkeit des Angebots verloren ging, das machte es durch Qualität wieder wett. Sie bekamen eins von zwei angebotenen Gerichten, Rinderfilet im Teigmantel, und eine Flasche Bordeaux der ihnen unbekannten Marke Chateau Ger-

maine. Sie saßen an einem Fenster und genossen zumindest einen kleinen indirekten Anblick von Mannhattans Straßenleben. Das winzige Restaurant, dessen erste Gäste sie gewesen waren füllte sich langsam. Bald waren alle zwölf Tische besetzt.

Paul Hjelm hatte ein Deja-vu-Erlebnis. Als sie das letztemal allein an einem fremden Ort ein ruhiges Abendessen genossen hatten, da hatte das handfeste Konsequenzen. Er saß da und wand sich ein wenig und dachte an Cilla und die Kinder und ihr mühsam wiedergewonnenes Familiengefühl. Er dachte an die ungeheure Verlockung, die die Frau ihm gegenüber unablässig darstellte, wie sie ihn in seinen Träumen heimsuchte und ein pochendes Geheimnis blieb. Sie hatte ein dezentes Makeup aufgelegt und trug ein kleines schwarzes Kleid mit Spaghettiträgern, die sich über dem bloßen Rücken kreuzten. Sie war so klein und dünn, und ihr Gesicht wirkte noch kleiner als sonst, umrahmt von der schwarzen, etwas ungepflegten Pagenfrisur. War das überhaupt eine Frisur? Er konnte es nicht lassen zu sagen:

»Erinnerst du dich noch daran, wie wir das letztemal so gegessen haben?«

Sie nickte und lächelte, unglaublich anziehend. »Malmö«, sagte sie.

Dieser leicht belegte Göteborger Alt. Ihre Duette mit Gunnar Nyberg klangen ihm in den Ohren. Schubert-Lieder. Goethe-Gedichte. Er wußte nicht, ob er

versuchte zu fliehen oder näher zu kommen.

Als er den Mund öffnete, wußte er nicht, was der nächste Schritt sein würde. Er ließ es geschehen. »Es ist eineinhalb Jahre her«, sagte er.

»Fast«, sagte sie.

»Das weißt du noch?«

»Warum denn nicht?«

»Tja...«

Das soziale Treibgut schaukelte an der Oberfläche. Er versuchte, es niederzudrücken, und sagte kurz: »Was ist passiert?«

Sollte sie es deuten, wie sie wollte. Sie schwieg eine Weile. »Ich mußte andere Wege gehen«, sagte sie schließlich.

»Und welche?«

»So weit wie möglich weg von der Arbeit. Ich war nahe daran aufzuhören.«

»Das wußte ich nicht.«

»Das wußte niemand außer mir selbst.«

Nicht einmal er? Er dankte seinem Schöpfer, daß er es nicht sagte.

»Nicht einmal er«, sagte sie.

Er schwieg. Er wollte nicht nachfragen. Sie sollte die Wege gehen, die sie gehen wollte. Oder gehen mußte.

»Nach dir und deiner Entscheidungsangst hatte ich mir vorgenommen, ohne Mann zu leben«, sagte sie leise. »Ich brauchte Zeit zum Nachdenken. Dann

habe ich ihn kennengelernt, ein komischer Zufall. Er hat auch darauf bestanden, mich bei der Arbeit anzurufen, so wußten bald alle, daß ich einen neuen Mann hatte. Was niemand wußte, war, daß er sechzig war und Pastor in der schwedischen Kirche.«

Hjelm blieb mucksmäuschenstill.

Nach einer Weile fuhr sie fort, den Blick auf ihre Gabel gerichtet, mit der sie zerstreut in dem halb gegessenen Rinderfilet herumstocherte: »Kein Mensch glaubt, daß man eine heftige, leidenschaftliche Beziehung zu einem sechzigjährigen schwedischen Pfarrer haben kann. Aber so war es. Offenbar kann ich zur Zeit nur solche Beziehungen haben.«

Sie sah auf das Gewimmel auf der West 25th Street hinaus und fuhr mit demselben etwas mahlenden Tonfall fort: »Er war seit zwanzig Jahren Witwer. Pastor in der Kirche, wo ich im Chor gesungen habe. Er weinte, wenn ich sang, kam zu mir und küßte meine Hand. Ich habe mich wie ein Schulmädchen gefühlt, das endlich ein bißchen Aufmerksamkeit bekam. Ich war Tochter und Mutter zugleich. Daraus wurde mit der Zeit die Frau wiedergeboren.«

Sie wich seinem Blick immer noch aus. »Es gab so viel Ungetanes in dem Mann. Etwas davon konnte er mit mir tun. Er trug so viel stille und feine Lebensweisheit in sich, ich weiß nicht, ob man das verstehen kann, eine Fähigkeit, die kleinen Gaben jedes Tages zu genießen. Wenn nichts anderes, so hat er

mich jedenfalls das gelehrt.«

»Was ist passiert?«

Sie wandte sich endlich ihm zu, einen kurzen Moment lang. Ihr Blick war etwas verschleiert, aber höchst lebendig. »Er ist gestorben«, sagte sie nur. Er nahm ihre Hand und hielt sie fest. Sie rührte sich nicht. Ihre Blicke trafen sich nicht, sie sahen auf die Straße. »Er war schon todkrank, als wir uns kennenlernten«, fuhr sie leise fort. »Erst jetzt verstehe ich langsam. Er wußte, daß er so viel Leben in sich trug. Er wollte es weitergeben. Ein Abschiedsgeschenk an die Lebenden. Ich hoffe, daß er auch ein bißchen von mir mitnehmen konnte. Ein bißchen Leidenschaft wenigstens.«

Hjelm hatte aufgehört, darüber nachzudenken, wie er sich verhalten sollte. Er hörte nur zu. Es war schön.

»Es ging schnell. Eigentlich sollte er seine dritte Chemotherapie bekommen. Er hat sich geweigert. Er hat ein letztes Aufblühen gewählt, nicht den Kampf bis zuletzt. Ich habe eine Woche bei ihm gewacht, jeden Tag nach der Arbeit. Es war im Frühjahr. Er schrumpfte irgendwie zusammen.

Aber er hat fast die ganze Zeit gelächelt. Es war merkwürdig. Ich weiß nicht, ob ihn das Geben oder das Nehmen froh gemacht hat. Vielleicht einfach der Austausch. Als hätte er einen letzten Einblick in die Geheimnisse des Lebens gewonnen und könnte ohne

Angst dem großen Geheimnis entgegensetzen.«

Sie wandte sich ihm wieder für eine Sekunde zu, wie um zu überprüfen, ob er ihr folgte. Das tat er.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Diese Bilder heute ... Man glaubt, man könnte sich vorbereiten, aber man kann es nicht. Es ist, als gäbe es verschiedene Tode. Er hat auch gelitten, er hat furchtbar gelitten, aber er hat gelächelt. Hier gibt es kein Lächeln, nur die widerwärtigen Grimassen der Qual. Wie ein Fries mittelalterlicher Schreckensbilder von Christus. Gemacht, um Schrecken einzujagen. Abschreckend. Als würde er uns vom Leben abschrecken wollen, wie mittelalterliche Prälaten. Und es gelingt ihm auch fast.«

»Ich weiß nicht«, versuchte er. »Ich sehe keine richtige Botschaft in dem, was er tut. Ich glaube eher, daß wir es mit Abfallprodukten zu tun haben, Resten, Industrieabfall, wenn du verstehst, was ich meine. Es kommt mir vor wie der mechanische, industrielle Tod von Auschwitz. Wenn einem etwas überhaupt so ...«

Jetzt sah sie ihm in die Augen. Sie hatte sich einiges von der Seele geredet. Er sah in zwei tiefe, traurige Augen, und er sah, wie der Funke wieder entzündet wurde, genau in diesem Moment. Die phantastische Unerschöpflichkeit der Augen.

Er fragte sich, was sie sah. Einen Hanswurst, der herumsprang und versuchte, seine Erektion zu ver-

bergen? Er hoffte, daß da ein klein wenig mehr war.

»Das ist vielleicht nicht unvereinbar«, sagte sie, und die wiedergeborene Energie radierte den nachdenklichen Tonfall nicht aus. »Lebensverachtung und klinische Perfektion in ein und derselben Handlung. Das *ist* ja ein und dieselbe Handlung.«

Sie grübelten beide. Privates und Berufliches war nicht zu trennen. Nichts war isoliert in diesem Leben.

Er spürte, daß er an der Reihe war. Er nahm wieder ihre Hand. Sie wehrte sich nicht. »War das, was wir hatten, nur Sex?« fragte er, ohne zu zittern. »Gibt es so etwas wie reinen Sex?«

Sie lächelte etwas bitter und ließ ihre Hand in seiner. »So etwas gibt es wohl nicht«, sagte sie. »Und das zwischen uns war es auf jeden Fall nicht. Es war – verwirrend. Viel zu verwirrend. Ich war gerade aus einer teuflischen Ehe geflohen, vor einem Ehemann, der mich vergewaltigt hatte, ohne es zu merken. Er war Polizist, das weißt du, und dann bin ich bei einem anderen Polizisten gelandet, dem Gegenteil. Hartgesotten und einfallsreich als Bulle, zärtlich und hilflos privat. Die Bilder vermischten sich. Ich mußte da raus. Du bist in den Schoß der Familie zurückgeflohen, so etwas hatte ich nicht, also bin ich in die mir einzig mögliche Richtung geflohen.«

»Auf eine Weise ist das Leben leichter als jemals zuvor«, sagte Paul. »Auf eine andere schwerer.«

»Wie meinst du das?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich habe das Gefühl, daß die Wände sich um uns schließen. Wir haben die Tür einen Spalt geöffnet. Jetzt wird sie wieder zugemacht. Und die Wände rücken immer näher.«

Er suchte nach Worten. Sie kamen nicht leicht. Er versuchte, Dinge zu formulieren, an die er sich noch nie herangewagt hatte. »Ich weiß nicht, ob es verständlich ist«, sagte er nur.

»Ich glaube schon«, sagte sie und fügte hinzu: »Du hast dich wirklich verändert.«

»Vielleicht ein bißchen«, sagte er und schwieg wieder. Nach einer Weile fuhr er fort: »Nur ein bißchen an der Oberfläche, aber irgendwo muß es ja anfangen. Die ererbten Gewohnheitsmuster zerbrechen uns, bevor wir überhaupt die Chance haben, *anzufangen* zu leben. Ich habe keine umwälzenden äußeren Dinge erlebt wie du, es war im Gegenteil ein ziemlich ereignisloses Jahr. Aber es hat auf der anderen Seite einige neue Möglichkeiten eröffnet...«

Sie nickte stumm. Das Gespräch verebbte; es schien ohne Worte weiterzugehen. Schließlich sagte sie: »Ich fange an zu verstehen, wie wichtig es ist, daß wir ihn fassen.«

Er nickte. Er wußte, was sie meinte.

Sie verließen das Restaurant und gingen Hand in Hand die Treppen hinauf. Vor seinem Zimmer blieben sie stehen.

»Was sollen wir sagen?« fragte sie. »Sieben?«

Er seufzte leicht und lächelte. »Okay, Frühstück um sieben.«

»Ich klopfe bei dir. Hoffentlich stehst du nicht gerade in der Dusche.«

Er gluckste. Sie gab ihm einen leichten Kuß auf die Wange und ging in ihr Zimmer. Er stand noch ein paar Minuten auf dem Flur.

Sie kamen, sahen und siegten. Über den Jetlag, kaum etwas anderes. Ihr Blickfeld war auf erstaunliche Weise geschrumpft und hatte ganz New York ausgeschlossen. Übriggeblieben waren zwei Computer auf einem Schreibtisch.

Das Material war tatsächlich gigantisch. Tausende von Seiten mit imponierendem Detailreichtum bis hin zu Unwesentlichem, zehnsseitige Interviews mit Leichenfindern und Nachbarn von Nachbarn, pedantische wissenschaftliche Vergleiche mit früheren und Serienmördern der gleichen Zeit, enorm detaillierte Karten von Fundgebieten, innenpolitische und sozialpolitische Analysen von Professoren, Obduktionsprotokolle, in denen die beginnenden Zahnfleischprobleme und Nierensteinbildungen der Opfer aufgeführt waren, extrem gewissenhaft durchgeführte Tatortuntersuchungen und Ray Larners mühsam zusammengestellte Beschreibung der Aktivitäten von Commando Cool im südostasiatischen Dschungel.

Vielleicht war es nicht der richtige Ansatzpunkt, doch Hjelm vertiefte sich sofort in diese Beschreibung. Wenn Larner die Wahrheit erfahren hatte, was keineswegs sicher war, dann war Commando Cool auf direkte Initiative von Präsident Nixon entstanden, nachdem er Informationen über die Standhaf-

tigkeit der im Feld gefangengenommenen FNL-Soldaten erhalten hatte; sie tendierten dazu, zu sterben, bevor sie sprechen konnten. Was benötigt wurde, war eine kampfprobierte, bewegliche kleine Geheimtruppe von Folterern, auch wenn das Wort natürlich nie benutzt wurde. Der Auftrag ging an den militärischen Sicherheitsdienst – und hier hatte Larnner eine ganze Reihe von Fragezeichen eingefügt –, der acht Topkräfte, eine jünger als die andere, zusammenzog und die Einheit aufstellte, die in der Schlußphase des Krieges ständig im Einsatz war. Woher die Zangen kamen, war unsicher, Hjelm las CIA zwischen Larnners Zeilen. Damit wechselte er zu der höchst geheimen Datei über die Zangen.

Da waren sie, schwarz auf weiß: links eine Fotografie der Stimmbandzange von Commando Cool, rechts eine gezeichnete Rekonstruktion von K.s Zange. Die Funktion beider war im Grunde die gleiche, doch die Unterschiede waren markant. K.s Zange war eine weiterentwickelte, verfeinerte Variante, die eine Art industriellen Veredelungsprozeß durchlaufen zu haben schien. Genaue Beschreibungen der Funktionen folgten, wie die Mikrodrähte sich mit Hilfe einer Miniatursteuerung durch die Kanüle bewegten, in die Kehle eindringen, mit kleinen Wülsten die Stimmbänder umklammerten und diese außer Funktion setzten; eine leichte Drehung an einem der beiden Rädchen machte es dann möglich, daß ein Flüstern

hörbar wurde. Wenn dies herausgedrungen war, brauchte man nur wieder festzudrehen und den Job zu Ende zu bringen, vollkommen lautlos. Die rechte Variante, K.s, war so konzipiert, daß es leichter war, den richtigen Punkt zu treffen. Sie war vom Commando Cool jedoch nie benutzt worden, dieses hatte sich während des ganzen Krieges bis zuletzt an die alte gehalten. Das bedeutete zweierlei: Erstens, daß es nicht sicher war, daß K. ein Mann aus dem Umkreis des Commando Cool sein mußte — es waren ja verschiedene Zangen –, zweitens, daß die grausige Erfindung aus dem Vietnamkrieg weiterentwickelt worden war. Warum? Und von wem? Larners Bericht enthielt keine Hypothesen.

Danach folgte die zweite Zange, eine reine Folterzange, nur dazu gedacht, an den Nervensträngen im Nacken zu zerren und sie zu verdrehen. Auch sie war verändert worden. Man hatte außerdem neue Schmerzpunkte lokalisiert, wodurch der Einsatz der Zange noch effektiver wurde. Auch hier lag eine exakte Beschreibung darüber vor, wie der Schmerz sich verteilte, wie er in Rücken und Schultern wanderte, wie er nach oben stieg, ins Gehirn, wo er explosionsartige Schmerzanfälle auslöste.

Die Pointe war, daß dieselben Zangen in der ersten wie in der zweiten Serie benutzt worden waren; nicht nur gleichartige. Gewisse Besonderheiten bei der Wundenbildung zeigten, daß es sich um exakt

dieselbe Zange handelte, und dies wurde zur Begründung der Annahme angeführt, daß es sich um ein und denselben Täter handelte. K.

Wenn es um einen industriellen Entwicklungsprozeß ging, dann mußten viele Menschen an der Entwicklungsarbeit beteiligt gewesen sein, ganz gleich, ob es der militärische Sicherheitsdienst oder der CIA oder eine ganz andere Organisation war. Doch genau an diesem Punkt, wo bedeutend mehr Verdächtige auszumachen wären, war Larner auf eine Mauer des Schweigens gestoßen. Hatten er und der Hacker Andrews Balls erfunden, weil sie vermuteten, daß es tatsächlich einen Balls gab, einen heimlichen Befehlshaber, der nach und nach bis ins Herz des Pentagons aufgestiegen war und effektiv den Informationsfluß unterband? Wie hatte Larner die Information über die Mitglieder des Commando Cool bekommen, wenn er nichts anderes herausgefunden hatte?

Er rief ganz einfach bei Larner an und fragte ihn.

»Das Ganze war ein äußerst seltsamer Prozeß«, antwortete Larner am Telefon. »Es waren Bestechungen und Mauschelei und verdeckte Drohungen erforderlich. Nachdem ich gegen alle erdenklichen Wände angerannt bin, gelang es mir, mich zu einem anonymen Beamten durchzukämpfen, der für ein paar tausend Dollar die vollständige, der höchsten Geheimhaltungsstufe unterliegende Akte über Commando Cool kopierte. Dort hätte alles zu finden sein

müssen, doch das einzige, was ich fand, war ein Verzeichnis der Mitglieder der Gruppe. Den Rest gab es überhaupt nicht beim Militär.«

»Und haben Sie da angefangen, an den CIA zu denken?«

Larner kicherte. »Das hatte ich wohl schon die ganze Zeit getan«, sagte er und legte auf.

Kerstin nahm sich andere Aspekte vor. Sie suchte sich die komplette Liste der Opfer und druckte sie aus. Es war eine makabre Aufzählung, die nur die denkbar knappste Information enthielt: Name, Rasse, Alter, Beruf, Heimatort, ungefährer Zeitpunkt des Todes:

1) Michael Spender, weiß, 46 Jahre, Ingenieur bei Macintosh, wohnhaft in Louisville, gefunden in NW-Kentucky, ungefährer Zeitpunkt des Todes um den 5. September 1978.

2) Nichtidentifizierter Weißer, ca. 45–50 Jahre, gefunden in S-Kentucky, Todeszeitpunkt Anfang November 1978.

3) Nichtidentifizierter Weißer, ca. 60 Jahre, gefunden in O-Kentucky, Todeszeitpunkt um den 14. März 1979.

4) Yin Li-Tang, taiwanesischer Staatsangehöriger, 28 Jahre, wohnhaft in Lexington, Biologe a.d. Kentucky University, Lexington, auf dem Universitätsgelände gefunden, Todeszeitpunkt 9. Mai 1979.

5) Robin Marsh-Eliot, weiß, 44 Jahre, wohnhaft in

Washington, Auslandskorrespondent der Washington Post, gefunden in Cincinnati, Ohio, Todeszeitpunkt Juni/Juli 1979.

6) Nichtidentifizierte weiße Frau, ca. 35 Jahre, gefunden in S-Kentucky, Todeszeitpunkt um den 3. September 1979.

7) Nichtidentifizierter Weißer, ca. 55 Jahre, gefunden in Illinois, Todeszeitpunkt zwischen Januar und März 1980.

8) Nichtidentifizierter Inder, ca. 30 Jahre, gefunden in S-Tennessee, Todeszeitpunkt 13. bis 15. März 1980.

9) Andrew Schultz, weiß, 36 Jahre, wohnhaft in New York, Pilot bei Lufthansa, gefunden in O-Kentucky, Todeszeitpunkt Oktober 1980.

10) Nichtidentifizierter Weißer, ca. 65 Jahre, gefunden in Kansas City, Todeszeitpunkt Dezember 1980.

11) Atle Gundersen, weiß, norwegischer Staatsangehöriger, 48 Jahre, wohnhaft in Los Angeles, Kernphysiker am UCLA, gefunden in SW-West-Virginia, Todeszeitpunkt 28. Mai 1981.

12) Nichtidentifizierter Weißer, 50-55 Jahre, gefunden in Francfort, Kentucky, Todeszeitpunkt August 1981.

13) Tony Barrett, weiß, 27 Jahre, wohnhaft in Chicago, gefunden in SW-Kentucky, Todeszeitpunkt 24. bis 27. August 1981.

14) Nichtidentifizierter Weißer, 30-35 Jahre, ge-

gefunden in N-Kentucky, Todeszeitpunkt Oktober/November 1981.

15) Nichtidentifizierter Weißer, 55-60 Jahre, gefunden in S-Indiana, Todeszeitpunkt Januar 1982.

16) Lawrence B. R. Carp, weiß, 64 Jahre, wohnhaft in Atlanta, Vizedirektor von RampTech Computer Parts, gefunden in seinem Haus in Atlanta, Georgia, Todeszeitpunkt 14. März 1982.

[Hauptverdächtiger Wayne Jennings, tot am 3. Juli 1982]

17) Nichtidentifizierter Schwarzer, 44 Jahre, gefunden in SW-Kentucky, Todeszeitpunkt Oktober 1982.

18) Richard G. de Clarke, weiß, Südafrikaner, 51 Jahre, wohnhaft in Las Vegas, Pornoklubbesitzer, gefunden in O-Missouri, Todeszeitpunkt 2. bis 5. November 1982.

(Pause von fast fünfzehn Jahren)

19) Sally Browne, weiß, 24 Jahre, wohnhaft in New York; Prostituierte, gefunden im East Village, Manhattan, Todeszeitpunkt 27. Juli 1997.

20) Nick Phelps, weiß, 47 Jahre, wohnhaft in New York, arbeitsloser Tischler, gefunden in SoHo, Manhattan, Todeszeitpunkt November 1997.

21) Daniel ›Dan the Man‹ Jones, schwarz, 21 Jahre, wohnhaft in New York, Rapper, gefunden in Brooklyn, Todeszeitpunkt März bis April 1998.

22) Alice Coley, weiß, 65 Jahre, wohnhaft in Atlan-

tic City, New Jersey, wegen Krankheit vorzeitig pensioniert, gefunden in ihrer Wohnung, Todeszeitpunkt 12. bis 14. Mai 1998.

23) Pierre Fontaine, weiß, französischer Staatsangehöriger, 23 Jahre, wohnhaft in Paris, Tourist, Student, gefunden in Greenwich Village, Manhattan, Todeszeitpunkt 23 ./24. Juli 1998.

24) Lars-Erik Hassel, weiß, schwedischer Staatsangehöriger, 58 Jahre, wohnhaft in Stockholm, Literaturkritiker, gefunden auf Flughafen Newark, Todeszeitpunkt 2. September 1998.

25) Andreas Gallano, weiß, schwedischer Staatsangehöriger, 42 Jahre, wohnhaft in Alby, Drogenhändler, gefunden in Riala, Todeszeitpunkt 3. bis 6. September 1998.

26) Eric Lindberger, weiß, schwedischer Staatsangehöriger, 33 Jahre, wohnhaft in Stockholm, Beamter im Außenministerium, gefunden in Lidingö, Todeszeitpunkt 12. September 1998.

27) Nichtidentifizierter Weißer, 25-30 Jahre, gefunden in Stockholm, Todeszeitpunkt 12. September 1998.

Kerstin Holm hielt inne. Konnte man wirklich keine anderen Schlüsse aus dieser Liste ziehen, als Larner es getan hatte? Ihr kam der kurze, brutale Verdacht, daß Larner ein doppeltes Spiel spielte.

Sie ging zu dem psychologischen Profil über. Eine Expertengruppe hatte den Versuch unternommen,

die fünfzehnjährige Pause zu erklären. Es war ihr offensichtlich nicht ganz leicht gefallen, hinter den Formulierungen schienen Meinungsverschiedenheiten auf, die man auszugleichen versucht hatte, und das Resultat war faszinierend. Sie fragte sich, warum das Profil nicht in Larners Lieferung nach Schweden enthalten gewesen war.

Die einleitenden Morde deuteten nach Ansicht der Expertengruppe auf den Haß eines ziemlich jungen Mannes auf die Obrigkeit, personifiziert in älteren, gut ausgebildeten Männern. Der Minderwertigkeitskomplex verkehrt sich in Größenwahn, als es ihm gelingt, die Stimmen zum Schweigen zu bringen, die ihn unten gehalten, ihm vielleicht den Zugang zur Universität verweigert hatten. Die Unerreichbaren werden erreichbar, er kann ihre Stimmen zum Schweigen bringen, sie können unerträglichen Schmerz fühlen, wie auch er ihn gefühlt hat, und er selbst kann darüber bestimmen, wieviel von dem Schmerz zum Ausdruck zu bringen er ihnen erlaubt; er braucht nur an einem Rädchen zu drehen – denn hatten sie sich ihm gegenüber nicht ebenso verhalten, ihm die Möglichkeit zu sprechen verweigert, ihn nur mit einer kleinen Handbewegung von der Ausbildung ferngehalten, die es ihm ermöglicht hätte, sein Leiden zu verstehen und auszudrücken? Sein Verhalten ist eine verzerrte Variante des Auge-um-Auge-Prinzips; die Vergeltung imitiert auf einer an-

deren Ebene das gleiche, dem er ausgesetzt gewesen zu sein meint. Er erobert die Macht zurück. Die große Anzahl von Toten deutet nicht darauf hin, daß er immer blutdürstiger wird — es kommt nicht zu einer Beschleunigung im eigentlichen Sinne –, sondern sie vermittelt eher einen Eindruck vom Ausmaß der Demütigung, die er erfahren hat. Es sind achtzehn Tote erforderlich, bis er den Kopf über Wasser bekommt und in die menschliche Gemeinschaft eintreten kann. Denn vielleicht verhält es sich eher so, daß der Blutdurst sukzessive *abnimmt*, er gewinnt sein Gleichgewicht, die Morde haben einen realen therapeutischen Effekt. Er erreicht den Punkt, an dem er glaubt, zwischen der Obrigkeit und sich einen Gleichstand erreicht zu haben, und da kann er aufhören und sich von hier aus hocharbeiten in die Position der Obrigkeit. Das tut er in den fünfzehn Jahren. Er gewinnt eine überlegene Position. Vielleicht hat er eine Ausbildung machen können und eine Chefposition erreicht, aber natürlich hat seine Vergangenheit ihn nicht unversehrt gelassen. Jetzt wird er der Unterdrücker, *dazu* hat er sich ausgebildet. Und jetzt schlägt er selbst zu gegen die Schwächeren. Der Haß auf die Obrigkeit ist als Neid entlarvt. Er war neidisch auf ihre Macht. Und jetzt ist er derjenige, der zuerst schlägt, derjenige, der das erste Auge aussticht, sich nicht nur rächt. Er hat die Rolle in der ersten Reihe erreicht. Seine Handlungen

spiegeln nicht mehr die der Stärkeren, er *ist* der Stärkere. Und jetzt kann es unbegrenzt weitergehen.

Der Kentuckymörder ist also ein weißer Mann in Chefposition, der sich gegen alle Widerstände dorthin durchgekämpft hat. Das war das Fazit des Gutachtens der Expertengruppe.

Sie ließ wieder einmal jede Diplomatie außer acht und rief Larner an. »Ray, Kerstin hier. Halm, ja, Halm verdammt noch mal, (letzteres auf schwedisch). Ich frage mich, warum wir das psychologische Profil der Expertengruppe vorher nicht zu Gesicht bekommen haben.«

»Because it's bullshit«, hallte es im Hörer.

»Warum? Hier finden sich doch massenweise Aspekte, an die wir bisher nicht gedacht haben.«

»Ich war Mitglied der Expertengruppe. Ich stimme insoweit zu, als es sich um eine kohärente Erzählung handelt. Sie funktioniert. Aber die störenden Einwände seitens der Polizisten in der Gruppe wurden von der Erzählung verschlungen. Der Wunsch, Einheitlichkeit zu erzielen, führte dazu, daß das allerwichtigste Faktum unterdrückt wurde.«

»Welches denn?«

»Die professionelle Vorgehensweise.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er versucht nicht, eine Stellung auszugleichen, es ist kein Prozeß, sondern eine eiskalte Serie von Ausrottungen. Er hinterläßt keine glühenden Zeichen,

sondern verfrorene Reste. Es sind Ruinen, keine Gebäude.«

Sie sagte nichts. Diese Argumentation kannte sie. Sie bedankte sich und beendete das Gespräch.

»Er ist deiner Meinung«, sagte sie unvermittelt.

Paul Hjelm, der gerade die delikaten Unterschiede zwischen den Zangen studierte, fuhr zusammen. »Wovon redest du?« fragte er unwirsch.

»Nichts«, sagte sie und versuchte, sich weiter durch das Material zu kämpfen. Es wollte ihr nicht gelingen. Sie rief Larner noch einmal an. Seine Stimme war unverändert geduldig.

Sie kam direkt zur Sache: »Ist es in der zweiten Runde wirklich professionell?«

»Wie Sie sicher gemerkt haben, habe ich über die zweite Runde sehr wenig zu sagen. Ich verstehe es nicht. Es ist genauso professionell, dieselbe Vorgehensweise. Es sind die Opfer, bei denen sich etwas geändert hat.«

»Aber warum?« fragte sie irritiert. »Warum ist er von Ingenieuren und Forschern zu Prostituierten und Pensionären übergegangen?«

»Wenn Sie die Frage klären, haben Sie den Fall geklärt«, sagte Larner ruhig. »Aber ist es wirklich so eindeutig? Sie haben doch immerhin Literaturkritiker und Diplomaten und Drogenhändler unter den Getöteten. Es sind wohl beide Sorten, könnte man sagen.«

»I'm sorry«, sagte sie ein wenig zerknirscht. »Es ist nur so frustrierend.«

»Wenn Sie zwanzig Jahre an dieser Sache gearbeitet haben, dann wissen Sie, was Frustration ist...«

Sie legte auf und machte sich widerstrebend an die Arbeit. Die Schwierigkeit war, keine Hypothesen aufzustellen, Folgerungen zu vermeiden und nur Informationen aufzunehmen. Das Blickfeld zu erweitern, statt es einzuschränken. Auf den rechten Augenblick zu warten.

Ihr ganzer Tag ging damit drauf, sich einen vernünftigen Überblick zu verschaffen. Und der Abend. Die Führung durch Manhattan mußte noch einen weiteren Tag warten.

Am Tag darauf begannen sie damit, das Blickfeld langsam einzuengen und die Tausende von Seiten nach potentiellen schwedischen Anknüpfungspunkten durchzukämmen. Warum war er nach Schweden gegangen? Irgendwo da lag die Lösung.

Hjelm nahm sich das elfte Opfer genauer vor, den norwegischen Kernphysiker Atle Gundersen; dort konnte vielleicht etwas zu finden sein. Er nahm Kontakt zum UCLA auf und versuchte, schwedische Kollegen von Anfang der achtziger Jahre zu finden, er rief bei der Familie in Norwegen an. Er schaffte es, einen halben Tag damit zu vergeuden, doch heraus kam nichts.

Holm wandte sich dem Schwedenabkömmling im

Commando Cool zu, Chris Anderson. Sie rief ihn sogar an. Er hörte sich müde an, erschöpft. Er war dermaßen oft befragt und vernommen worden, daß er es satt hatte. Vietnam lag so weit weg, konnte er nicht irgendwann die Erinnerungen begraben, die nachts immer noch kamen und ihn heimsuchten? Sie hatten schreckliche Dinge getan, aber es war Krieg, und sie arbeiteten fast direkt unter dem Präsidenten, was also hätten sie tun können? Nein, er wußte nicht genau, wie Befehlsstruktur und Befehlserteilung aussahen, es mußte an mehreren Stellen im Ermittlungsmaterial stehen. Ja, er war eng mit Wayne Jennings befreundet gewesen, aber nach dem Krieg hatten sie sich aus den Augen verloren. Und nein, zu dem Land seiner Ahnen hatte er keinerlei Kontakt, er redete ja nicht einmal mit seinen Eltern.

Sie suchten weiter, intensiv. Sobald eine kleine brennende Frage sich offenbarte, warf Larner seine geduldig erstickende Decke über die Flamme. Es hatte tatsächlich den Anschein, als hätte er doch an alles gedacht. Sie begannen, seine Arbeit neu zu schätzen. Der Mangel an Hypothesen und Ideen schien mehr und mehr darauf zu beruhen, daß sich keine anboten. Er , hatte kühlen Kopf bewahrt und nicht zugelassen, daß sich – in Ermangelung besonnener – wilde Hypothesen seiner bemächtigten.

Weiterzugehen ohne irgendeine Spur, der man folgen konnte, war der schwierigste Drahtseilakt ihres

Berufs.

Dennoch fühlten sie – und sie sprachen viel darüber, sprachen überhaupt viel, waren auf dem besten Weg, Freunde zu werden statt Liebender –, daß sie nur ein kleines, entscheidendes Stückchen brauchten, damit das Ganze ein zusammenhängendes Puzzle würde, fühlten sich nah am Ziel, ohne die geringste Veranlassung für ein solches Gefühl zu haben.

»Uns ist etwas entgangen«, sagte Paul eines Abends im Hotelrestaurant. Sie hatten inzwischen jeden Gedanken daran aufgegeben, etwas anderes zu sehen als das FBI-Gebäude, das Innere von Taxis und das Hotel. Hjelm hielt guten Kontakt zu Cilla und seiner Familie in Schweden; am Anfang, als er noch nicht wußte, wie es zwischen ihm und Kerstin weitergehen würde, war er nicht so motiviert gewesen anzurufen, aber da sie sich immer stärker auf ihre polizeiliche Aufgabe konzentrierten, ließ sein Unbehagen nach, und seine Gespräche mit Cilla wurden lockerer und natürlicher. Er vermißte sie – wenn Zeit dazu war.

»Wieso entgangen?« fragte Kerstin und schob sich ein Stück Dorschfilet in den Mund. »Uns entgeht doch ständig etwas. Je mehr wir finden, desto mehr entgeht uns.«

Sie nahm einen Schluck Wein. War er ihr so nahegekommen, daß sie für ihn aufgehört hatte, schön zu

sein? Er betrachtete ihren Kehlkopf, während sie schluckte. Nein, so war es nicht. Aber vielleicht hatte sein Begehren einen alternativen Seitenweg gefunden, den es früher auf seiner Landkarte nicht gegeben hatte. Er betrat jungfräuliches Gebiet – und verfluchte die Widerspenstigkeit der Bildsprache. »Ich habe die ganze Zeit das Gefühl, daß wir gar nicht *mehr wissen müssen.*«

»Was tun wir dann hier?«

»Suchen einen Impuls. Den kleinen Stromstoß, der durch alles hindurchfährt und es zusammenfügt.«

»Romantiker«, sagte sie und lächelte. Hatte er dieses Lächeln so oft gesehen, daß es nicht mehr einnehmend wirkte? Ein alberner Gedanke.

Sie zählten die Tage nicht mehr. Sie bewegten sich wie zwei Fische im Aquarium.

Eines frühen Morgens stand Larner in der Tür. Aufgeregt und mit der Dienstwaffe im Achselhalfter.

»Sind Sie müde geworden?« rief er ausgelassen.

Vier aufgerissene Augen betrachteten ihn skeptisch.

»Wie wäre es mit ein bißchen richtiger Polizeiarbeit? Ausländische Beobachter bei Razzia in Drogenest?«

Sie wechselten einen schnellen Blick. Vielleicht war es das, was sie brauchten.

»Okay«, sagte Larner und lief schon wieder hinter Jerry Schonbauer den Korridor entlang. Der Boden

behte, als hätten seine Schritte den seismischen Gürtel von der West- an die Ostküste verschoben. »Wir sind ans ATF ausgeliehen worden. Man weiß nicht recht, was man mit uns anfangen soll, jetzt, wo Sie K. bekommen haben. Die übrigen Serienmörder des Bundesstaates ruhen in anderen Händen. Es gibt da ein Crack-Haus in Harlem, eine Chance, der amerikanischen Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen. Mir nach.«

Sie waren draußen auf der Straße. Große schwarze Limousinen fuhren vor. Sie warfen sich neben Larner und Schonbauer in den Wagen. Alle vier hatten nebeneinander auf dem Rücksitz Platz. Die beiden Agenten zwängten sich in Jacken mit leuchtendgelben Buchstaben auf dem Rücken: ATF, Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms. Wie eine Beerdigungsprozession, die befürchtete, man würde ihr das Grab stehlen, drängelte die Karawane durch den New Yorker Verkehr und näherte sich dem nördlichen Manhattan, den hoffnungslosen Vierteln, den geopferten Vierteln, den begrabenen Vierteln. Die Hauserfassaden wurden rauher und rauher, schließlich sahen sie aus wie Bombenruinen. Das Dresden-Gefühl. Die Gesichter der Menschen wurden dunkler und dunkler, und schließlich waren überall nur noch Schwarze. Es war eine schreckliche und völlig logische Verwandlung, ein sukzessiver Übergang vom weißen Downtown zum schwarzen Harlem. Es gab keine

Möglichkeit, darüber hinwegzusehen. Es war einfach so.

Die Wagen hielten in einer wohlerzogenen Reihe. Ebenso wohlerzogene Reihen von ATF-mäßig gekleideten Experten verwüsteten mit gezogenen Waffen einen heruntergekommenen, verbrannten Garten und zertrampelten alles, was an Pflanzenwuchs noch übrig war.

»Halten Sie sich auf Abstand«, sagte Larner und schloß zu den Verwüstern auf. Sie sammelten sich in einer mehr oder weniger geordneten Reihe auf dem Gehsteig des nächsten Häuserblocks. Alle Blicke richteten sich auf dasselbe Haus, einen abbruchreifen Schuppen, eines von zwei Gebäuden, die in der Trümmerlandschaft des Viertels übriggeblieben waren. Es war schon umringt von einer gutorganisierten Truppe von ATF-Männern mit Maschinenpistolen. Überall drückten sie sich an schmutzige Lehmwände, die in der wüstenheißen Sonne Risse zu bekommen schienen. Über dem Asphalt flimmerte die Luft. Es war still und verödet. Statt der schwarzen Gesichter schwarze Jacken mit gelben Buchstaben. Ein paar Tauben flogen auf und flatterten in merkwürdigen aufsteigenden Kreisen um das Haus herum, als flögen sie auf die Sonne zu. Der einzige Wolkenstreifen löste sich vor ihren Augen auf. Alle waren bereit. Es war wie ein Foto, ein Stilleben. Dann, unerwartet, setzten sich alle in Bewegung. Sie ström-

ten in die Ruine hinein, eine Armee überlegener Ameisen, bereit, den zerfallenden Haufen zu übernehmen. Schließlich standen sie nur noch allein auf der Straße, ein hilfloses Duo ausländischer Beobachter, das jeden Augenblick in einen Hauseingang gezerrt werden und eine Kostprobe der amerikanischen Wirklichkeit bekommen konnte. Aus dem Haus ertönten vereinzelte Schüsse, gedämpft, irgendwie unwirklich, als hätte Hollywood ein paar Klangeffekte verliehen. Einige Maschinenpistolensalven, vereinzelte Schüsse. Eine kleinere Explosion. Es dauerte nur eine Minute, dann war alles vollkommen still. Eine Gestalt tauchte in der Tür auf, schwarz mit schwarzer Jacke. Sie winkte ihnen zu. Es dauerte einen Moment, bis sie begriffen, daß sie ihnen winkte, und noch einen Moment länger, bis ihnen klarwurde, daß es Lerner war. Sie gingen auf ihn zu.

»Kommen Sie«, sagte er und wedelte mit der Pistole. »Das hier ist die Wirklichkeit.«

Ein leichter Staubdunst schlug ihnen an der Tür entgegen, kristallisch, in den sich die Sonnenstrahlen mischten. Es kratzte im Hals. Erst langsam ging ihnen auf, daß es Crack war, eine Drogenwolke, die sie einatmeten. Im ersten Stock waren nur Menschen, große schwarze Männer, die auf dem Boden lagen, die Hände im Nacken. Die Leibwächtergarde, entwaffnet. Zwei hatten die Hände nicht im Nacken

verschränkt, sie lehnten an der Wand, mit unnatürlich verrenkten Rücken und Gliedmaßen. Aus einer offenen Wunde floß langsam Tropfen für Tropfen, das Blut floß langsamer und langsamer, bis der letzte Tropfen gleichsam in der Luft zögerte und scheinbar zurückgesogen wurde. Sie gingen in den nächsten Stock hinauf. Ein Raum nach dem anderen – wie ein Chemiesaal nach dem anderen, zerbrochene Kolben, umgeworfene Flaschen, flammende Bunsenbrenner – und eine dichtere Staubwolke. Eine Leiche mitten zwischen den Scherben auf einem Tisch, zerschossen, segmentiert, halb bedeckt von weißem Staub, der immer mehr rosa wurde, schließlich rot, sich dann zu einem Körper auf dem Körper zusammenzog. Auch hier Menschen auf dem Boden, die Hände im Nacken. Stille. Die Ruhe nach dem Sturm. Die Stille der Sturmwarnung. Nächste Etage. Auch hier Chemiewerkstatt, andere Anordnungen. Pakete mit Plastiktüten mit weißem Inhalt, halb offen, Staub, der immer noch ausstieg, wie Nebel über Waldseen. Hände im Nacken. Ein Toter hing halb aus einem Fenster. Eine Glasscherbe wie eine Haiflosse aus dem Rumpf aufragend. Fenster wurden geöffnet. Die Staubwolke trieb über die Stadt dahin. Berauschte Tauben gurrten laut. Ein weißer Wind fuhr durch das Haus, erreichte« gut verpackte Dollarpäckchen im hintersten Raum, dem inneren Raum. Die Banderole um einen Packen war verschlissen der Wind

hing die grünen Scheine ein. Sie flatterten durch den Raum, wurden aufgefangen. Der Raum rotierte. Ein brauner Fleck breitete sich um einen liegenden Jeanshosenboden aus. Sie waren ganz im Innern, im Innersten. Larner lachte. Das Lachen schien seinen Kopf zu spalten. Der halbe Schädel flog einen halben Meter nach oben und fiel wieder zurück. Die Haut wurde von seinem Kopf nach unten gezogen, der Totenschädel gähnte, die Haut wurde wieder nach oben gesogen.

Hjelm stolperte auf das offene Fenster zu, atmete gierig die schmutzige, aber kristallfreie Luft ein.

»Sie sind ein paar Sekunden lang high«, sagte Larner. »Das geht vorbei.«

Kerstin setzte sich am Fenster auf den Boden. Sie schlang die Arme um sich selbst. Hjelm hängte sich aus dem Fenster, versuchte sich zu sammeln, den Blick zu konzentrieren. Ein einziges Drehen. Das Stilleben hinter ihnen wurde aufgehoben. Die Stille starb. Leute wurden hinausgestoßen, Schreie und Brüllen. Sie sahen es nicht.

Ein Taubenpaar schwebte vom Himmel herab und landete weich auf dem etwas niedrigeren Dach des Nachbarhauses. Hjelm fixierte die Tauben. Sie saßen mucksmäuschenstill auf dem Dachfirst des Hauses. Ein fester Punkt in der rotierenden Welt.

»Man muß versuchen, eine Weile nicht zu atmen«, sagte Larner hinter seinem Rücken. »Man lernt aus

seinen Fehlern. Trial and error.«

Er bestrafte sie; jetzt begriff Hjelm, daß er sie bestrafte. Er hielt die Tauben mit dem Blick fest. Jetzt flogen sie ein Stück und begannen zu picken, flogen noch einmal auf, blieben in Sichtweite. Er verfolgte ihren Flug, sie waren Kunstflieger, folgten einander exakt. Als sie den stinkenden Krater des Crack-Hauses erreichten, stiegen sie senkrecht auf, glitten langsam durch die schmutzige Luft und landeten auf einer Fensterbank der obersten Wohnung des Nachbarhauses. Das Fenster über ihnen glühte wie Gold in der Sonne. Dann sah er durch das Fenster. Langsam wurde ein Bild hinter der schmutzigen, aber golden glänzenden Scheibe klarer. Es waren ein Mann und ein Junge. Wie in Zeitlupe erhob der Vater die Hand gegen seinen Sohn und schlug ihn, eine klassische, ererbte Ohrfeige, mehrmals, genau dieselbe Bewegung, als würde ein Stück Zeit nur für ihn immer aufs neue wiederholt, beanspruchte seine Aufmerksamkeit, und statt einer Wiederholung landete nun Bild auf Bild in einer märchenhaften Mehrfachprojektion. Der Blick des Sohnes nach dem Schlag, der Blick des Sohnes auf den Vater, absolut unerschöpflich. Darüber legte sich Laban Hassel, der zu seinem Vater aufsah, dann Danne, der zu seinem Vater aufsah, dann Gunnar Nybergs Kinder, die zu ihrem Vater aufsahen. Und schließlich K. Ganz oben auf dem Stapel K., der zu K. aufsieht.

Böses Blut kehrt wieder.

»Scheiße noch mal!« schrie er laut.

Kerstin rappelte sich auf und starrte ihn an. Sie sah, daß er sah.

»Da ist es doch!« schrie er wieder, wie ein Blöder.

Die gesammelten Blicke aller ATF-Männer fraßen sich in seinen Nacken. Es war ihm egal.

»Was ist da?« rief Kerstin mit einer komischen gedämpften Stimme.

»Der Impuls«, sagte er mit plötzlicher Ruhe. »So glasklar.«

Er drehte sich auf dem Absatz um und ging zu Larner, der ihn mit einem zutiefst skeptischen Blick betrachtete.

»I've got him«, sagte er nur und starrte Larner in die Augen.

Dann stürzte er die Treppe hinunter. Larner sah fragend Kerstin an. Sie nickte. Sie stürzten hinter ihm her. Er stand draußen auf der Straße und hatte Schonbauer erwischt, der gerade einen ebenso massiven Drogenproduzenten in einen der schwarzen Wagen schubste. Schonbauer nahm auf dem Fahrersitz eines der anderen Wagen Platz, Hjelm sprang hinein, Kerstin und Larner folgten. Sie fuhren los. Hjelm sagte kein Wort. Sein Blick war vollkommen fest und klar.

»Was sollen wir tun?« fragte Larner nach einer Weile.

»Uns ein Foto ansehen«, sagte Hjelm. Das war alles, was auf dem ganzen Weg zurück zum FBI-Gebäude gesagt wurde.

Sie gingen die Korridore entlang. Hjelm trat zuerst in Larners Zimmer. Er zerrte Wayne Jennings' alte Akte hervor und blätterte die Fotos durch. Das furchtbare Bild mit Jennings und dem Vietnamesen legte er zur Seite. Statt dessen hielt er das Foto von Jennings mit dem Kind auf dem Schoß hoch.

»Wer ist das hier?« fragte er.

»Jennings' Sohn«, sagte Larner verwundert. »Lamar.«

Hjelm legte das Foto auf den Schreibtisch und zeigte darauf. Jennings sah aus wie ein Cowboy, minus Cowboyhut: Jeans, rot-blau-weiß kariertes Flanellhemd, sandige braune Schlangenlederstiefel. Er hatte eine Hand auf den Kopf des Sohnes gelegt, aber er lächelte nicht, wie man es hätte erwarten können, sondern sein Gesicht war absolut ausdruckslos, und der eiskalte Blick drang direkt in die Kamera. Man konnte fast den Eindruck gewinnen, als drücke er den Kopf des Sohnes nach unten, wie um ihn auf seinem Platz zu halten. Der Blick des Sohnes war anders. Er war vielleicht zehn Jahre alt, ebenso blond und blauäugig, aber die Augen schienen kaum etwas wahrzunehmen. Wenn man näher hinsah, konnte man eine völlige Abwesenheit erkennen, als sei er nur eine leere Hülle.

»Das hier ist K.«, sagte Hjelm. »Alle beide.«

Endlich trat er aus seinem manischen Zustand heraus, legte das ganze dramatische Kostüm ab und wurde wieder Polizist. Er räusperte sich und sagte: »Was geschah mit Jennings' Familie nach seinem Tod?«

»Sie wohnten noch ein paar Jahre dort. Dann nahm sich die Frau das Leben. Der Junge kam in ein Heim und später zu Pflegeeltern.«

»Wie alt war der Kleine?«

»Er war elf, meine ich, als Jennings starb.«

»Er muß es gesehen haben.«

»Wovon reden Sie?«

Hjelm fuhr sich ein paarmal mit der Hand durchs Haar und sammelte sich. »Er muß es gesehen haben. Er muß seinen Vater bei der Arbeit gesehen haben.«

Er atmete tief durch und fuhr fort: »Das hier erklärt den Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Serie, und es erklärt auch, warum er nach Schweden ging. Die erste Serie war Jennings' Werk, genau wie Sie es die ganze Zeit geglaubt haben, Ray. Es sind Hinrichtungen, professionelle Jobs, warum, darauf kommen wir später zurück. Aber die zweite Serie ist das Werk eines schwer gestörten Menschen. Das Werk des Sohnes. Er muß seinen Vater bei einer Folterung überrascht haben, ungefähr im Alter von neun oder zehn Jahren. Das hat ihn zerstört, wie sollte es auch anders sein. Wir müssen annehmen, daß

das nur der Höhepunkt einer höllischen Kindheit mit Mißhandlungen und Eiseskälte und der ganzen Chose war. Als der Vater stirbt, behält er die Zangen, er hat gesehen, wie der Vater damit die schlimmsten nur denkbaren Alptraumtaten ausgeführt hat, und jede kleine Bewegung hat sich eingebrannt. Sie werden zu Schätzen, obwohl er nicht weiß, was er damit anfangen soll, er ist kein Mörder, er ist ein Ermörder. Dann, vor ein paar Jahren, passiert etwas. Ich tippe, daß er auf irgendeine Weise erfährt — daß sein Vater lebt. Ich bin überzeugt davon, daß Wayne Jennings am Leben ist, daß es ihm gelungen ist, diesen Autounfall zu türken, was einige Unterstützung verlangte, und es besteht kein Zweifel daran, daß er eine Menge Unterstützung hatte. Er taucht unter und begeht noch ein paar Morde, hauptsächlich, glaube ich, um Sie, Ray, für Ihre Hartnäckigkeit zu bestrafen und um sozusagen posthum seine Unschuld zu beweisen. Mord Nummer siebzehn und achtzehn führen dazu, daß Sie vor Gericht landen. Dann verläßt Jennings das Land. Die Mordwelle hört auf. Jennings' sogenannte Witwe nimmt sich das Leben. Entweder wußte sie schon, daß ihr Ehemann der Kentuckymörder war, hat es die ganze Zeit gewußt und kann es nicht mehr ertragen, oder sie erfährt es jetzt und bringt sich aus Verzweiflung um. Als dann der Sohn als Erwachsener plötzlich erfährt, daß sein Vater lebt, begreift er, daß sogar der Tod der Mutter

das Werk des Vaters war, und außerdem gibt es plötzlich einen konkreten Schuldigen für sein eigenes Leid. Kaputt ist er schon, jenseits aller Hoffnung, und jetzt wird er auch zum Mörder. Seine Tat ist eine Wahnsinnstat, er reagiert sich ab oder mordet aus Lust, das wissen wir nicht, aber er übt auch, bereitet sich auf den richtigen Mord vor, den einzigen, den Vaternmord. Irgendwie erfährt er, daß sich sein Vater im Ausland aufhält – in Schweden –, und beschließt, Jagd auf ihn zu machen. Er hat eine gute Adresse in Schweden, eine abgelegene Hütte einige Kilometer nördlich von Stockholm. Dorthin begibt er sich mit falschem Paß und bereitet sich vor. Was danach passiert, ist unklar – aber wir haben also nicht nur einen, sondern zwei Kentuckymörder in Schweden.«

Larner sank auf einen Stuhl, schloß die Augen und dachte nach. »Ich kann mich so gut an den Jungen erinnern«, sagte er langsam. »Er wirkte ziemlich gestört, da haben Sie ganz recht. Saß immer auf Mamas Schoß, sagte nie einen Ton, wirkte fast autistisch. Und das würde einiges erklären. Was sagst du, Jerry?«

Schonbauer setzte sich auf den Schreibtisch und baumelte mit den Beinen, offensichtlich seine Denkerpose. Eine Weile schwieg er und baumelte, während der Tisch beunruhigend knackte. »It's a long shot«, sagte er. »Aber es könnte einen Versuch wert sein.«

»Es kann auch ganz leicht sein«, sagte Kerstin. »Haben Sie ein Telefonbuch?«

Leise lachend warf Larner ein enormes Telefonbuch auf den Schreibtisch. Kerstin blätterte hektisch. Dann riß sie ohne Pardon eine Seite heraus. »Es gibt nur einen einzigen Lamar Jennings in New York«, sagte sie. »In Queens.«

»Let's go«, sagte Larner nur.

Auf dem Weg zum Wagen machten sie einmal halt. Larner führte sie in einen Raum mit vierfachem Sicherheitsschloß und dreifachem Kartencode. Aus einem großen Metallschrank holte er zwei komplette Achselhalfter und warf sie den Schweden zu: »Ausnahmegenehmigung«, sagte er und verließ den Raum. Sie schnallten sich die Halfter um für eine Reise ins Herz der Finsternis und folgten ihm.

Es war ein nichtssagendes Mietshaus, hineingepréßt in eine unüberschaubare Reihe identischer Häuser in einem festungsähnlichen Häuserblock an einer Querstraße des breiten Northern Boulevard in Queens. Ärmlich, aber nicht verfallen. Slum, aber nicht Ghetto. Das Treppenhaus war dementsprechend dunkel und schäbig. Diverses Gerümpel lag auf der Treppe verstreut. Es hatte lange niemand mehr saubergemacht.

Sie gingen nach oben, Stockwerk um Stockwerk. Es wurde immer dunkler und immer wärmer. Das Treppenhaus badete in einer stehenden, staub-

trockenen Hitze. Der Schweiß lief.

Schließlich standen sie vor einer Tür in einer langen Reihe. Sie trug das vollkommen unscheinbare Namensschild Jennings.

Sie zogen alle vier ihre Waffen. Ihre Kiefer waren angespannt, sie hielten den Atem an. Sie fürchteten mehr um das Wohl ihrer Seelen als um das ihrer Körper. Sie waren auf dem Weg in die Höhle des Löwen. Welch grobe Verzerrungen menschlichen Lebens würden ihnen dort drinnen begegnen?

Schonbauer klingelte. Keine Antwort, nichts rührte sich. Er drückte vorsichtig den Türgriff herunter. Abgeschlossen. Er sah Larner an, der leicht nickte. Dann trat er die Tür ein, so daß die Splitter stoben. Ein Tritt war genug. Er stürzte hinein, die anderen folgten wie hinter einem riesigen Schild.

Es war niemand da. Das karge Licht, das ihnen durch die zertretene Tür folgte, war das erste, das seit langem in den Raum fiel. Es ließ ihn langsam in seiner verblüffenden Leere hervortreten. Er war nackt, leer, feucht. Die Luft stand heiß. Staubkörner schwirrten in enormen Pirouetten herum. Keine aufgespannten Menschenköpfe an den Wänden, keine verwesten Köpfe, die auf Pfählen steckten, nicht die geringsten Teufelszeichen, nur eine vollkommen kahle Einzimmerwohnung mit Schreibtisch und Bett. Eine leere Kochecke und eine leere Toilette. Ein heruntergezogenes schwarzes Rollo vor dem einzigen

Fenster.

Larner ließ es hochschnellen. Die Sonne schickte ihre ungefilterten Strahlen herein, und das fast obszöne Licht entblößte einige wenige Anzeichen von Leben, das Erbe Lamar Jennings.

Hjelm trat zum Schreibtisch und untersuchte das einzige, was auf der kahlen Fläche lag: halb verbranntes Papier mit einem Haufen Asche, der sich in das Holz hineingefressen hatte. Es wirkte wie die Spur einer abschließenden Handlung; vielleicht hatte er vorgehabt, die Wohnung anzuzünden. Ein Abschiedsbrand. Er streckte die Hand zu den Papierresten im Aschehaufen aus.

»Rühren Sie nichts an«, sagte Larner, nahm ein Paar Plastikhandschuhe aus der Tasche und zog sie sich über. »Sie sind noch immer Beobachter. Jerry, checkst du die Nachbarn?«

Schonbauer trollte sich. Larner betrachtete den Aschehaufen.

»Wollte er ein Feuer legen?« fragte Hjelm.

»Ich glaube, er hat überhaupt nicht daran gedacht«, sagte Larner und berührte die Papierreste leicht. »Etwas Greifbares für die Spurensicherung. Darf keinen Mikromillimeter bewegt werden.«

Er zog ein Mobiltelefon aus der Jackentasche und gab eine Nummer ein. »Spurensicherung, erste Truppe«, sagte er kurz. »147 Harper Street, Queens, acht Treppen. Sofort.«

Er beendete das Gespräch, steckte das Telefon wieder in die Tasche und fuhr fort: »Gehen Sie rüber auf die andere Seite des Schreibtischs, vorsichtig. Jeder kleine Lufthauch kann ein Wort kosten.«

Hjelm bewegte sich sachte zurück. Larner zog die oberste Schreibtischschublade heraus. Dort lag ein einziger Gegenstand. Aber das war mehr als genug. Larner zuckte leicht zurück und schüttelte den Kopf. Mit fast lächerlicher Überdeutlichkeit kam ein Porträt von Wayne Jennings zum Vorschein, jugendlich lächelnd. In seinem Hals steckte eine Heftzwecke, mit der das Foto in der Schreibtischschublade festgenagelt war wie ein präparierter Schmetterling.

»Das ist für mich«, sagte Larner leise. »Zwanzig Jahre«, fügte er hinzu. »Was zum Teufel hast du angestellt? Ich habe dich brennen sehen. Ich habe deine Zähne gesehen.«

Er zog die nächste Schublade heraus. Dort lagen ein paar zerrissene Papiere, zentimetergroße Fragmente. Auf einem schimmerte ein Datum.

»Tagebuch?« fragte Hjelm.

»Er hat uns gerade genug hinterlassen«, sagte Larner. »Genug, um uns eine Ahnung von der Hölle zu vermitteln, durch die er gegangen ist. Aber nicht mehr.«

Sonst gab es nichts, absolut nichts.

Jerry Schonbauer kam mit einer kleinen, fast durchsichtigen alten Dame herein, die ihm ungefähr

bis zur Hüfte reichte. Sie blieben im Flur stehen.

»Ja?« sagte Larner.

»Das ist die einzige Nachbarin, die ich auftreiben konnte, die überhaupt wußte, daß hier jemand gewohnt hat«, sagte Schonbauer. »Mrs. Wilma Stewart.«

»Mrs. Stewart, was können Sie erzählen?« fragte Larner und trat auf die alte Frau zu, um sie zu begrüßen.

Sie sah sich im Raum um. »Genau so war er«, sagte sie. »Ausdruckslos, anonym. Versuchte zu vermeiden, gesehen zu werden. Grüßte widerwillig. Ich habe ihn einmal auf eine Tasse Tee eingeladen. Er hat abgelehnt, nicht höflich, nicht unhöflich, sagte nur nein und ging.«

Larner zog eine kleine Grimasse.

»Was hat er getan?« fragte Mrs. Stewart.

»Glauben Sie, Sie könnten uns helfen, ein Porträt zu erstellen?« fragte Larner. »Wir wären Ihnen sehr dankbar.«

»Er hätte mich ermorden können«, sagte sie leise und wissend.

Larner lächelte ein kleines Abschiedslächeln, und Schonbauer transportierte sie zum Wagen. Auf dem Flur begegnete das ungleiche Paar einer kleinen Armee von Kriminaltechnikern.

Einer von ihnen trat zu Larner in die Türöffnung. »Wir fangen von hier an«, sagte er kurz.

Larner nickte und winkte die Schweden zu sich herüber. »Jetzt heißt es warten«, sagte er, und sie gingen langsam die acht Treppen wieder hinunter. »Als hätten wir das nicht schon zur Genüge getan.«

Ein paar Etagen weiter unten wandte er sich zu ihnen um und sagte: »Die Wohnung des Teufels sieht nie so aus, wie man sie sich vorstellt.«

Als zwei Köpfe, die normalerweise nicht zu den hellsten gehörten, sich zusammentaten, wurde etwas Neues geboren. Viggo Norlander arbeitete auf seiner Seite mit John Doe, Gunnar Nyberg auf seiner mit LinkCoop. Bei einer bestimmten Gelegenheit trafen sich ihre mühsam erkämpften Gedanken, und die Welt nahm eine neue Form an.

Norlander kam zunächst mit seiner namenlosen Leiche nicht vom Fleck. Es gab so verflücht wenig Anhaltspunkte. Er saß in seinem Büro und kämpfte sich ein übers andere Mal durch das Obduktionsprotokoll. Ihm gegenüber saß der bedeutend schneller arbeitende Arto Söderstedt, der sich eigens ein Flipchart hatte kommen lassen und Miniatur-Hultinspiele.

»Was pusselst du da eigentlich?« fragte Norlander irritiert.

»Das Ehepaar Lindberger«, antwortete Söderstedt zerstreut und zeichnete weiter.

»Braucht man dafür ein Flipchart?«

»Braucht und braucht... Er hat eine Masse Aufzeichnungen hinterlassen, die sortiert werden müssen. Und sie hatte auch ein bißchen...«

»Sie? Hast du *ihre* Aufzeichnungen geklaut?«

Arto Söderstedt blickte mit einem spöttischen Lächeln auf.

»Nicht geklaut, Viggo. Ein Polizeibeamter stiehlt nie. Wie er auch nie weibliche Paßbeamte belästigt und kleine Mädchen über den Haufen rennt.«

»Idiot.«

»Ein Polizeibeamter stiehlt nicht, er kopiert.«

Er füllte weiter seine Kästchen aus.

»Als ob das besser wäre«, sagte Norlander.

Söderstedt hielt wieder inne und sah auf. »Es ist viel besser. Nicht zuletzt, weil man vergleichen kann mit dem, was sie von sich aus präsentiert. Der Unterschied ist das Wesentliche.

Sobald ich hiermit klar bin, werde ich sie bitten, mir einmahl ihre Unterlagen ansehen zu dürfen, und dabei darauf achten, ob sie etwas hat verschwinden lassen. Comprende?«

»Die Frau ist in Trauer, verdammt. Laß sie in Frieden.«

Söderstedt legte den Stift beiseite und wurde ernst. »Etwas an denen ist mir nicht ganz geheuer«, sagte er. »Sie sind an die Dreißig und wohnen in einer absolut riesigen Wohnung auf Ostermalm, elf Zimmer, zwei Küchen. Beide arbeiten im Außenministerium und sind das halbe Jahr im Ausland, in Saudi-Arabien. Wenn sie in irgendeine Mauschelei in der arabischen Welt verwickelt sind, und wenn Eriks Tod etwas damit zu tun hat, dann ist die Frau ein durchaus denkbares nächstes Opfer. Ich versuche nicht, sie zu belästigen, Viggo, ich versuche, sie zu schützen.«

Norlander schnitt eine müde Grimasse. »Dann laß sie doch überwachen.«

»Dafür ist alles noch zu vage. Ich muß erst klarer sehen. Wenn ich die Chance bekomme.«

Norlander breitete die Arme aus. »Entschuldige tausendmal«, sagte er und versuchte, sich wieder auf sein Obduktionsprotokoll zu konzentrieren. Es gelang ihm nicht richtig. Die Gedanken an seinen unbekannten Sohn, der sich im Stadium der Entstehung befand, waren hartnäckig und ließen ihn nicht los. Er starrte aus dem Fenster.

Es war später Nachmittag, bald Zeit, nach Hause zu gehen. Das Dunkel draußen war kompakt, der Regen ergoß sich mit unverminderter Stärke über Stockholm. Er dachte an die Überschwemmung in Polen vor ein, zwei Jahren, die die Ostsee verunreinigt hatte. Wieviel war nötig, um den Mälarsee überlaufen zu lassen?

Die Tür wurde aufgerissen, Chavez schaute herein. »Hej, weiße Männer mittleren Alters«, sagte er fröhlich. »Wie geht's?«

»Hej, finsterer Jüngling«, sagte Söderstedt. »Und selbst?«

»Total mies. Ich war gerade in Hall und habe Andreas Gallanos alte Unterhosen beschnüffelt. Was macht ihr?«

»Ich versuche, diesen John Doe auf die Reihe zu kriegen«, sagte Norlander mißmutig. »Wenn ich eine

Chance bekomme.«

»Okay, okay«, sagte Chavez und schlug die Tür zu. Er ging den Flur entlang, kam an Hultins Tür, klopfte, erhielt ein undefinierbares Grummeln zur Antwort und trat ein. Hultin schob sich die Eulenbrille in die Stirn und betrachtete ihn kalt.

»Hast du etwas aus den USA gehört?« fragte Chavez.

»Noch nicht«, antwortete Hultin. »Gib ihnen Zeit. Wie kommst du voran?«

»Ich war gerade in Hall. Keiner der Mitgefangenen hatte etwas Vernünftiges zu sagen. Keiner wußte, ob Gallano Kontakte in den USA hatte. Hier ist eine Liste der Dinge, die er bei seiner Flucht hinterließ: Unterhosen, ein paar Zahlungsaufforderungen verschiedener Behörden, Rasierapparat und so weiter. Ein echter Schuß in den Ofen. Dann war ich in der Hütte in Riala und habe mit den Kollegen von der Spurensicherung geredet. Sie haben jetzt aufgegeben, glaube ich, total frustriert, weil sie keine einzige Spur gefunden haben. Bis auf das, was im Kühlschrank war, und hier ist die Liste: Butter, ein paar Packungen Fladenbrot, Hamburger, Philadelphiakäse, Honig, Petersilie, Mineralwasser, Bananen.

Hultin seufzte und nahm die Brille ab. »Und die Autos?«

»Das dauert ein bißchen. Als wir anfangen, waren es in Stockholm und Umgebung achtundsechzig. Mit

Hilfe des Fußvolks habe ich zweiundvierzig eliminieren können, die größtenteils untersucht worden sind. Ich selbst habe mir acht dunkelblaue Volvo Kombis mit dem Kennzeichen B angeschaut, und die waren schneeweiß. Wenn das kein Widerspruch in sich ist. Zwei, die uns immer noch fehlen, sind einigermaßen interessant, einer gehört einer Firma, die an einer nicht existierenden Adresse nicht existiert, der zweite gehört einem rückfällig gewordenen Kriminellen mit Namen Stefan Helge Larsson. Die restlichen vierundzwanzig haben wir noch nicht geschafft, weil ich nach Norrköping mußte.«

Hultin würdigte so viel Eifer mit auffallender Neutralität und sagte: »Wegtreten.«

»Okay«, sagte Chavez und stürzte hinaus in den Korridor. Vor dem Zimmer der weißen Männer mittleren Alters konnte er der Versuchung nicht widerstehen, die Tür aufzureißen und »Buh!« zu rufen.

Söderstedt rutschte der Filzstift aus und zog einen breiten Strich quer über das Flipchart. Norlander hüpfte einen halben Meter hoch. Die Tür war schon wieder geschlossen, als er das Obduktionsprotokoll dagegen schleuderte.

»Arschgeige«, murmelte Norlander und bückte sich, um es wieder aufzuheben. Söderstedt kicherte in sich hinein, während er das Flipchart mit großer Präzision sauberwischte.

Norlander nahm Anlauf, um sich ein weiteres Mal

durch das Obduktionsprotokoll zu quälen. Vier Schüsse ins Herz, jeder einzelne auf der Stelle tödlich. Keine Kugeln vorhanden, Kaliber wahrscheinlich neun Millimeter. Im übrigen gute physische Verfassung. Ein paar alte Narben, vermutlich Rasierklingennarben, an den Handgelenken, mindestens zehn Jahre alt, eine Serie noch älterer kreisförmiger Narben über den Körper verteilt. Zigarettenglut? hatte Qvarfordt mit seiner gespreizten Altmännerschrift notiert. Hatte der alte Sack völlig die Computerisierung des Weltalls verpaßt? Auf welchem Planeten lebte er?

Kleidung. Blaues T-Shirt ohne Aufdruck. Beiges Lumberjack. Jeans. Turnschuhe. Weiße, schmutzige Strümpfe. Boxershorts. Völlig nichtssagend.

Er ging zur Hinterlassenschaft über. Zum wievielten Mal er den Inhalt des kleinen Plastikbeutels auf den Schreibtisch ausleerte, wußte er nicht; aber offenbar oft genug, um Söderstedt Anlaß zu einer entnervten Grimasse zu geben.

Eine unechte Rolex, ein Röhrchen mit Zehnkronenmünzen, ein Schlüssel. Der Schlüssel schien ganz neu angefertigt zu sein. Er drehte und wendete ihn. Ein ziemlich solider Türschlüssel. Es mußte ein massiveres Schloß sein als die, die in normalen Türen saßen, eine Art Sicherheitsschloß; mehr konnte man nicht sagen. CEA stand darauf, und »Made in Italy«. Ein Schlüssel, wie er an jeder Mister-Minit-Theke

angefertigt wurde. Aber war es Mister-Minit-Läden überhaupt erlaubt, solche größeren Sicherheits-schlüssel herzustellen?

Irgendwo in seinem Hinterkopf machte sich eine pflichtbewußte Hirnzelle selbständig und ging ihrer eigenen Wege. War er nicht bei irgendeiner Gelegenheit im Verlauf der Ermittlung genau darauf gestoßen, nur so im Vorübergehen, etwas, was im Augenwinkel vorbeigehuscht war? Bei einem von den Idiotenaufträgen? Ja klar, verdammt, gleich am Anfang der Ermittlung hatte er sämtliche Idiotenmeldungen über ›von Amerikanern begangene Straftaten in Schweden‹ durchforstet, den Amerikaner, der sich entblößt und von der Damenfußballmannschaft Prügel bezogen hatte, den Amerikaner, der Tausendkronenscheine in Xerox-Maschinen kopiert hatte –und den Amerikaner, der einen unerlaubten Schlüssel in einem Mister-Minit-Laden hatte anfertigen lassen. Konnte das wirklich hiermit zu tun haben?

Sogleich machte er sich mit einer solchen Verve über seinen Rechner her, daß Söderstedt verwundert aufblickte. Er vergrub sich in sein Archiv und kam sich vor wie ein Hacker. Tatsächlich fand er den Fall, und zwar mit einem Verweis auf das Betrugsdezernat der Stockholmer Polizei. Warum Betrugsdezernat? Nach genügend Mühe, um jegliche Hacke-rambitionen ad absurdum zu führen, gelang es ihm, eine Miniaturakte der Ordnungspolizei auf seinen

Bildschirm zu holen. Da war es. Vom vierten September. Ein kleiner Mister-Minit-Laden in der Rindögata auf Gärdet. Der Inhaber Christos Kavafis fertigte einen illegalen Schlüssel nach einem Original aus Modelliermasse, bekam Gewissensbisse und war dann dumm genug, das Ganze bei der Polizei zu melden. Er wurde festgenommen, doch die Sache wurde aus Prioritätsgründen fallengelassen.

Norlander sah noch nicht in allen Einzelheiten klar, doch es war Zeit zu handeln. Er griff zur Lederjacke und stürzte hinaus auf den Flur. Als er an Gunnar Nybergs Tür vorüberkam, machte sich eine andere eigenwillige Hirnzelle in seinem Hinterkopf selbständig und tanzte aus der Reihe. Er hielt inne, verwirrt. Diese Computerfirma, wie hieß die noch? Und der Schlüssel? Hing das nicht zusammen? Er trat an die Tür und bekam sie an den Schädel.

Nyberg kam heraus und starrte den halb zu Boden gegangenen und fluchenden Norlander an. »Genau dich wollte ich treffen«, sagte Nyberg, sich der Doppeldeutigkeit seiner Bemerkung vielleicht nicht ganz bewußt. »Hatte dieser John Doe nicht einen Schlüssel bei sich? Ich frage mich, ob wir den nicht einmal gründlich im Lager von LinkCoop ausprobieren sollten. Irgendwas an diesem Einbruch kommt mir spanisch vor.«

Norlander vergaß im Nu den Schmerz. Er hielt Nyberg den Schlüssel vor die Nase, als versuche er, ihn

zu hypnotisieren. Nyberg ließ sich hypnotisieren.

»Ich fahre«, sagte Norlander.

Nyberg folgte ihm willig. Die beiden nicht gerade schmächtigen Herren fielen auf ihrem Weg durch die Korridore in einen leichten Joggingschritt, der örtliche Seismograph verzeichnete einen unerwarteten Ausschlag auf der Richterskala.

Sie kamen in den Keller, verließen ihn in Norlanders Dienst-Volvo, den zurückzugeben er sich seit vier Jahren weigerte, und nahmen Kurs auf den Freihafen.

Zumindest war das die hehre Absicht. Statt dessen saßen sie schon in der Scheelegata im Stau fest. Es war mitten im Feierabendverkehr, und der schien von Tag zu Tag schlimmer zu werden. Sollte nicht die galoppierende Arbeitslosigkeit dazu beitragen, daß ein paar weniger Menschen genau um halb sechs in der Stadt zu tun hatten? Denn so spät war es geworden, als sie aufgaben.

»Wir halten an und essen was«, sagte Nyberg.

»Warst du nicht der, der abnehmen wollte?«

»Korrektes Imperfekt«, sagte Nyberg.

Norlander parkte himmelschreiend vorschriftswidrig auf dem Kungsbroplan. Durch die Regenkaskaden rannten sie ins nächste Restaurant. Es hieß Zum andalusischen Hund und war so gemütlich, daß sie beinahe ihre dringenden Angelegenheiten vergaßen. Norlander machte sich über eine mexikanische

Scheißpampe her. Nyberg verdrückte vier gebackene Kartoffeln mit Skagenfüllung.

»Du könntest ja mal ein bißchen variieren«, meinte Norlander.

»Das ist Magerkost«, entgegnete Nyberg und schob sich die halbe vierte Portion in den Mund.

Gegen halb sieben waren sie satt, und in die Autoschlängen war ein wenig Bewegung gekommen.

»Verdammt, jetzt hat er bestimmt zu«, stieß Norlander hervor und stand auf.

»Wer?« fragte Nyberg.

»Der Mister Minit in der Rindögata.«

»Wir fahren vorbei und versuchen es. Es liegt ja auf dem Weg.«

Sie fuhren vorbei und versuchten es. Kungsgatan bis Stureplan, Sturegatan bis Valhallavägen, Erik Dahlbergsgatan bis Rindögatan.

»Lidingövägen wäre besser gewesen«, sagte Nyberg.

»Hör auf«, sagte Norlander. »Aber ein Schirm wäre nicht schlecht.«

Es war pechschwarz, wie mitten in der Nacht; dabei war es erst Viertel vor sieben. Am oberen Ende der ansteigenden Rindögata lag der Mister-Minit-Laden. In der kleinen Werkstatt war noch schwaches Licht zu sehen. Sie stürzten hinaus in den strömenden Regen und klopfen ans Schaufenster, hinter dem alte Absätze und Schlüssel aus den sechziger Jahren la-

gen und Staub ansetzten. Ein kleiner Grieche um die Sechzig lugte ängstlich durch die Scheibe. Erschrocken starrte er auf die triefenden und klopfenden nordischen Giganten. Polyphemos, schien er zu denken. Zwei Stück.

»Polizei«, mimte Norlander und zeigte seinen Ausweis. »Können wir einen Moment reinkommen?«

Der Grieche öffnete die Tür, machte eine kleine Geste und ließ die beiden Bullenzyklopen an sich vorbei. Auf dem altehrwürdigen Arbeitstisch lag unter einer kleinen schwachen Schuhmacherlampe ein aufgeschlagenes Buch. Der Mann griff danach und hielt es hoch. Es war auf griechisch. »Kennen Sie Konstantin Kavafis ?« fragte er.

Sie glotzten ihn an.

»Die moderne griechische Sprache hat noch nie so schön geklungen«, sagte der Grieche und streichelte den Buchdeckel. »Er hat uns wieder auf das Niveau der Alten gehoben. Ich bleibe nach Ladenschluß immer eine Weile sitzen und lese ihn. Ein Gedicht pro Tag hält die Senilität fern. Er war der Onkel meines Großvaters.«

»Sie sind also Christos Kavafis?« sagte Norlander kurz.

»Das ist richtig«, antwortete Kavafis. »Was verschafft mir die Ehre?«

»Vor ein paar Wochen haben Sie einen Schlüssel nach einem Original aus Modelliermasse angefertigt,

nicht wahr?«

Kavafis erbleichte. »Ich dachte, das wäre erledigt«, sagte er und fühlte die Drohung schwerer Mißhandlung im Nacken. Mein Name ist Niemand, schien er zu denken.

»Jaja, es ist erledigt, keine Sorge. Erzählen Sie.«

»Ich habe es schon erzählt.«

»Tun Sie's noch mal.«

»Ein junger Mann, der englisch mit amerikanischem Akzent sprach, kam herein und wollte einen Schlüssel nach einem Abdruck aus Modelliermasse. Ich wußte, daß es nicht legal war, aber es war eine solche Herausforderung; ich bekomme nicht so viele Herausforderungen in meinem Beruf, also konnte ich es nicht lassen. Dann hatte ich Gewissensbisse und rief die Polizei an, und sie kamen und nahmen mich fest. Ich saß die Nacht über im Gefängnis. Seit dem Bürgerkrieg habe ich nicht eine solche Angst gehabt. Alle meine Erinnerungen kehrten zurück.«

»Wie sah er aus? Der Amerikaner.«

Kavafis schüttelte den Kopf. »Es ist so lange her. Alltäglich. Normal. Jung. Ziemlich blond.«

»Kleidung?«

»Ich erinnere mich nicht. Graue Jacke, glaube ich. Turnschuhe. Ich weiß nicht.«

Norlander holte den Schlüssel aus der Tasche und hielt ihn Kavafis vor die Nase. Er ließ sich nicht hypnotisieren. »Ist es dieser Schlüssel?«

Kavafis nahm ihn und drehte und wendete ihn. »Er kann es sein. So einer war es.«

»Können Sie morgen zu uns kommen und versuchen, ein Bild von ihm zu machen? Es ist sehr wichtig.«

Kavafis nickte. Norlander zückte die Brieftasche und angelte eine schmutzige Visitenkarte daraus hervor, die er dem Griechen gab. Dann verabschiedeten sie sich.

Kavafis sah nachdenklich aus. »Ich überlege gerade«, sagte er, »ob mir nicht noch etwas anderes einfällt. Er hat mit Zehnkronenmünzen bezahlt. Aus einem langen Röhrchen.«

Nyberg und Norlander wechselten Blicke. Sie hatten einen Treffer gelandet. John Doe war Amerikaner. Er hatte mit Modelliermasse den Abdruck eines Sicherheitsschlüssels gemacht. Damit war er zu einem Mister Minit auf Gärdet gegangen, um einen Nachschlüssel zu bekommen. Dann war er ins Herz geschossen worden. Warum? Wo? So auf Anhieb gelang es ihnen nicht, alle Fäden miteinander zu verknüpfen, aber sie mußten zum Freihafen, soviel war ihnen klar.

Es war fast halb acht, als sie das Wachhäuschen vor der Lagerhalle von LinkCoop erreichten. Es war pechschwarz, die Himmelstore waren weit geöffnet, sie hatten keine Schirme und mußten mindestens vierunddreißig Türen testen. Dennoch zögerten sie

nicht.

Im Wachhäuschen saß nicht Benny Lundberg, sondern ein anderer Wachmann.

Nyberg ging zu ihm und wedelte mit seinem Dienstausweis. »Wir müssen uns wegen des Einbruchs hier drinnen noch einmal ein wenig umschauchen«, sagte er zu der leicht geöffneten Fensterluke. »Arbeitet Benny nicht?«

»Er hat Urlaub«, sagte der Wachmann.

»Wie lange schon?«

»Ein paar Tage. Seit dem Einbruch.«

»Komische Zeit, um Urlaub zu machen«, sagte Nyberg und verspürte den Stich einer Ahnung.

»Ich weiß«, sagte der Wachmann. Er war Benny Lundberg zum Verwechseln ähnlich. Der Steroidgestank trotzte dem ewigen Ozongeruch des Unwetters. Er fuhr fort: »Er hatte im August auch Urlaub, ein bißchen komisch ist es schon. Er ist verreist. Im Ausland, glaube ich. Waren es die Kanaren?«

Nyberg nickte. Norlander kam hinterhergestieft, nachdem er den Wagen um die Ecke geparkt hatte. Sie betraten das Gelände und gingen als erstes zu der Tür, bei der eingebrochen worden war. Dicke Bretter waren provisorisch quer über die Tür genagelt. Nyberg hievte sich auf die Laderampe und schob den Schlüssel ins Schloß. Er paßte. Aber das Schloß ging nicht auf.

»Auf jeden Fall die richtige Sorte«, sagte er. »Wir

fangen am besten links an.«

Sie gingen auf der Laderampe an der Reihe von Türen vorbei bis zum hinteren Ende des großen Lagergebäudes. Es gab ungefähr ebenso viele Türen links vom Eingang wie rechts davon.

Auf der Rückseite sollte es auch noch einige geben. Der Sicherheitschef Mayer hatte von vierunddreißig Lagerräumen gesprochen. Nachdem sie zehn Türen probiert hatten, kam ihnen die Zahl erheblich höher vor. Sie waren klatschnaß. Der sturzbachartige Regen ging eine galante Verbindung mit widerwärtigen Windstößen ein. Zwei Lungenentzündungen kamen durch die Luft gesegelt und suchten ihre rechtmäßigen Besitzer.

Der Schlüssel paßte in sämtliche Schlösser, war jedoch nie der richtige. Sie gelangten zum Eingang und begannen, sich durch die andere Hälfte hindurchzuarbeiten. Es erschien ihnen mit jeder Tür trostloser. Idiotenjob. Und freiwillig noch dazu. Überstunden, und sie waren sich nicht mal sicher, ob sie es wagen konnten, sie aufzuschreiben. Es hätte wohl genauso gut bis morgen Zeit gehabt.

Sie näherten sich dem Ende der langen Reihe. Als sie die allerletzte Tür erreichten, waren sie total resigniert.

»Was glaubst du?« sagte Nyberg und hielt den Schlüssel ein paar Zentimeter vors Schlüsselloch.

»Gibt es nicht noch Türen auf der Rückseite?«

»Das wird sich zeigen«, sagte Nyberg und schob den Schlüssel hinein. Er drehte ihn. Es ging. »Haha«, wieherte er und zog die Tür ein paar Zentimeter auf.

Dann knallte sie ihm ins Gesicht. Sie wurde mit gewaltiger Wucht aufgetreten, ihm direkt in die Visage. Er taumelte zu Boden. Eine schwarzgekleidete vermummte Gestalt sprang über ihn hinweg und rannte die Rampe hinunter. Norlander zog seine Pistole und jagte durch den strömenden Regen hinter ihr her. Nyberg kam hoch, die Hand vorm Gesicht. Er brüllte. Das Blut quoll ihm zwischen den Fingern hervor. Er wollte gerade hinter ihnen herstürmen, als er einen Blick in den Lagerraum warf.

Am Fuß einer Treppe saß der Wachmann Benny Lundberg. Er war nackt und auf einem Stuhl festgezurr. Von seinen zermatschten Fingerspitzen troff das Blut. Durch sein Geschlecht war eine Nadel getrieben. Und in seinem Hals steckten zwei leicht hängende Pferdespritzen.

Gunnar Nyberg erstarrte. Sein eigener Schmerz verschwand sofort. Er nahm die Hand vom Gesicht und ließ das Blut aus der Nase tropfen. Er ging die Treppe hinunter. Er zitterte. Eine kleine nackte Glühbirne warf einen gespenstischen Schein auf die makabre Szene.

Benny Lundberg lebte. Seine Augen waren verdreht, nur das Weiße war zu sehen. Spasmodische Zuckungen fuhren über sein Gesicht. Konvulsionen

wogten durch den aufgepumpten Körper. Weißer Schaum trat aus seinem Mund. Keine Andeutung eines Lauts.

Was Gunnar Nyberg sah, war der wortlose Schmerz.

Sein großer Körper bebte. Was konnte er tun? Die furchtbaren Zangen in Lundbergs Hals wagte er nicht anzurühren. Jede Bewegung konnte fatale Folgen haben. Er wagte nicht

einmal, die Lederriemen um Arme und Beine zu lösen. Wie würde ein konvulsiver Sturz auf den Fußboden sich auswirken? Das einzige, was er in einem kleinen Versuch von Hilfeleistung tun konnte, war, die lange Nadel aus seinem Glied zu ziehen. Das tat er.

Dann bekam er endlich das Handy aus der Innentasche, konzentrierte sich und schaffte es, die Nummer zu tippen. Er kannte die Stimme, die einen Krankenwagen anforderte, nicht wieder. »Ein Arzt muß mitkommen«, sagte die Stimme. »Ein Halsspezialist.«

Dann beugte er sich zu Lundberg hinunter. Er legte ihm die Hand auf die bebende Wange. Er versuchte, ihm beruhigend zuzureden. Er nahm ihn in den Arm. Er versuchte, soviel Mitmensch zu werden, wie er konnte.

»Schon gut, schon gut, Benny, jetzt ganz ruhig. Die Hilfe ist unterwegs. Du schaffst das schon. Bleib am Ball, Benny. So alles ist gut. Schön ruhig jetzt.«

Die Krämpfe und Zuckungen schienen allmählich abzunehmen. Benny Lundberg wurde ruhiger – oder war er im Begriff, in seinen Armen zu sterben? Gunnar Nyberg merkte, daß er weinte.

Norlander jagte dem Schwarzgekleideten nach. Er war inzwischen gut in Form und kam ihm allmählich näher. Aber der Mann war schnell und geschmeidig. Er warf sich von der Laderampe und Lief weiter, am Wachhäuschen vorbei. Der Wachmann guckte heraus, als Norlander vorüberlief.

»Ruf die Polizei!« brüllte er ihm noch zu.

Der Schwarzgekleidete tauchte in einem Querweg unter und verschwand für kurze Zeit aus dem Blickfeld. Norlander gelangte an die Ecke und sah den Mann zwanzig, dreißig Meter entfernt hinter einem Haus verschwinden. Ohne zu überlegen, lief er hinterher. Die Waffe baumelte in seiner Hand. Der vermummte Mann schaute um die Ecke und schoß.

Norlander warf sich in den Schlamm. Eine Sekunde lang wußte er nicht, ob er getroffen war, dann kam er wieder hoch.

Die Pistole war voller Schlamm. Er versuchte, sie im Laufen abzuwischen. Er lief vor und spähte vorsichtig um die Ecke. Dahinter war es leer, eine Gasse. Geduckt lief er weiter und spähte um die nächste Ecke. Wieder nichts. Und weiter bis zur nächsten Ecke. Vorsichtig spähen.

Ein Schritt war alles, was er hinter sich hörte, ein

leichtes Platschen. Dann ein ungeheurer Schmerz im Nacken. Wie ein Schwein fiel er vornüber in den Schlamm. Er war fast ohnmächtig. Er blickte hoch in den treibenden Regen. Alles tanzte. Der Schwarzgekleidete starrte ihn durch die Vermummung an. Er konnte seine Augen nicht erkennen. Das einzige, was er sah, war der mit einem Schalldämpfer versehene Pistolenlauf, der knallhart auf sein Gesicht gerichtet war.

»Hau ab«, fauchte der Mann. »Mach, daß du wegstommst.«

Dann war er verschwunden. Norlander hörte einen Motor starten. Er rappelte sich auf und blickte um die Hausecke. Schwindel überkam ihn. Die Welt drehte sich. Sehr, sehr vage sah er die Konturen eines Wagens in der Mitte der Zentrifuge. Möglicherweise braun, möglicherweise ein Jeep.

Dann sackte er zusammen und blieb im Schlamm liegen.

Die Sonne in New York schien genauso wahnsinnig geworden zu sein wie der Regen in Stockholm. Die Zeit war aus den Fugen. Es fehlte nur, daß Pferde mit zwei Köpfen geboren wurden oder Dohlen, denen der Schnabel aus dem Hintern wuchs.

Es war unmäßig heiß. Nicht einmal die hypermoderne Klimaanlage des FBI konnte die Hitze beschwören. Zicke, zacke,

Hühnerkacke tat es auch nicht, wie Hjelm feststellen konnte. Er war entnervt, fühlte sich wie mitten im Schritt angehalten.

Sie warteten. Warten ist nie förderlich für die Duldsamkeit gegenüber Irritationen. Alles irritierte alle. Sogar Jerry Schonbauer bekam einen Anfall und riß sich sein tropfnasses Hemd vom Leib, daß die Knöpfe flogen. Als einer der Knöpfe die Kontaktlinse aus Kerstins linkem Auge herausschlug, fand er wieder zu seinem schüchternen Ich zurück und überschlug sich in Entschuldigungen.

»Ich wußte gar nicht, daß du Linsen getragen hast«, sagte Hjelm nach einer Weile.

»Getragen hast ist richtig«, sagte sie und betrachtete die zweigeteilte Linse, die zwischen Daumen und Zeigefinger klebte. »Jetzt darfst du mich mit Brille sehen.«

Sie nahm die rechte Linse heraus und warf sie weg.

Dann grub sie eine klassische Brille mit runden Gläsern aus und plazierte sie auf ihrer wunderschönen Nase. Um nicht in ein vertrauensvernichtendes schallendes Lachen auszubrechen, konzentrierte er sich darauf, sich über die Hitze zu ärgern.

Es gelang ihm nicht. Er lachte schallend.

»Guck mal, was für ein lustiger Vogel«, sagte er und zeigte aus dem Fenster.

»Erfreut, zu Diensten sein zu können«, sagte sie leicht säuerlich und schob die Brille in die Stirn.

Sie hatten den jungen Computerexperten Bernhard Andrews aufgesucht. Er hackte sich auf der Jagd nach Lamar Jennings in sämtliche Verzweigungen des Netzes. Vielleicht gäbe es ein Foto. Doch wie erwartet, war er nirgendwo zu finden. Nicht ein einziges kleines Register konnte mit dem geringsten bißchen über Jennings aufwarten; er hatte sich fünfundzwanzig Jahre außerhalb des gesellschaftlichen Kontrollsystems bewegt. Das einzige, was es gab, war seine Geburtsurkunde. Seitdem schien er nicht existiert zu haben.

Mrs. Wilma Stewarts Versuch, ein Porträt von Lamar Jennings zustande zu bringen, war gründlich gescheitert. Das Bild wuchs auf dem Bildschirm heran. Sie standen da, beugten sich über den mageren Rentnerinnenkörper. Die Frau schüttelte ein übers andere Mal den Kopf. Dickere Lippen. Dünner Lippen, habe ich gesagt, junger Mann. Hören Sie auf. Dickere

Lippen, habe ich gesagt.

Die Hitze forderte ein weiteres Opfer. Sie klappte vor dem Computer zusammen und versprach, später wiederzukommen und einen neuen Versuch zu starten.

Schließlich gaben die Spurensicherer das erste abschließend bearbeitete Material aus Lamar Jennings' Wohnung aus der Hand. Es waren die blaß rekonstruierten Reste der Tagebuchseiten. Alle vier griffen sogleich je ihr Exemplar der perfekten Kopien. Schonbauer saß auf Larners Schreibtisch und ließ die Beine baumeln, er trug ein lächerliches Netzhemd, das bei der Hemdenkatastrophe freigelegt worden war. Larner saß auf seinem Stuhl, die Beine auf dem Schreibtisch neben Schonbauer. Jahn & Halm saßen in gebührendem Abstand voneinander auf ihren Besucherstühlen.

Es waren unzusammenhängende Fragmente, wie Stichworte für eine Lebensgeschichte. Larner hatte vermutlich ganz recht damit, daß sie nur gerade so viel preisgaben, daß die Tiefe seines Schmerzes angedeutet wurde.

Jedes Fragment enthielt ein kleines Stück Information: »weiß nicht, warum ich schreibe, Beschwörung? Versuche ich, mich zu stoppen, bevor ich dazu komme«

»ein Grab in der Perfektion der großen Nichtigkeit«

»die Alte von nebenan wollte mich zum Tee einladen, sagte nein, vielen Dank, hätte sie angespuckt, hätte nicht anders«

**»sie sind so klein, sie wollen nicht verstehen, wie«
»stärker und stärker. Warum werden sie stärker und st«**

»mitten in der Nacht, Schatten im Kleiderschrank, er steckt fest, unsichtbare Scharniere«

»reduziert zu niemand, weniger als null, es gibt ein Leben unter Null«

»im Vorübergehen, die Glut der Zigarette, ich höre schon das Zischen, rieche schon den Gestank, aber den Schmerz kann ich nie voraussehen, nur«

»19. April. Welche Kraft sie jetzt haben, kann nicht länger widerstehen«

»Großmutter tot. Jaha. Ein Paket kam. Nur Mist, außer einem Brief. Werde ihn bald lesen. Die Handschrift beunruhigend«

»der Erdball ein Grab, die Menschen Leichenwürmer, wo ist die Leiche? ist es der tote Gott, den wir uns einverleiben?«

»eine Treppe aus dem Nichts ins Nichts, wie ein Traum. Kommt jetzt in Blitzen, als wäre es in mir unterwegs, als würde ich einem Ziel entgegengetrieben«

»nur hingehen, sagen, daß ich krank bin, versuchen, Hilfe zu bekommen«

»wenn die Bilder eine Erzählung werden können«

»27. Juli. Was bilde ich mir ein? Es gibt nur eine Hilfe. Die Azteken töteten, um leben zu können. Menschenopfer. Ich«

»folge dem Schatten, ein Jackenärmel bleibt hängen, eine Tür, eine Treppe«

»derbriefliegtdaichwarteichkannnichtsgehtnicht«

»Großmutter tot. Versuche wieder. Großmutter tot. Jaha.«

»das Licht hinter der Tür wie ein Ikonenrahmen, ein dunkleres Dunkel, muß raus, muß beschwören«

»die Treppe gerade hinunter, kann nicht folgen, nur Blitze«

»der Keller der Keller der Keller«

»son of a bitch, krank, in der Kneipe, Arkaius, Scheißname, gibt an gibt an gibt an, massenhaft Häuser in der ganzen Welt, blase ihm einen, tot wie Stein, brauche die Adresse jetzt, Belohnung«

»öffne den Brief, lese, ich wußte es, es war unmöglich, daß er«

»öffne die Tür, ins Licht. Chaos, muß raus, muß«

»Zigarettenglut, unser kleines Geheimnis, unsere kleine Hölle«

»warum wir mitten in all dieser Vollendung, die kleinste Molluske ist angepaßter ans Leben, kann nicht leiden«

Sie lasen und warfen einander verstohlene Blicke zu. Als alle fertig waren, sagte Larner: »Dies ist also der Grund, warum es nicht zusammenpaßte. Das

hier ist ein klassischer Serienmörder von der eher intellektuellen Sorte, unglaublich beschädigt, sehr intelligent. Es ließ sich mit der früheren Kälte nicht vereinbaren. Ich hätte das verstehen müssen. Am 27. Juli haben wir eine Datierung. Am 27. Juli 1997 wurde in Manhattan die Prostituierte Sally Browne getötet. Das war Lamar Jennings' erster Mord. Da fängt es an: ›Die Azteken töteten, um leben zu können.« Irgendwelche anderen Überlegungen?»

»Arkaius«, sagte Kerstin Holm. »Robert Arkaius ist ein schwedischer Steuerflüchtling. Er ist der Besitzer der Hütte, in der Lamar seinen ersten Mord in Schweden beging. Er bekam die Adresse offenbar als Bezahlung für sexuelle Dienste. Arkaius konnte auf keinen Fall nach Schweden zurückkehren. Er wußte natürlich nicht, daß der Sohn seiner früheren Geliebten, Andreas Gallano, sich dort nach einer Flucht aus dem Gefängnis versteckt hielt.«

Larner nickte stumm.

Schonbauer sagte: »Es muß gewesen sein, nachdem er diesen Brief geöffnet und erfahren hat, daß sein Vater in Schweden war, da hat er schon angefangen zu morden. Er macht sich in zwielichtigen Kneipen an Schweden ran, um in Stockholm eine geeignete Unterkunft zu finden. Sex scheint ansonsten mit der Sache nichts zu tun zu haben. Das Trauma dürfte in die Zeit vor der Pubertät zurückreichen.«

»Die Rekonstruktion, die wir vornehmen können«,

sagte Larner, »liegt ziemlich dicht an dem, was Sie, Jalm, schon skizziert haben. Als Kind wird er vom Vater mißhandelt, das geschieht wohl mit Zigarettenglut, und der Höhepunkt wird tatsächlich erreicht, als er diese Tür öffnet, nachdem er eine Treppe hinabgestiegen ist, und den berufskillenden Vater bei der Arbeit sieht. Danach kommt er nie wieder auf die Beine. Und es folgt Schlag auf Schlag. Der Vater stirbt, die Mutter bringt sich ein, zwei Jahre danach um, möglicherweise aufgrund dieses Briefes, der sie auf unbekannten Wegen erreicht und anschließend in einem unberührten Karton bei der Großmutter landet. Als die Großmutter stirbt, gelangt der Brief in die Hände des inzwischen vierundzwanzigjährigen Sohns in New York, wo er – wie die Wohnung zeigt – als sozialer Dropout lebt. Der Brief bestätigt ihm, was er die ganze Zeit vermutet hat: Sein Vater lebt. Der Tyrann ist noch da, er schwebt über ihm und ergreift Besitz von ihm. Die verdrängten Bilder der Vergangenheit kehren zurück, sie bewegen sich in eine bestimmte Richtung: ›als sei es in mir unterwegs, als würde ich einem Ziel entgegengetriebene Schließlich treiben die Bilder ihn zu jener Tür. Er öffnet sie und wird mit dem am stärksten verdrängten Bild konfrontiert, dem Vater über einem Opfer mit Schaum vorm Mund und den Mikrozangen im Hals. Es muß weg, und das geht nur mit homöopathischer Magie: Gleiches mit Gleichem be-

schwören. Er hat die Zangen, und er weiß sie zu benutzen. Die Erinnerung ist exakt, er weiß genau, wie er vorgehen muß. Sobald die Bilder sich einstellen, muß er raus und töten. Es beruhigt ihn: ›wenn die Bilder eine Erzählung werden können‹. Die Morde machen die blitzartigen, hart treffenden Bilder zu einer Erzählung, mit der leichter umzugehen ist. Aber wie gesagt, Jalm, es geht gleichzeitig darum, sich auf den großen, den entscheidenden Mord vorzubereiten, der Vater muß weg, er soll mit seinen eigenen Methoden getötet werden, genau denen, die den Sohn heimsuchen. Endlich hat er die Adresse eines sicheren Hauses in der Nähe von Stockholm; jetzt ist die Zeit reif. Der Brief hat offenbar verraten, daß der Vater in Stockholm lebt und, was wichtiger ist, wie er sich nennt – sonst wäre das ganze Projekt aussichtslos. Die Techniker müßten bald mit dem verbrannten Brief fertig sein. Wenn wir Glück haben, steht der Name da. Naja, er beschafft sich einen falschen Paß auf den Namen Edwin Reynolds und begibt sich zum Flughafen Newark. Ärgerlicherweise ist der nächste Flug nach Stockholm ausgebucht. Das ist eigentlich keine Katastrophe, aber irgendwie stößt er zufällig auf Lars-Erik Hassel. Vielleicht sind die Bilder auf dem Flugplatz zurückgekehrt, vielleicht drängt sich ihm die Idee auf, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: ein Flugticket zu bekommen und gleichzeitig die Bilder loszuwerden und

einen ruhigen Flug zu haben; die Aussicht, um ein sechsstündiges Inferno herumzukommen, ist die relativ geringen Risiken wert. Hassel gibt sich auf irgendeine Weise als Stockholmer zu erkennen, der noch nicht eingeecheckt hat; sein Platz kann also verfügbar gemacht werden. Er schafft es, Hassel samt Gepäck in die Besenkammer zu bugsieren, und begeht die Tat; vielleicht lockt er ihn mit Sex. Dann bringt er Hassels Ticket an sich, ruft an und storniert in seinem Namen den Flug, bucht danach selbst unter dem Namen Reynolds und hat einen ruhigen und entspannten Flug. Vermutlich hat keine Ahnung, wie knapp ihr ihn in Arlanda verpaßt. Er hat nur Handgepäck, geht einfach durch, setzt sich in ein Taxi, hält irgendwo unterwegs an, kauft was zu essen und fährt direkt zur Hütte. Da befindet sich zufällig ein Drogenhändler. Doch Lamar Jennings ist inzwischen ein routinierter Mörder, er verschafft sich ohne Schwierigkeiten Zugang und ermordet Ben Dealer; der Anblick der Leiche im Keller dann und wann leicht aus, um sich die Bilder vom Leib zu halten, während er nach seinem Vater sucht und plant, wie er ihn am besten zu fassen bekommt. Was dann geschieht, ist eure Angelegenheit.« Keiner hatte etwas einzuwenden. So war es. Hjels Gedanken wanderten indessen in eine etwas andere Lichtung. »Gab es auf Wayne Jennings' Farm einen Keller?« Larner betrachtete ihn. Er hatte eigentlich nach seinem Beicht

erst einmal durchatmen wollen. Er mußte eine Kehrtwendung machen. »Es gab einen kleinen Keller, ja«, sagte er. Aber das war eine Art Partykeller, ein gemütlicher Sitzraum mit offenem Kamin, und wir haben ihn mehrmals untersucht. Das war nicht der Tatort.« »Wer wohnt jetzt da?«

»Die Geschichte ging so lange durch die Medien, daß die Farm unverkäuflich wurde, wenn ich mich recht erinnere. Nach dem Tod der Frau verfiel sie. Sie steht leer.« »Anscheinend will Lamar uns etwas von einem Kleiderchränk erzählen. Ein nächtlicher Schatten in einem Kleiderschrank, eine Tür, an der ein Ärmel hängenblieb, dann kommt die Treppe. Kann es noch einen Keller gegeben haben, einen geheimen? Der eigentliche Ursprung der ganzen Kentuckymördergeschichte?«

Larner überlegte. Dann hob er den Telefonhörer und wählte eine Nummer. »Bill, wie lange dauert das mit dem Brief? Okay. Ich muß mal rüber nach Kentucky. Jerry halt solange hier die Stellung.«

Er legte den Hörer auf und sah sie auffordernd an: »Na, kommt ihr mit?«

Sie flogen nach Louisville in Kentucky; es ging wie im Handumdrehen. Auf dem Flugplatz wartete ein FBI-Hubschrauber, der sie nach Osten verfrachtete. In der Ferne türmte sich ein hohes Gebirgsmassiv auf.

»Cumberland Plateau«, sagte Larner.

Der Hubschrauber landete am Rand eines Tabakfelds, und sie liefen mit Larner und drei FBI-Muskelpaketen durch das Feld und hinaus auf die Landstraße. Ein Gehölz mit hohen, undefinierbaren Bäumen spendete einer verfallenen Farm Schatten, die ein Stück abseits der Straße in dem wüstenähnlichen Terrain lag; es gab kilometerweit keine Nachbarn.

Aus der Nähe sah die Farm wie ein Geisterhaus aus. Fünfzehn Jahre hatten ihre Spuren hinterlassen. Häuser schienen immer nur zu gedeihen, wenn sie bewohnt wurden – sonst verkümmerten sie. Wayne Jennings' Farm war verkümmert. Sie sah aus, als wäre es ihr von Anfang an nicht gutgegangen, aber jetzt hatte sie ein Stadium vollständiger Verwahrlosung erreicht. Die Haustür war windschief und verzogen, und es bedurfte der gesammelten FBI-Muskelmasse, um sie aufzureißen, was de facto bedeutete, daß sie zu Bruch ging.

Sie betraten den Flur. Das Haus hatte nicht dicht gehalten. Eine dünne Schicht Sand bedeckte alles. Jeder Schritt ließ eine kleine Sandwolke aufsteigen. Sie gingen durch die Küche, Geschirr stand unter der Sandschicht auf der Spüle, als habe die Zeit mitten im Alltag stillgestanden. Sie kamen an der Treppe vorbei, die zu dem kleinen Keller hinunterführte; Hjelm warf einen Blick hinunter. Drei Bierdosen standen auf einem kleinen Tisch. Der Sand hatte sich an den Rändern festgesetzt; sie sahen aus wie drei

Salzsäulen in einer Salzwüste. Sie gelangten in ein Zimmer mit einem Bett. Ein paar zerfledderte Poster hingen noch an den Wänden, Batman, eine Baseballmannschaft. Ein Buch lag aufgeschlagen auf dem Schreibtisch, Mary Poppins. Auf dem Kissen saß ein kleiner sandbedeckter Teddy. Kerstin nahm ihn auf, ein Bein blieb im Bett liegen. Sie blies ihn an und betrachtete ihn. Es sah aus, als wollte es ihr das Herz brechen.

Von Lamars Zimmer gingen sie weiter zu dem der Eltern; es lag ganz hinten, mit Aussicht auf die Ebene, die sich vollkommen platt bis zum Cumberland Plateau erstreckte. Larner zeigte auf das Doppelbett; statt des einen Kissens war da ein riesiges Loch, Daunen wirbelten noch auf in die sandvermischte Luft.

»Hier fand Lamar eines Morgens im Sommer seine Mutter«, sagte Larner mit gedämpfter Stimme. Schrotflinte. Der Kopf war fast weggepustet.«

Sie gingen wieder in den Flur hinaus und von da ins nächste Zimmer, ein Gästezimmer mit eigenem Eingang von der Veranda.

»Hier muß es sein«, sagte Larner.

Er trat an den Wandschrank und öffnete ihn. Die gesammelte FBI-Truppe tauchte mit diversen Meßinstrumenten und standfesterem Werkzeug hinein. Ein Mikrophon wurde an der Wand entlanggezogen.

Hier«, sagte einer der FBI-Männer. »Hierhinter ist

es wohl.«

»Seht zu, ob ihr den Mechanismus finden könnt«, sagte Larner und zog sich zurück. Sie suchten weiter, er setzte sich auf das Bett, auf dem die Schweden schon saßen.

»Sie können den jetzt aber wieder weglegen«, sagte er.

Kerstin starrte auf den Teddy, der auf ihrem Schoß saß. Sie legte ihn aufs Bett. Aus dem Loch am Bein war Sand gerieselst, so daß am Ende nur noch eine Hülle zurückgeblieben war. Sie hielt den Fetzen hoch.

»Was machen wir mit unseren Kindern«, sagte sie nur.

»Ich habe Sie gewarnt«, sagte Larner.

Es dauerte fast eine Viertelstunde intensiver wissenschaftlicher Jagd. Aber dann fand man einen komplizierten Mechanismus hinter einer festgeschraubten Eisenabdeckung. Offenbar hatte Wayne Jennings nicht gewollt, daß jemand nach seinem vermeintlichen Tod dort hinuntergelange. Aber sein Sohn hatte es getan und die Zangen an sich genommen.

Eine massive Metalltür glitt im Innern des Wand-schranks auf; Hjelm meinte sogar, den Jackenärmel vor sich zu sehen, an dem die Tür sich eines Nachts verhakt hatte, so daß sie nicht einrastete, wie sie sollte. Er trat zurück und stellte sich an die Tür des

Gästezimmers. Da ging er in die Hocke und versuchte, sich das Gesichtsfeld eines Zehnjährigen vorzustellen. Hier hatte Lamar gestanden, hier hatte er den Schatten in den Kleiderschrank gleiten sehen, und dann war er ihm gefolgt. Die schwere Metalltür war nicht richtig zugegangen.

Larner trat in den Kleiderschrank und zog die Tür ganz auf; der Mechanismus war ein wenig eingero-stet, er knarrte auf eine Art und Weise, wie er es vor zwanzig Jahren sicher nicht getan hatte. Er knipste eine starke Taschenlampe an und verschwand. Sie folgten ihm.

Es war eine schmale Steintreppe mit einem Eisen-geländer. Sand knirschte unter ihren Füßen, als sie hinabstiegen. Die Treppe war lang, erstaunlich lang, aber schließlich standen sie alle vor einer massiven rostigen Eisentür. Larner öffnete sie und leuchtete mit seiner starken Lampe ins Dunkel dahinter.

Es war ein schäbiger Kellerraum, eng, fast absurd klein. Ein Zementkubus tief unten im Wüstenland. In der Mitte stand ein kräftiger Eisenstuhl, der mit ein paar Krampen im Fußboden verschweißt war, Lederriemen hingen schlaff von den Armlehnen und den Stuhlbeinen herunter. Daneben stand eine stabile Bank, wie eine Hobelbank. Das war alles. Larner zog ein paar Schubfächer unter der Bank hervor. Sie waren leer. Er setzte sich auf den Eisenstuhl, während sich der kleine Zementkubus mit Menschen

füllte; der letzte FBI-Mann fand keinen Platz, sondern mußte hübsch draußen auf der Treppe bleiben.

»Diese Wände haben viel gesehen«, sagte Larner.

Hjelm hatte für einen Moment das Gefühl, Kontakt mit all dem Leiden zu bekommen, das die Wände bewahrten, ein heißer und zugleich eiskalter Wind durchfuhr ihn. Doch das war eine Erfahrung jenseits aller Worte.

Larner stand auf und schlug die Hände zusammen. »Tja, wir führen wohl eine lückenlose Tatortuntersuchung durch, aber es besteht kein Zweifel, daß hier die meisten Opfer des Kentuckymörders ihren lang ersehnten Tod fanden.«

Sie stiegen wieder nach oben. Eine klaustrophobische Stimmung lag in der Luft.

Was wäre passiert, wenn der zehnjährige Lamar plötzlich in die Rosenkammer eingetreten wäre? Wie hätte Wayne reagiert? Hätte er ihn bewußtlos geschlagen? Ihm gedroht? Hätte er vielleicht sogar versucht, ihn zu trösten? Der einzige, den man noch fragen konnte, war Wayne Jennings selbst, und Paul Hjelm würde genau das tun, das gelobte er sich und der Welt.

Denn er war sich immer sicherer, daß, wenn Vater und Sohn ' in Schweden aufeinandergetroffen waren, der Vater gesiegt hatte. Er hatte seinen Sohn ein zweites Mal getötet.

Sie flogen mit dem Hubschrauber zurück nach

Louisville und erreichten gerade eine Maschine zurück nach New York. Alles hatte nur wenige Stunden gedauert. Es war Nachmittag auf dem John F. Kennedy-Flughafen, ein langer, heißer Nachmittag. Sie fuhren im Taxi zurück zum FBI-Hauptquartier. Jerry Schonbauer saß da und ließ die Beine baumeln und starrte auf einen Papierstapel. Es war, als sei nichts geschehen.

Aber es war etwas geschehen.

»Gutes Timing«, sagte Schonbauer. »Ich habe gerade eine vorläufige Tatortuntersuchung hereinbekommen. Inklusive einer Rekonstruktion des verbrannten Briefs. Das ist alles von Interesse, der Rest der Untersuchung erbrachte absolut nichts. Tabula rasa. Hier für jeden ein Exemplar des Briefs. Bitte sehr.«

Das Datum war lesbar: 6. April 1983. Fast ein Jahr nach Wayne Jennings' vorgetäuschem Tod. Es war ein Brief, den er nicht hätte schreiben müssen, vermutlich auch nicht hätte schreiben *dürfen*. Daß er es dennoch getan hatte, ließ einen menschlichen Zug aufscheinen, den Hjelm eigentlich nicht sehen wollte.

»Wann nahm seine Frau sich das Leben?« fragte er.

»Sommer dreiundachtzig«, sagte Larner. »Es dauerte offenbar ein paar Monate, bis sie die Tragweite des Ganzen erkannte.«

Der Umschlag war bei den verbrannten Resten ge-

wesen. Der Poststempel »Stockholm« war deutlich lesbar. Die Adresse war die der Farm; er war anscheinend ziemlich sicher, daß das FBI die Briefe seiner Witwe ein Jahr nach seinem Tod nicht mehr lesen würde.

Der Text, soweit er rekonstruiert werden konnte (mit den Kommentaren der Techniker in Klammern), lautete:

»Dear Mary Beth. Wie du merkst, bin ich nicht tot. Ich hoffe, einmal erklären zu k [Lücke, verbrannt] in einem anderen Leben sehen. Vielleicht ist es in einigen Jahren m [Lücke, verbrannt] absolut notwendig gewesen. Wir waren gezwungen, mir diese Mask [Lücke, verbrannt] daß Du mit diesem Wissen leben k [Lücke, verbrannt] uckymörder bin ich und bin es doch ni [Lücke, verbrannt] jetzt unter dem Namen [Lücke, ausgeschnitten] icht, daß es Lamar besser geht ohne mich, ich war nicht immer [Lücke, verbrannt] ßt unbedingt sofort diesen Brief verbr [Lücke, verbrannt] Immer Dein W.«

»Lamar wollte uns den Namen nicht verraten«, sagte Larner und legte den Brief nieder. »Den Rest sollten wir vielleicht erfahren, es kommt darauf an, wie ernst man diese mißglückte Verbrennungsaktion nimmt. Aber den Namen wollte er uns nicht geben. Den hat er herausgeschnitten, bevor er den Brief angezündet hat.«

»Liebevoller Ehemann«, sagte Kerstin.

»Was heißt das hier eigentlich?« sagte Hjelm. »»Der Kentuckymöder bin ich und bin es doch nicht«: Soll man das so verstehen? Und: »Wir waren gezwungen, mir diese Maskierung zu geben.« Wir?«

»Berufsmörder in jemandes Dienst«, sagte Lanier. »Plötzlich, gegen Ende der siebziger Jahre, wurde es erforderlich, sehr viele Menschen zum Sprechen zu bringen, Ingenieure, Forscher, Journalisten. Und einen ganzen Kader von Unidentifizierten, wahrscheinlich Ausländer. Man berief seinen Experten ein, der möglicherweise seit dem Vietnamkrieg auf Eis gelegen hatte. Aus irgendeinem Grund sah man sich gezwungen, das Ganze als Taten eines Wahnsinnigen zu maskieren. Der Serienmörder wurde geboren. Und seine Nachfolger waren viele.«

Es lag in der Luft. Keiner sprach es aus.

Schließlich räusperte sich Hjelm: »CIA?«

»Dieser Seite der Medaille müssen *wir* uns annehmen«, seufzte Larner. »Das wird nicht leicht.«

Kerstin und Paul blickten sich an. Die gute alte KGB-Spur war doch nicht ganz so weit hergeholt gewesen. Es *war* die große Politik. Nur daß das KGB die Opfer stellte. Vielleicht.

»Ich an Ihrer Stelle«, sagte Larner, »würde mir ein bißchen genauer die Einwanderungslisten von 1983 anschauen. Das letzte Opfer starb Anfang November 1982. Der Brief wurde im April 1983 in Stockholm abgeschickt. Vielleicht finden Sie ihn unter den Ein-

wanderern in dieser Zeit.«

Ein FBI-Mann schaute herein. »Ray«, sagte er. »Mrs. Stewart hat jetzt ein Bild klar.«

Sie standen geschlossen auf und folgten ihm. Jetzt würden sie sehen, wie Lamar Jennings aussah.

Kommissar Jan-Olov Hultin sah skeptisch aus. »Hau ab?« sagte er. »Mach, daß du wegkommst?«

»Das hat er gesagt«, sagte Viggo Norlander.

Er lag in einem Krankenbett im Karolinen-Krankenhaus. Eine große Kompressen war gegen die Wunde im Nacken gepreßt, und man hatte ihm ein bizarres Nachtwand angezogen. Er fühlte sich immer noch ein wenig groggy.

»Er hat also Schwedisch gesprochen?« versuchte Hultin es pädagogisch und beugte sich zu dem auf den neuen geschlagenen Helden hinunter.

»Ja«, sagte Norlander schläfrig.

»Und sonst erinnerst du dich an nichts?«

»Er war ganz in Schwarz. Gesichtsmaske. Er hat keinen einzigen Millimeter gezittert, als er mit der Pistole auf mich zielte. Er muß absichtlich danebengezielt haben, als er schoß. Dann ist er in einem großen Wagen abgehauen, möglicherweise Jeep, möglicherweise braun.«

»Es handelt sich um einen wahnsinnigen Serienmörder mit massenhaft Leben auf dem Gewissen. Und geschossen hat er auch schon mal. Warum hat

er dich nicht getötet?«

»Danke für deine Unterstützung in schwerer Zeit«, sagte Norlander und sackte weg.

Hultin stand auf und trat an das zweite Bett des Krankenzimmers. Da lag noch ein geschlagener Held. Die beiden Muskelpakete waren von ein und demselben Mann außer Gefecht gesetzt worden; nicht gerade ein Grund zum Jubeln.

Gunnar Nybergs Verband war von der umfangreicheren Sorte. Sein Nasenbein war an drei Stellen gebrochen; er fand es unglaublich, daß ein so kleiner Knochen an so vielen Stellen brechen konnte. Aber am meisten schmerzte die Seele. Er wußte, daß er nie, wie sehr er es auch versuchen würde, das Schreckensbild von Benny Lundberg aus seinem Bewußtsein verdrängen konnte. Er würde vermutlich mit dem Bild auf der Netzhaut sterben.

»Wie geht es ihm?« fragte er.

Hultin setzte sich mit einem Stöhnen auf den Besucherstuhl. »Viggo? Der kommt wieder auf die Beine.«

»Nicht Viggo. Benny Lundberg.«

»Ach so. Ja, die letzten Nachrichten sind nicht gut. Er lebt und wird überleben. Aber die Stimmbänder sind schwer beschädigt und die Nervenstränge im Nacken ein einziges Durcheinander. Er liegt in einem Respirator. Doch am schlimmsten ist, daß er sich in einem extremen Schockzustand befindet. Der Täter hat ihn buchstäblich um den Verstand gebracht. Er

hat ihn über die Grenze des Menschlichen hinausgetrieben, und die Frage ist, ob es von da einen Weg zurück gibt.«

Hultin legte eine eigensinnige Weintraube auf Nybergs Tisch und fuhr fort: »Deine Geistesgegenwart hat ihm das Leben gerettet, damit du es weißt. Hättest du angefangen, an den Zangen zu zerren und zu ziehen, wäre er mit Sicherheit auf der Stelle gestorben. Dieser Halsarzt, den du angefordert hast, hat über eine Stunde gekämpft. Er mußte am Tatort operieren. Gut, daß du reingegangen bist und nicht Viggo, das kann ich wohl jetzt sagen, wo er nicht bei Bewußtsein ist.«

Hultin verstummte. Er blickte in Nybergs Augen. Etwas war verändert.

»Bist du okay, übrigens?« sagte er.

»Nein, ich bin nicht okay«, sagte Gunnar Nyberg. »Ich bin rasend. Ich werde diese Figur aus dem Verkehr ziehen, und wenn es das Letzte ist, was ich tue.«

Hultin war gespalten; einerseits war es ausgezeichnet, daß Nyberg sich aus der Laschheit der letzten Zeit und der Sehnsucht nach seiner Pensionierung erhob, andererseits war ein rasender Nyberg wie eine durchgegangene Dampflokomotive.

»Komm zurück, sobald du kannst«, sagte er nur. »Wir brauchen dich.«

»Ich wäre schon jetzt zurück, wenn diese verdammte Gehirnerschütterung nicht wäre.«

»Das grassiert im Moment«, sagte Hultin neutral.

Sie hatten nicht richtig hingesehen, dachte Nyberg. Es waren nicht zwei Lungenentzündungen gewesen, die durch die Luft gesegelt kamen und ihre rechtmäßigen Besitzer suchten, sondern zwei Gehirnerschütterungen.

»Wenn wir nicht angehalten und gegessen hätten«, sagte er finster, »hätten wir ihn gerettet.«

Hultin sah ihn einen Moment an, dann verabschiedete er sich, trat hinaus in den Korridor und kehrte zurück in die normale Maßlosigkeit. Bevor er unter die nächtliche Regendusche trat, spannte er einen Schirm mit den Polizeilogos auf, der der Sintflut standhielt, bis Hultin den Volvo Turbo erreichte, das einzige seinem Dienstgrad zukommende Privileg, das zu akzeptieren er sich erlaubte.

Er fuhr durch die pechschwarze Stadt, die St. Eriks-gata hinauf, dann die Fleminggata und die Polhems-gata, aber er war momentan als Autofahrer eindeutig ungeeignet. Er verflocht Fakten mit Intuitionen und stellte folglich eine schwerwiegende Verkehrsgefährdung dar; zum Glück gab es so gut wie keinen nächtlichen Verkehr. Warum Benny Lundberg? Was hatte der Wachmann in jener Nacht gesehen oder getan? Er war ja selbst dagewesen und hatte mit ihm gesprochen in jener Nacht, alles hatte normal gewirkt. Dennoch mußte bei diesem Einbruch irgend etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Un-

mittelbar danach hatte Lundberg Urlaub genommen und wurde dann wiedergefunden, halb ermordet vom Kentuckymörder, der Schwedisch gesprochen, zwei nicht gerade schmächtige Polizeiprofis ausgeknockt und darauf verzichtet hatte, Norlander zu töten, obwohl er ihn mehrfach im Visier hatte. Hätte es nicht Hintergrundinformationen gegeben, wäre sein erster Gedanke gewesen: Insiderjob, krimineller Bulle.

Er betrat das unbeleuchtete Polizeipräsidium. Alles war still. Das unablässige Rauschen des Regens war rasch in die Sphäre von Hintergrundgeräuschen eingegangen, die die Normalität ausmachten; wenn es in Zukunft aufhören sollte zu regnen, würde sich das Gefühl einstellen, daß etwas nicht stimmte, wie eine Störung des Normalzustands.

Er kam in den Korridor der A-Gruppe. Ein kleines Licht leuchtete; er wußte sogleich, wo.

Chavez sprang aus seinem Büro auf den Gang und stürmte auf seinen Chef zu. »Du mußt dir das hier unbedingt ansehen, aber mach dich auf was gefaßt«, sagte er, aufgekratzt wie ein Siebenjähriger.

Jan-Olov Hultin wollte sich nicht auf was gefaßt machen. Die letzten Wochen hatten ihm gereicht. Er wollte nachdenken. Er kam sich vor wie ein bockiger alter Opa. Was er auch war, dachte er plötzlich und folgte Chavez, ohne zu protestieren.

An Hjelms Platz am Schreibtisch saß ein anderer alter Opa, ein kleiner Mann mit mediterranem Äußeren. Sein Gesicht wurde von dem großen Bildschirm beleuchtet, der vor ihm stand.

»Dies ist Christos Kavafis«, sagte Chavez. »Der Mister-Minit-Mann. Ich habe mir erlaubt, ihn herzuholen. Und das hier ist Jan-Olov Hultin, mein Chef.«

»Angenehm«, sagte Christos Kavafis.

Hultin nickte und schaute Chavez verwundert an, der seinerseits zu dem Griechen hinübersah.

»Ich hatte einen tollen Einfall, als ich hörte, daß John Does Schlüssel zum Tatort paßte«, erklärte Chavez eifrig. »Alles deutet darauf hin, daß der Amerikaner, der unter dem Namen Edwin Reynolds nach Schweden eingereist ist, so aussieht.«

Chavez drehte den Monitor um eine Vierteldrehung. Hultin starrte in das Gesicht des Kentuckymörders.

Es war John Doe, ihre nichtidentifizierte Leiche.

Einen Moment lang blieb er stumm. Die Puzzleteile fielen an ihren Platz. »Es gibt also zwei Kentuckymörder«, sagte er.

»Jetzt ist es nur noch einer«, sagte Chavez.

Hultin nahm sein Handy und tippte die Nummer von Hjelm in den USA ein. Sie war besetzt. Äußerst merkwürdig. Es war eine Nummer, die ausschließlich zu diesem Zweck verwendet werden sollte.

Sie näherten sich langsam dem Bildschirm über

Wilma Stewarts kleinem nickendem Kopf.

»Genau so sah er aus«, sagte die alte Dame. »Ganz genau so. Lamar Jennings.«

Kerstin und Paul starrten in das Gesicht des Kentuckymörders.

Es war John Doe, ihre nichtidentifizierte Leiche.

Hjelm nahm sein Handy und tippte die Nummer von Hultin in Schweden ein. Sie war besetzt. Äußerst merkwürdig. Es war eine Nummer, die ausschließlich zu diesem Zweck verwendet werden sollte.

Hultin ließ nicht locker. Er versuchte es erneut. Diesmal kam er durch. »Hjelm«, meldete sich Hjelm jenseits des Atlantiks.

»John Doe ist der Kentuckymörder«, sagte Hultin kurz »Einer von ihnen«, sagte Hjelm.

»Ich habe ein Phantombild von ihm vor mir.«

»Ich auch.«

Hultin zuckte zusammen und fuhr fort: »Ich habe gerade versucht anzurufen.«

»Ich auch.«

Es war nicht einfach, die Dinge zu entwirren. Statt zu tüfteln, fuhr Hultin fort: »Norlander und Nyberg waren nahe daran, ihn zu fassen. Den anderen. Er redet Schwedisch.« »Er lebt seit 1983 in Schweden. Wie nahe?« »Nahe genug, um Prügel zu beziehen, alle beide. Im Lager von LinkCoop. Er hatte Viggo im Visier, ließ es aber bleiben. Ist er Polizist?«.

»Gewissermaßen. Aber lassen wir das im Moment. Er ist also auf freiem Fuß?«

»Ja. Aber nur um Haaresbreite. Wir haben die Zangen.

Und einen halbtoten Wachmann.«

»Benny Lundberg?«

»Ja. Er wird wohl ein Pflegepaket. Leider. Kannst du das erklären?«

»Sie sind zwei, Vater und Sohn Jennings. Der eine flog nach Schweden, um den anderen zu töten. Aber die Rollen wurden vertauscht.«

»Es war wirklich Wayne Jennings ... Er lebt also?«
»Er lebt seit fünfzehn Jahren in Schweden. Lamar Jennings ist der Tote. Das wissen wir jetzt. Es erklärt, warum John Doe erschossen wurde, nicht gefoltert. Vermutlich lag er im Hinterhalt und sah, wie sein Vater Eric Lindberger folterte. Es wurde ein grauenhaftes Deja-vu. Er wurde entdeckt und erschossen. Wahrscheinlich weiß Wayne Jennings nicht einmal, daß der Mann, den er erschossen hat, sein Sohn war.«

»Er war also derjenige, der von den Hallenbandjuristen in ihrem VW-Bus überrascht wurde.«

»Ja. Bei den schwedischen Opfern muß man von zwei verschiedenen Tätern ausgehen. Hassel und Gallano sind Lamars Werk, zufällig gewählt, der eine wegen des Flugtickets, der andere, weil er in der Hütte war. Ihr Mörder war John Doe, Lamar Jen-

nings. Er wurde selbst von Wayne getötet, auch zufällig. Was bleibt, ist Lindberger. Sein Tod ist kein Zufall; Wayne mordet nicht nach dem Zufallsprinzip. Er ist Profi.«

»Profikiller und ›gewissermaßen‹ Polizist? Deine Andeutungen stinken...«

»Sag es nicht. Aber es stimmt.«

»Okay. Ich brauche jetzt die volle Besetzung. Es hört sich an, als wärt ihr mehr oder weniger fertig. Könnt ihr nach Hause kommen?«

»Jetzt?«

»Wenn möglich.«

»Okay.«

»Grüß Larner und sage ihm, wir danken.«

»Unbedingt. Hej.«

»Hej.«

Hjelm drückte auf den Ausknopf. Er starrte das Handy an. Sie hätten ihn fast geschnappt. Ausgerechnet Norlander und Nyberg.

»Hast du gehört?« sagte er zu Kerstin, die über ihn gebeugt gestanden hatte.

»Ja«, sagte sie. »Er fliegt nach Schweden, um ein für allemal Rache zu nehmen für ein Leben unter Null, wie er es ausgedrückt hat. Er bereitet sich äußerst sorgfältig vor, lokalisiert den Vater, folgt ihm und wartet auf den richtigen Augenblick, um zuzuschlagen. Da macht er irgendeinen Fehler und wird natürlich auf der Stelle getötet. Zum zweitenmal. Von sei-

nem Vater. Der nicht einmal etwas davon weiß. Da drin steckt schon eine schauerliche Ironie.«

»Versuch, nicht allzuviel daran zu denken. Wir sollen nach Hause. Jetzt.«

Sie nickte.

Sie gingen zu Larner hinüber und erklärten ihm die Lage.

»Also er hat ihm gedroht?« sagte Larner bedächtig. »Er hatte Ihren Kollegen im Visier, hat aber nicht geschossen? Profi bis in die Fingerspitzen. Das muß man anerkennen.«

»Ja«, sagte Hjelm. »Aber wir werden ihn kriegen.«

»Ich fange tatsächlich an, das zu glauben. Sie sind hier hereingeweht wie die Kusinen vom Lande und haben in ein paar Tagen den Fall gelöst. Ich fühle mich alt und rostig. Aber Sie haben mir eine Last von den Schultern genommen.«

»Es war reiner Zufall«, sagte Hjelm. »Und gelöst haben Sie den Fall, das ist doch gar keine Frage. Sie haben ihn mit Ihrer Hartnäckigkeit vertrieben, Sie waren es, der ihn gezwungen hat, außer Landes zu gehen. Daß er dann eine alte Wahrheit vergessen hat, ist eine andere Sache.«

»Und welche Wahrheit war das?«

»Böses Blut kehrt wieder.«

Am nächsten Morgen waren sonderbarerweise alle zur Stelle. Es hätten nur zwei sein sollen, außer Hultin: Chavez und Söderstedt. Aber das routinierte alte Komikerpaar Jalm und Halm kam mit rotgeränderten Augen direkt vom Flugplatz, und ganz hinten saß ein frischgebackenes Dito, die allseits bekannten Bandagenschädel NN; es würde einiger Mühe bedürfen, Norlander und Nyberg jetzt aus dem Spielplan herauszuhalten.

Hultin sah auch nicht aus, als hätte er direkte Schlaftriumphe gefeiert, aber die Brille saß, wo sie hingehörte, und der scharfe Blick ebenso. »Es ist viel passiert«, sagte er. »Wir kneifen ihn in die Arschbacken. Sind alle dazu gekommen, die Zusammenfassung durchzusehen, die ich heute nacht mit Hilfe einer kleinen Telefonkonferenz mit dem Luftraum über dem Atlantik niedergeschrieben habe?«

»Ich habe schon oft zufällig dieses Telefon herausgepfriemelt, das sie da in den Armlehnen haben, aber benutzt habe ich es zum erstenmal«, sagte Hjelm schlafsüchtig.

»Seid ihr dazu gekommen?« wiederholte Hultin.

Alle schienen zu nicken, wenn auch hier und da ein wenig träge.

»Dann wißt ihr, was jetzt die Hauptaufgabe ist: Wayne Jennings' schwedischen Namen herauszube-

kommen. Fragen sind: Erstens, warum hat er einen Lagerraum bei LinkCoop für seine Aktivitäten benutzt? Es war offenbar eine Gewohnheit, sonst hätte der Sohn nicht den Schlüssel nachgefertigt. Zweitens, warum folterte er den Wachmann Benny Lundberg? Wie verhält sich drittens der vereitelte Einbruch bei LinkCoop zu den gleichzeitigen Morden an Eric Lindberger und Lamar Jennings ungefähr zehn Türen entfernt? Viertens, warum wurde Eric Lindberger getötet? Hat es mit seinen Kontakten in der arabischen Welt zu tun? Fünftens, ist auch Justine Lindberger in Gefahr? Ich habe sie sicherheitshalber unter Schutzbewachung gestellt. Sechstens, können wir Wayne Jennings im Einwanderungsregister von 1983 finden? Siebtens, die schwere und delikate Frage: Ist Wayne Jennings CIA-Mann?«

»Wir können doch den offiziellen Weg gehen«, sagte Arto Söderstedt, »und ganz einfach beim CIA anfragen.«

»Damit, fürchte ich, würden wir nur bewirken, daß er auf die eine oder andere Weise verschwindet.«

»Soweit ich es von dem aus beurteilen kann«, sagte Chavez und wedelte mit Hultins Zusammenfassung, »kann er tatsächlich ebenso gut dem militärischen Sicherheitsdienst angehören oder von einer anderen Organisation angeworben worden sein, entweder von der gegnerischen Seite oder der Mafia oder einem Drogensyndikat oder irgendeiner nicht geheu-

ren Freibeuterorganisation.«

»Einverstanden«, sagte Hultin unerwartet. »Es ist viel zu früh, mit dem CIA als Hauptspur zu arbeiten. Was anderes Allgemeines? Nicht? Dann Details. Arto macht mit Lindberger weiter, Jorge mit dem Volvo, Viggo und Gunnar können heute Innendienst machen, nehmt euch die Einwanderungen vor, Paul muß in den Freihafen und schnüffeln, Kerstin nimmt sich Benny Lundberg vor. Wie kommst du mit Lindberger voran, Arto?«

»Eric Lindberger hat eine ganze Menge Aufzeichnungen hinterlassen, die ich jetzt abgecheckt habe. Da finden sich keine Mysterien. Aber sein Kalender enthält eine äußerst interessante Notiz: Am Abend vor seinem Tod hatte er eine Verabredung. Seine Leiche wurde in der Nacht um halb drei von Wayne Jennings in den Freihafen geschleppt, das wissen wir. Um zehn Uhr am Abend davor ist ein Treffen eingetragen: ›Riches Bar‹ steht leider nur da. Ich bin gestern nachmittag im Riche gewesen und habe mich umgesehen. Viel Personal, es ist schwer, jemanden zu finden, der an dem Abend um zehn hinter der Bar stand, aber am Ende habe ich einen Barkeeper aufgetrieben, Luigi Engbrandt. Er strengte sich tierisch an, sich zu erinnern, aber die Bar ist gut besucht. Möglicherweise kann er sich an Lindberger erinnern, falls ja, stand dieser eine Weile am Tresen und wartete auf jemanden. Leider hat Luigi nicht

mitgekriegt, ob jemand kam. Ich habe auch Eric's Bankkonten gecheckt. Er hinterläßt ein nettes, aber nicht außergewöhnliches Vermögen, insgesamt sechshunderttausend. Heute fange ich mit Justine an.«

»Warum Justine?« sagte Norlander. »Laß sie in Ruhe.«

»Diskrepanzen«, sagte Söderstedt. »Die große Wohnung, die gemeinsame Arbeit der Eheleute, ein paar Ungereimtheiten, die sie bei unserem letzten Treffen von sich gab. In ihrem Kalender sind auch einige interessante Punkte, die sie kommentieren soll.«

»Okay«, sagte Hultin. »Jorge, bist du mit den Autos weitergekommen?«

»Die Autos«, sagte Chavez und zog eine Grimasse. »Ich habe ja eine ganze verdammte Armada von Fußvolk in Bewegung gesetzt. Sie haben bald sämtliche Wagenbesitzer abgeklappert. Zum Glück sind Volvobesitzer in der Regel ordentliche Durchschnittsschweden. Keines von den bisher kontrollierten Autos ist in der Mordnacht gestohlen oder ausgeliehen gewesen. Der Kleinkriminelle Stefan Helge Larsson, dessen Wagen verschwunden war, und er gleich mit, ist nach einem einmonatigen Aufenthalt in Amsterdam zurückgekehrt. Die Verkehrspolizei in Dalshammar, wo immer das liegen mag, hat ihn, Zitat, ›in extremem Drogenrausch‹ auf der

E4 geschnappt. Geisterfahrer. Aber ich interessiere mich mehr und mehr für den Wagen, der auf eine nicht existierende Firma zugelassen ist. Den nehme ich mir heute vor.«

»Der Rest dürfte geklärt sein«, sagte Hultin kurz. »Also an die Arbeit. Wir müssen ihn fassen, und am besten gestern, wie gestreßte Unternehmer zu witzeln pflegen.«

»Was geschieht in *the medial*« fragte die Amerikaschwedin Kerstin Holm.

»Die Hexenjagd geht weiter«, antwortete Hultin. »Das Geschäft mit Schlössern, Waffen und Schäferhunden blüht. Die Köpfe der Verantwortlichen werden verlangt, auf dem Tablett. Hauptsächlich meiner. Hier und da auch Mörners. Bei ihm herrscht Vollzeitpanik. Wollt ihr, daß ich ihn herunterrufe, damit er eine stärkende kleine Rede hält?«

Besser als eine Lötlampe in den Arsch, konstatierte er und blickte über eine vollkommen leere Kampfleitzentrale.

Arto Söderstedt rief unverzüglich Justine Lindberger an. Die Witwe war zu Hause. Ihre Stimme klang erstaunlich frisch. »Justine«, sagte sie.

»Söderstedt, Polizei.«

»Ja?«

»Meinen Sie, daß ich einmal einen Blick in Ihre Agenda werfen könnte?«

»Meine was?«

»Ihren Notizkalender.«

»Meinen Filofax, meinen Sie? Der ist im Außenministerium, fürchte ich. Und ich begreife nicht, was der mit der Sache zu tun haben soll.«

»Ich kann ihn von da holen, wenn es Ihnen zuviel Mühe macht.«

»Nein! Nein danke, ich möchte nicht, daß die Polizei sich an meinem Schreibtisch zu schaffen macht. Ein Bote kann ihn mir bringen. Dann dürfen Sie kommen und einen Blick darauf werfen.«

»Jetzt sofort?«

»Ich bin kaum wach. Es ist zehn nach neun. Sagen wir, um elf?«

»Gut. Bis dann.«

Damit sie Zeit hat, ein paar Änderungen vorzunehmen, dachte er hinterhältig.

Nächster Schritt. Die Bank. Dieselbe Bank wie der Ehemann. Derselbe Bankbeamte.

Er rief an. »Hallo, hier ist Söderstedt«, sagte er singend.

»Wer?«

»Von der Polizei. Sie haben mir gestern freundlicherweise Einblick in die Konten des verstorbenen Eric Lindberger gewährt. Heute müßte ich einen Blick auf die seiner Frau werfen.«

»Das ist etwas anderes. Tut mir leid, aber das geht nicht.«

»Es geht«, sang er weiter. »Ich kann auch den offizi-

ellen Weg beschreiten, doch dafür habe ich keine Zeit, und wenn bekannt wird, daß Sie die wichtigste Mordermittlung in Schweden in moderner Zeit behindert haben, wird Ihr Chef ganz sicher erfreut sein.«

Es war einen Augenblick still. »Ich faxe es«, sagte der Bankbeamte.

»Wie gestern«, sang Söderstedt. »Danke, danke.«

Er legte auf und klopfte mit den Fingerspitzen aufs Faxgerät. Es begann, zahlenverzierte Papiere auszuspuken. In der Zwischenzeit rief er beim Mieterverein an und ließ sich über die Besitzverhältnisse in bezug auf die Wohnung informieren. Er rief die Kfz-Zulassungsstelle an, das Finanzamt, die Bootsregistrierstelle, das Außenministerium, das Grundbuchamt.

Und er rief die für Justine Lindbergers Bewachung abgestellten Kollegen an. »Ihr fahrt um elf mit mir zu der Lindberger«, sagte er. »Und von dem Moment an laßt ihr sie nicht mehr aus den Augen.«

Dann tänzelte er zur Tür und hinaus in den Flur.

Punkt elf stand er an der Gegensprechanlage in der Riddargata. Eine Minute später saß er auf dem Sofa bei Justine Lindberger. »Schöne Wohnung«, sagte er.

»Hier ist mein Filofax«, sagte sie und hielt ihn ihm hin. Er blätterte ihn durch und schien unberührt, aber sein Gehirn arbeitete unter Hochdruck. Es gab sieben unbekannte Größen in ihrem unzensierten

Notizkalender, den er im Außenministerium kopiert hatte. Ein G jeden zweiten Montag um zehn, E sonntags um vier, S zu sporadisch wiederkehrenden abendlichen Zeiten, Bro, das jeden Dienstag zu verschiedenen Uhrzeiten erschien, PPP am 6. September um 13 Uhr 30, AJ am 14. August den ganzen Tag und KT am 28. September um 19 Uhr 30. Er hatte sie alle im Kopf und strengte sich an, dämlich auszusehen, während er sich durch die offizielle Version des Filofax hindurchkämpfte.

»Was ist G?« fragte er. »Und E?«

Sie sah peinlich berührt aus. »G bedeutet Maniküre, sie heißt Gunilla. E sind meine Eltern, jeden Sonntag um vier trifft sich die Familie zum Essen. Ich habe eine große Familie«, fügte sie hinzu.

»PPP und AJ? Wie können Sie alle diese Abkürzungen im Kopf behalten?«

»PPP war ein Essen mit Freundinnen am sechsten, mit Paula, Petronella und Priscilla, um genau zu sein. AJ war eine Weiterbildung im Außenministerium, Auslandsjournalistik. Aber jetzt reicht es doch wohl.«

»KT?« Er blieb hartnäckig.

»Klassentreffen«, sagte sie. »Ich treffe meine ehemalige Klasse vom Gymnasium.«

»S und Bro?« sagte er in exakt dem gleichen Tonfall.

Sie sah aus, als sei sie vom Blitz getroffen. »Das gibt

es nicht«, sagte sie und versuchte, die Ruhe zu bewahren.

Er reichte ihr elegant den Filofax zurück. »S zu sporadischen Abendzeiten, Bro jeden Dienstag zu unterschiedlichen Zeiten«, sagte er mit ritterlichem Lächeln.

»Jetzt phantasieren Sie«, sagte sie.

»Es war ja mit Kugelschreiber geschrieben, also mußten Sie loslaufen und einen völlig neuen Filofax kaufen, um die Seiten mit S und Bro zu ersetzen. Was heißt S, und was heißt Bro?«

»Sie hatten kein Recht, in meinen Sachen herumzuwühlen«, sagte sie, dem Weinen nahe. »Ich habe meinen Mann verloren.«

»Es tut mir leid«, sagte er, »aber ich habe durchaus das Recht. Es handelt sich um einen Mordfall von enormer Tragweite. Reden Sie jetzt mit mir.«

Sie schloß die Augen. Und schwieg.

»Diese Wohnung gehört Ihnen«, sagte er ruhig. »Sie wurde vor zwei Jahren gekauft, und Sie haben vier Komma zwei Millionen in bar bezahlt. Sie besitzen auch eine Wohnung in Paris für zwei Millionen, ein Sommerhaus auf Dalarö für zwei Komma sechs Millionen, zwei Autos für siebenhunderttausend, und Sie verfügen über ein Barvermögen von insgesamt achtzehn Komma drei Millionen Kronen. Sie sind achtundzwanzig Jahre alt und verdienen im Außenministerium monatlich einunddreißigtausend. Dazu

kommen natürlich ordentliche Spesen, wenn Sie im Ausland sind. Sie kommen aus einer einigermaßen wohlhabenden Familie, aber keiner reicht an Ihre Summen heran. Können Sie das erklären? Wie haben Sie es Eric erklärt?«

Sie blickte auf. Ihre Augen waren gerötet, aber sie weinte nicht, noch nicht. »Eric akzeptierte es, ohne zu fragen. Meine Familie ist reich, sagte ich, und damit gab er sich zufrieden. Das sollten Sie auch tun. Er war zufrieden mit allem, was hier im Leben ein bißchen Freude schenkt. Gut angelegtes Geld. Geld, das sich vermehrt. Hat man ein Vermögen, dann arbeitet es für einen. Es ist Geld, das in diesem Land Geld verdient, das müssen Figuren wie Sie auch akzeptieren.«

»Das tue ich nicht«, sagte Söderstedt, ohne den Tonfall zu verändern.

»Das sollten Sie aber besser!« schrie sie.

»Was bedeutet S und Bro?« sagte er.

»Bro bedeutet Bro!« schrie sie. »Jeden Dienstag habe ich einen Mann namens Herman in Bro getroffen. Wir haben gefickt. Okay?«

»Hat das Eric auch ein bißchen Freude im Leben geschenkt?«

»Hören Sie auf!« schrie sie. »Glauben Sie nicht, daß ich deswegen Gewissensbisse genug hatte? Er wußte davon, und er hat es akzeptiert.«

»Und S?«

Sie starrte ihn mit wildem Blick an und krümmte sich zusammen. Hatte er sie zu hart angefaßt?

»Da jogge ich«, sagte sie ruhig und atmete aus. »Das sind meine Joggingzeiten. Ich arbeite so viel, daß ich mein Jogging einplanen muß.«

»S wie in Jogging?«

»S wie in Stretching. Das Stretchen dauert länger als das Joggen.«

Er sah sie belustigt an. »Sie planen Ihr Stretching ein? Und Sie wollen, daß ich das glaube.«

»Ja.«

»Und das Geld?«

»Erfolgreiche Börsenspekulation. In Schweden kann man wieder Geld verdienen, Gott sei Dank.«

»Und es hat nichts mit zwielichtigen arabischen Geschäften zu tun?«

»Nein.«

»Ausgezeichnet. Seit einer Viertelstunde stehen Sie unter Bewachung durch die Schutzeinheit des Reichskriminalamts. Wir sind der Meinung, daß Sie in Lebensgefahr schweben.«

Sie starrte den hinterhältigen Finnen haßerfüllt an. »Schutz oder Überwachung?« fragte sie mit erkämpfter Ruhe.

»Wählen Sie selbst«, sagte Arto Söderstedt und verabschiedete sich.

Es hätte ein *bißchen* besser gehen können, aber er war dennoch zufrieden.

Jorge Chavez hatte an die hundert Wagen ad acta gelegt und konzentrierte sich jetzt auf einen einzigen. Es war ein Vabanquespiel. Die nicht existierende Firma hieß Konditori Havreflarnet, was sich harmlos anhörte und sich gerade deshalb außerordentlich gut zur Tarnung eignete. Sie sollte in der Fredsgata in Sundbyberg liegen, doch da gab es keine verdamnte Konditorei, nur ein stinknormales, tristes Konsum.

Er arbeitete sich mit gewohnter Intensität durch die Firmenkartei des Gewerbeaufsichtsamts, und schließlich gelang es ihm, als Firmeninhaber einen Sten-Erik Bylund auszumachen, der bei der Entstehung der Handelsgesellschaft im Jahre 1955 im Rasundaväg in Solna gewohnt hatte. Das Register der Reichsversicherungsbehörde zeigte, daß die Firma in Konkurs gegangen war, und Chavez sah sich gezwungen, eine in höchstem Grade manuelle Kartei zu konsultieren und die Akten über Konkursverfahren durchzublättern. Am Ende fand er, was er suchte: Die Konditori Havreflarnet war 1986 in Konkurs gegangen. Der Volvo mit der B-Nummer war 1989 zugelassen worden, drei Jahre nachdem die Firma den Geist aufgegeben hatte. Noch heute war also die in der Praxis nicht existierende Firma als Fahrzeughalter verzeichnet. Steuer und Versicherung waren bezahlt, doch das Geld kam nicht von der Konditori Havreflarnet.

Er fand einen Sten-Erik Bylund, wohnhaft in Ris-sne. Er begab sich, ohne weitere Überlegungen anzustellen, zu der Adresse, um hart gegen hart zu setzen, eine Taktik, die sich indessen als unangemessen erwies, weil es sich bei der Adresse um ein Altenpflegeheim und bei Bylund um einen hochgradig senilen Dreiundneunzigjährigen handelte. Chavez gab nicht auf, sondern setzte sich dem sein zweites Frühstück genießenden Alten gegenüber und schaute zu, wie dieser sich die Banane in die Achselhöhle steckte. Vielleicht war dies trotz allem keine besonders glaubwürdige CIA-Tarnung.

»Warum haben Sie Ihren Volvo Kombi auf den Namen der Konditorei Havreflarnet registrieren lassen, obwohl die Firma drei Jahre vorher in Konkurs gegangen war? Wer bezahlt die Rechnungen? Wo ist der Wagen?«

Sten-Erik Bylund beugte sich zu ihm vor, wie um ein Staatsgeheimnis mitzuteilen. »Schwester Sten ist stolz auf ihr Bein aus Holz«, sagte er. »Und mein Vater war eine strenge alte Dame, die hatte nichts gegen ein Zwicken oder zwei auf die schnelle.«

»Auf die schnelle?« sagte Chavez fasziniert. Konnte das ein Kode sein?

»Na, aber klar. Er war häufig wie eine Hündin zwischen den Mischrassen. Bruder Linas Brüste wecken heiße Lüste.«

Auch wenn er noch unter einer leichten Fahrtblind-

heit litt, hatte Chavez jetzt ernste Zweifel, vor allem als Bylund plötzlich aufstand und einer alten Dame sein Geschlecht zeigte, die jedoch nur laut gähnte.

»Mit meinem Alfons war das ganz was anderes«, sagte sie zu ihrer Tischnachbarin. »Der war gut bestückt, das kann ich dir sagen. Einen richtigen Ochsenbraten hatte er da baumeln. Leider hing er nur da und baumelte.«

»Ja, meine Süße«, erwiderte die Tischnachbarin. »Als mein Oliver und ich einmal im Dunkeln saßen und knutschten und er ihn mir hinhielt, da sagte ich aus Versehen: ›Nein danke, mein Lieber, mir ist gerade nicht so nach rauchen.« Obwohl er Stunde um Stunde machen konnte, bis man richtig mürbe war, verstehst du, meine Süße. Auch wenn man selbst einen Größeren hatte, wenn du verstehst, was ich meine.«

Chavez bekam den Mund nicht mehr zu und mußte zu Kreuze kriechen. Als er wegging, hörte er die Damen tuscheln: »War das nicht der neue Arzt, meine Süße? Er ist aus dem Libanon, habe ich gehört. Je kleiner der Körper, um so größer das Glied, sagen sie da unten in den Tropen.«

»Ich glaube, das war Oliver. Er besucht mich manchmal. Dafür, daß er tot ist, hat er noch immer ein ordentlich straffes Hinterteil, meine Süße.«

Paul Hjelm fröstelte. Von all den Grenzlinien, die er

in den letzten vierundzwanzig Stunden überschritten hatte, war die des Wetters die grausamste. Er stand unter dem Schirm mit dem Polizeilogo und sah in geringer Entfernung die langgestreckte Lagerhalle der Firma LinkCoop sich durch das streifige Perpetuum mobile des Regens abzeichnen. Er verstand, was Nyberg gemeint hatte, als er von liegenden Wolkenkratzen sprach. Ein Downtown-Wolkenkratzer in Täby und ein Slumwolkenkratzer im Freihafen. Beide waren umgefallen.

Er passierte mit hoch erhobenem Ausweis das Wachhäuschen und bewegte sich an dem laderampenverzierten Gebäude entlang nach rechts. Die Hölle hatte viele Erscheinungsformen. Er war in einer Drogenhöhle in Harlem gewesen, in Lamar Jennings' trister Wohnung, in der Folterkammer in Kentucky: So verschieden und doch so gleich. Und nun dies, ein tristes graues Lagergebäude im Freihafen, wo die einzige belebende Veränderung seit vielen Jahren das Firmenlogo war, das in spektakulär spektralen Spektren glühte und funkelte. Hier hatte Eric Lindberger seine Hölle erlebt, Benny Lundberg die seine und Lamar Jennings die seine.

Er schaute hinter die weißroten Bänder, die die äußerste rechte Tür der langgestreckten Halle versperrten. Das einzige, was er durch die Regenschleier sah, waren die Leute der Spurensicherung, die sich mit diversem Werkzeug in den Händen hin und

her bewegten. Er trat einen Schritt näher und stand an der Treppe eines Lagerlokals, das verblüffend an Wayne Jennings' geheime Folterkammer in Kentucky erinnerte. Der am Boden verschweißte gußeiserne Stuhl schien nahezu identisch zu sein, ebenso die Betonwände und die nackte Glühbirne.

»Wie sieht es aus?« rief er den Technikern zu.

»Ganz ordentlich«, rief einer von ihnen zurück. »Viel organisches Material hier. Hauptsächlich vom Opfer, nehme ich an, aber weil er nicht dazu kam sauberzumachen, könnten wir Glück haben.«

Als das Licht in den Raum fiel, sah er relativ harmlos aus, entwaffnet. Hier hatte also die eigentliche Konfrontation stattgefunden. Hier hatte sich Lamar Jennings mit dem nach einem Abdruck in Modelliermasse angefertigten Schlüssel Zugang verschafft, sich hinter die Kartons in der Ecke gelegt und auf den Vater gewartet; das wirkte am plausibelsten. Wayne Jennings kam mit Eric Lindberger, der entweder bereits bewußtlos oder noch mit Jennings im Gespräch war, setzte ihn in den Stuhl, zog seine Zangen hervor und fing an. Die Konfrontation mit dem teuflischen Vater, den er fünfzehn Jahre lang für tot gehalten hatte, noch dazu beim Ausführen der Handlung, die das grauenvollste seiner inneren Bilder ausmachte, wurde zuviel für Lamar, er konnte nicht kalt bleiben, sondern verriet sich. Wayne hörte ihn, zog die Pistole und exekutierte ihn auf der Stelle.

Man konnte also kaum von einer Konfrontation sprechen. Ein schnelles Beseitigen eher, ohne weitere Überlegung, wie wenn man eine Mücke totschießt, ohne mit dem Rasenmähen aufzuhören. Ein stilles Ende.

Hjelm ging in den Eingang unter dem großen, grotesken LinkCoop-Logo und sprach mit der Rezeptionistin, einer geerbten fünfundvierzigjährigen Dame im blauen Arbeitsoverall, der erkennen ließ, daß sie auch als Lagerverwalterin fungierte.

»Was ist das für ein Lager da ganz hinten?« fragte Hjelm.

»Das ist ein Reserveraum«, sagte sie, ohne aufzublicken; offenbar hatte sie es heute schon mehrmals gesagt. »Das bedeutet, daß er leer steht. Wenn wir eine Lieferung hereinbekommen, die größer ist, als wir erwartet haben, gibt es da zusätzlichen Platz. Wir haben ein paar davon.«

»Hält sich dort häufiger jemand auf?«

»In Lagerräumen hält man sich nicht auf«, sagte sie schnippisch. »Da lagert man Sachen.«

Er redete ein bißchen allgemein mit den Lagerarbeitern. Keiner wußte etwas, keiner verstand etwas. Einbruch, ja, das haben wir erlebt, aber Mord, das ist vollkommen wahnsinnig.

Er verlor die Lust und fuhr nach Hause.

Nach Hause ins Polizeipräsidium.

Kerstin Holm fühlte sich nicht in der Verfassung,

schwere, anstrengende Gespräche zu führen wie mit Benny Lundbergs Eltern. Sie spürte den Jetlag und hatte außerdem eine stressige Arbeitswoche hinter sich. Sie wollte schlafen. Statt dessen saß sie in einer kleinen Wohnung in Bagarmossen bei einem geschockten und trauernden Paar, das sie persönlich für ihr Unglück verantwortlich machte.

»Mit der Polizei geht es bergab«, sagte der Vater, der sich Mühe gab, das Gesicht zu wahren, obwohl jedes seiner Worte seine tiefe Trauer verriet. »Wenn sie das Verbrechen bekämpfen würden, statt sich positiver Sonderbehandlung und anderem Scheiß zu widmen, dann würde unser Sohn nicht wie ein verdammtes Paket daliegen, dem man nur noch den Gnadenschuß verpassen kann. Jeder zweite Bulle ist eine Frau. Ich bin ein alter, fatter Schulhausmeister, aber ich würde locker zehn von diesen Bullenweibern von mir abschütteln und abhauen, glauben Sie mir.«

»Ich glaube es Ihnen«, sagte das Bullenweib, um weiterzukommen.

»Laßt die Männer ihre Dinge tun und die Frauen ihre, verdamme ich!«

»Ihren Sohn hat ein Mann mißhandelt und keine Frau.«

»Das wäre auch noch schöner!« schrie der Vater verwirrt. »Ein Mann ist Herr in seiner Burg. Es geht mit allem bergab.«

»Jetzt hören Sie auf, und setzen Sie sich hin«, mußte sie ihn schließlich anschauen.

Der große Mann starrte sie an, verstummte mitten in seinem Redeschwall und setzte sich wie ein gescholtener grüner Bengel.

Kerstin fuhr fort: »Ich bedaure wirklich und zutiefst, was Ihrem Sohn zugestoßen ist, aber was er braucht, ist Ihre Hilfe dabei, wieder hochzukommen, keine Gnadenschüsse.«

»Lasse würde das nie tun«, schluchzte die kleine verhuschte Mutter. »Er ist nur so ...«

»Ich weiß«, unterbrach Kerstin. »Keine Sorge, aber bitte beruhigen Sie sich und versuchen Sie, meine Fragen zu beantworten. Benny wohnte ja zu Hause. Er hatte im August Urlaub. Wissen Sie, warum er fast unmittelbar danach wieder Urlaub machte?«

Der Vater saß vollkommen erstarrt da. Die Mutter zitterte, antwortete aber: »Er war im August mit ein paar Freunden vom Militär auf Kreta. Mehr Urlaub hatte er nicht geplant. Aber er spricht ja nur noch so wenig mit uns.«

»Sagte er nichts davon, warum er zu Hause war?«

»Er habe Sonderurlaub bekommen. Das war alles, was er gesagt hat. Einen Bonus.«

»Bonus für was?«

»Das hat er nicht gesagt.«

»Welchen Eindruck machte er in diesen Tagen?«

»Froh. Froher als seit langem. Erwartungsvoll. Als

hätte er beim Bingo gewonnen oder so.«

»Hat er gesagt, warum?«

»Nein, nichts. Wir haben auch nicht gefragt. Ich war wohl ein bißchen in Sorge, daß irgendein krummes Ding lief, jetzt, wo er endlich eine ordentliche Arbeit bekommen hatte.«

»Hat er früher krumme Dinger gedreht?«

»Nein.«

»Ich bin hier, weil ich seinen ...« – sie hätte beinah Mörder gesagt – »seinen Peiniger fassen will, nicht um ihm etwas anzulasten. Erzählen Sie jetzt.«

»Er war Skinhead. Früher. Dann machte er die Ausbildung bei der Marine und wurde ein neuer Mensch. Er versuchte, Berufssoldat zu werden, und bewarb sich bei der Polizeihochschule, aber seine Noten waren zu schlecht. Dann bekam er diese Arbeit als Wachmann. Es war wunderbar.«

»Ist er vorbestraft?« fragte Kerstin und verfluchte ihre Säumigkeit; natürlich sollte sie nicht hier sitzen und sie danach fragen, das hätte sie im voraus wissen sollen. Hätte nicht einer von denen, die ein bißchen besser mit so was vertraut waren, dies übernehmen können? Gunnar Nyberg wollte doch nichts lieber als Feldarbeit machen. Sie kam praktisch direkt aus den USA. Dämlicher Alter, dachte sie mit Adresse Hultin.

»Ein paar Jugendstrafen wegen Körperverletzung«, sagte die Mutter verlegen. »Aber nur gegen Neger«,

fügte sie schnell hinzu.

**Gott im Himmel, dachte Kerstin Holm. Sie sagte:
»Seitdem nichts?«**

»Nein.«

»Okay. Was können Sie über gestern erzählen?«

**»Er war ziemlich angespannt. Saß eingeschlossen
in seinem Zimmer und telefonierte ziemlich viel.«**

»Sie haben nicht gehört, was er gesagt hat?«

»Glauben Sie, ich belausche heimlich meinen eigenen Sohn?«

Ja, dachte Kerstin. »Nein«, sagte sie. »Natürlich nicht. Aber man kann ja zufällig was mitbekommen.«

»Nein, das kann man nicht.«

Die nicht auch noch, dachte Kerstin und stöhnte. Sie bildete sich ein, daß sie das Stöhnen weitgehend in ihrem Innern behielt. »Entschuldigung«, sagte sie matt. »Und was geschah danach?«

»Gegen fünf ging er aus. Er sagte nicht, wohin, aber er wirkte nervös und aufgeregt. Als würde er einen Bingogewinn abholen oder so.«

»Und er hat nichts gesagt, woraus man entnehmen könnte, wohin er wollte oder was er vorhatte?«

»Er sagte nur: ›Jetzt könnt ihr bald hier ausziehen, Mama.««

»Haben Sie etwas in seinem Zimmer angefaßt?«

»Wir haben die ganze Nacht im Krankenhaus gesessen. Nein, wir haben nichts angefaßt.«

»Darf ich es mir ansehen?«

Sie wurde zu einem Raum geführt, dessen Tür den Eindruck eines Jungenzimmers machte. Dicht an dicht alte, abblätternde Aufkleber von Kaugummi-päckchen.

Innen war es ein wenig anders. Sie dankte der Mutter und machte ihr die Tür vor der Nase zu. Eine enorme schwedische Fahne bedeckte zwei Wände des Zimmers, sie war in der Mitte hinter dem Bett geknickt. Sie hob den Stoff ein wenig an und blickte dahinter. Ein paar Banderolen waren ein Stück weit hinter der Flagge versteckt. Sie sah sie nicht richtig, doch sie erkannte die schwarzweißgoldroten Streifen; wahrscheinlich waren es Miniatur-Nazifahnen. Sie schaute ein bißchen zwischen den CDs. Heavy Metal hauptsächlich, aber auch ein paar »Weiße-Macht«-Scheiben. Eins war klar, Benny Lundberg hatte mit seiner Vergangenheit nicht besonders radikal gebrochen.

Sie ging zum Telefon auf dem Nachttisch und suchte nach einem Telefonblock. Sie fand ihn schließlich auf dem Fußboden. Er war leer, aber auf dem obersten Blatt waren Vertiefungen zu erkennen; daran können sich die Kriminaltechniker die Zähne ausbeißen, dachte sie und hatte das Gefühl, daß sie zitierte. Sie nahm den Hörer ab und drückte auf die Wahlwiederholungstaste. Fräulein Uhr leierte ihr Zahlen ins Ohr. Sie schnitt eine enttäuschte Grimas-

se. Das einzige, was sie daraus schließen konnte, war, daß Lundberg eine bestimmte Zeit auf gar keinen Fall verpassen wollte.

Sie wählte eine Nummer.

»Teleservice? Hier ist Kerstin Holm, Reichskriminalamt. Sehen Sie meine Nummer auf dem Display? Gut. Können Sie eine Eilüberprüfung vornehmen und eine Aufstellung sämtlicher eingegangener und ausgegangener Gespräche der letzten vierundzwanzig Stunden an Kommissar Jan-Olov Hultin beim Reichskriminalamt mailen? Höchste Dringlichkeitsstufe. Danke.«

Sie inspizierte rasch den überfüllten Schreibtisch. Comics, Pornohefte ganz offen, was würde die Mama sagen? Reklamestifte, Militärzeitschriften, Müll. In der obersten Schublade zwei Dinge von Interesse: zum ersten ein kleiner Beutel mit Pillen, ohne Zweifel die guten alten Russeneinser, anabole Steroide; zum zweiten eine kleine Dose mit Schlüsseln, vermutlich Reserveschlüssel: Hausschlüssel, Autoschlüssel, Fahrradschlüssel, Schlangenschloßschlüssel, Kofferschlüssel und schließlich ein Schlüssel, den sie vage kannte. War das nicht ein Schlüssel für ein Bankfach? Was konnte Benny Lundberg in einem Bankfach haben? Seine Waffe? Es lag bestimmt ein ganzes Arsenal unter den Fußbodenbrettern, aber kaum in einem Bankfach. Nein, das paßte nicht ins Profil. Sie griff erneut zum Telefon.

»Ist da der Kundendienst von Sparbanken? Hej, hier Kerstin Holm, Reichskriminalamt. Haben Sie ein Zentralregister Ihrer Bankfachinhaber? Oder muß ich – okay, ich warte. Hej, Polizei hier, Kerstin Holm, Reichskriminalamt. Haben Sie ein Zentralregister Ihrer Bankfachinhaber? Oder muß ich zu jeder einzelnen Filiale gehen? Aha, ausgezeichnet. Es dreht sich um Lundberg, Benny. Wie man's spricht. Nein, okay. Danke für die Unterstützung.«

Sie rief mit Hilfe der Auskunft noch einige Banken an. Schließlich hatte sie Glück. Die Handelsbank in der Götgata bei Slussen. Vielen Dank. Sie nahm den Notizblock und den Bankfachschlüssel mit, das mußte reichen. Bennys Mutter stand nicht unerwartet unmittelbar vor der Tür, als Holm sie ohne Vorwarnung aufriß. Sie wischte einen Fleck am Türpfosten fort.

»Haben Sie ein neueres Bild von Benny?« fragte Kerstin Holm kurz angebunden.

Die Mutter irrte eine Weile durch die Wohnung und fand ein Bild der ganzen Familie. Benny stand in der Mitte, die Arme um die Eltern gelegt, die unbestreitbar sehr klein aussahen.

Er lachte breit und ein wenig gekünstelt. Okay, das mußte genügen.

Als sie die Eltern mit ihrer nach innen gekehrten Trauer verließ – und welche Trauer ist nicht nach innen gekehrt? saß der Vater noch immer wie verstei-

nert auf dem Sofa.

Sie nahm die U-Bahn nach Slussen. Es ging schnell. Sie kämpfte sich im strömenden Regen den Peter Myndes Backe hinauf und bog in die dort beginnende Götgata ein, ging noch ein paar Meter aufwärts, an den Geldautomaten vorbei und in die Handelsbank. Sie ging an der elektronischen Schranke vorbei, was zu lautstarken Protesten der Mittagspäusler führte, und hielt ihren Polizeiausweis in die Höhe. »Es geht um ein Bankfach«, sagte sie zu der Kassiererin.

»Das ist dort drüben«, sagte die Kassierererin und zeigt auf einen Mann mit Schlips, der seelenruhig während des Mittagsansturms dasaß und seine Nägel säuberte. Er stand auf, als er den Polizeiausweis sah.

»Bankfach. Benny Lundberg«, sagte sie kurz.

»Schon wieder?«

Sie zuckte zusammen. »Wieso wieder?«

»Sein Vater war hier, als wir gerade geöffnet hatten, und war am Bankfach. Er hatte eine unterzeichnete gesetzliche Vollmacht und seinen eigenen sowie den Ausweis des Sohns mit.«

»Verflucht«, sagte sie. »Wie sah er aus? So?«

Sie hielt dem Bankangestellten das Familienfoto der Lundbergs hin. Er nahm es und gab es sofort zurück. »Absolut nicht«, sagte er. »Dies hier ist ja ein Arbei... ein ganz anderer Typ.«

»Das ist Benny Lundbergs Vater«, sagte sie. Das Gesicht des Mannes wurde lang und länger. »Wie sah er aus?« wiederholte sie.

»Ein älterer distinguiierter Herr mit Bart.«

»Da sieht man mal«, sagte sie. »Mit Bart und allem. Sie begleiten mich jetzt ins Präsidium und helfen uns bei der Erstellung eines Phantombilds.«

»Aber ich arbeite.«

»Nicht mehr. Zuerst einen schnellen Blick ins Bankfach, das leer sein dürfte. Nummer?«

»254«, sagte der Mann und zeigte den Weg.

Benny Lundbergs Bankfach war in der Tat leer. Leerer ging's nicht.

Sie nahm den Bankangestellten mit, und sie setzten sich in ein Taxi. Auf zu neuen Phantombildern. Allmählich hatte sie die Phantome satt.

Viggo Norlander hatte Kopfschmerzen. Gunnar Nyberg hatte Kopfschmerzen. Norlander hatte seinen ganzen Krempel genommen, war umgezogen zu Nyberg und hatte in einer Blitzaktion Kerstin Holms Platz okkupiert. Da saßen sie jetzt und versuchten, ihre klugen Köpfe zusammenzustecken, ohne zusammenzustoßen.

Zwischen ihnen lag ein Stapel Endlospapier mit dem Ausdruck einer Liste der Einwanderer des Jahres 1983; da waren sie gesammelt, wie in einem extrem komprimierten und vollkommen egalitären Ghetto. Chavez, der den Ausdruck hatte machen las-

sen, hatte dafür gesorgt, daß die amerikanischen Einwanderer ein Sternchen in der Spalte vor ihrem Namen bekamen. Ansonsten war die Aufstellung chronologisch geordnet.

Es waren Tausende von Namen, doch nur etwa einhundert Amerikaner. Trotzdem dauerte es seine Zeit. Es mußten viele Informationen verglichen werden, Abstimmungen von Geschlecht und Alter und diesem und jenem.

Norlander war übel. Er hatte das Krankenhaus viel zu früh verlassen. Die mikroskopisch kleinen Zahlenreihen tanzten ihm vor den Augen. Dieser verdammte übereifrige Chavez hatte garantiert eine Schriftgröße ausgesucht, die perfekt geeignet war, die Kopfschmerzen zu erhalten und Übelkeit zu fördern. Er lief hinaus und übergab sich. Nyberg hörte ihn durch die offenen Türen. Es war eine prachtvolle Kaskade, deren Geräuschwellen durchs Polizeipräsidium hallten.

»Das hat's gebracht«, sagte er, als er zurückkam.

»Fahr nach Hause und schlaf«, sagte Nyberg und befingerte seine bandagierte Nase.

»Nur wenn du das auch tust.«

»Okay, dann laß uns mal. Keine Pausen mehr.«

Norlander warf ihm einen mörderischen Blick zu und machte weiter.

Schließlich kristallisierte sich eine Liste von achtundzwanzig Personen heraus, männliche Amerika-

ner, die um 1950 geboren waren. Sechzehn von ihnen hatten sich 1983 in Stockholm und Umgebung befunden. Jetzt mußte eine Abstimmung aller achtundzwanzig mit dem Melderegister vorgenommen werden, um zu sehen, wer von ihnen zum jetzigen Zeitpunkt noch in Schweden war und sich in Stockholm und Umgebung aufhielt. Es waren vierzehn.

»Sind Diplomaten mit auf der Liste?« fragte Nyberg.

»Weiß nicht. Ich glaube nicht. Die sind ja keine Einwanderer.«

»Kann er nicht an der amerikanischen Botschaft gelandet sein?«

»Der Kentuckymörder an der amerikanischen Botschaft? Wäre das nicht doch ein bißchen happig?«

»Naja. Es war nur so ein Gedanke.«

»Vergiß ihn.«

»Gastforscher vielleicht? Diese Liste ist nicht komplett.«

»Ich muß an die Luft«, sagte Norlander, der wie ein Chamäleon wieder die Farbe des Verbands annahm.

»Ich mach die obere Hälfte bis – was steht da? – Harold Mallory in Vasastan. A bis Ma. Du nimmst die untere.«

Norlander verschwand, bevor Nyberg ihm davon abraten konnte, den Wagen zu nehmen. Er hatte keine Lust, ihn als, Zitat, ›in extremem Drogenrausch‹ Geschnappten aus Dalshammar abzuholen.

Nyberg blieb sitzen. Er starrte auf Norlanders Ge-

kritzel, eine kopierte Liste mit sieben amerikanischen Einwanderern anno 1983, um die er sich jetzt kümmern sollte. Morcher, Orton-Brown, Rochinsky, Stevens, Trast, Wilkinson, Williams.

Konnte man Trast heißen, Drossel? Papa Schwarzdrossel. Hieß es auf englisch eigentlich trast?

Gunnar Nyberg fühlte sich nicht richtig motiviert. Obwohl er genau das sein sollte. Es kam ihm zu trostlos vor, ein routinemäßiges Durchkämmen. Dabei wollte er nur raus und dem Mörder eins auf die Schnauze geben. Wenn er seinen Schock mit Benny Lundberg außer acht ließ, kam er nicht richtig klar damit, daß Wayne Jennings ihn hatte zu Boden schlagen dürfen.

Niemand schlug Gunnar Nyberg zu Boden. Das war Regel Nummer eins.

Er blieb ein bißchen länger, als er sollte. Er trat an den Spiegel und untersuchte sein Gesicht. Sein Verband war auf einen Nasenschutz reduziert, eine Plasticschiene von der Art, wie heroische Fußballspieler sie tragen, nachdem der Arzt den Blutstrom gestillt hat. Sie war mit bizzaren Gummibändern im Nacken befestigt. Blaue Flecken begannen sich um den Nasenschutz herum auszubreiten. Er verzichtete darauf, sich vorzustellen, wie es darunter aussah. Es war zum Kotzen, daß er immer wie ein Schlachtfeld aussehen mußte, wenn die Fälle ihrer Lösung zugingen.

Denn der Fall ging doch wohl seiner Lösung zu?

Er kehrte an den Schreibtisch zurück und sank auf den Stuhl, der besorgniserregend knarrte. Er hatte Gruselgeschichten von Bürostühlen gehört, die durchgedreht waren und sich in gräßliche Folterinstrumente verwandelt hatten, Mechanismen, die einen halben Meter hoch in den Enddarm schossen. Er dachte an sein zusammengebrochenes Bett und schaukelte ganz leicht im Stuhl. Er klang wirklich ein kleines bißchen mörderisch. Die Rache der Bürostühle IV. Der Hollywooderfolg lief vor ausverkauften Häusern. Durchgesessene Kinossessel jubelten und ließen Federn springen, die die Leinwand durchbohrten. Kein Computerbildschirm blieb trocken. Gardinen schneuzten sich in sich selbst. Büro um Büro überall in den USA revoltierte.

Zerstreutheit war nur der Vorname. Warum? Es gab immer einen Anlaß für seine Zerstreutheitsanfälle. Etwas scheuerte irgendwo, irritierte. Etwas machte, daß er mit der Liste nicht hundertprozentig zufrieden war.

Er begann die Namen zu sortieren und eine geeignete Routenführung zurechtzulegen. Drei in der Innenstadt, zwei in nördlichen Vororten, einer im Süden. Obwohl sie jetzt sicher arbeiteten. Also Arbeitsplätze. Huddinge, zwei in Kista, zwei an der Technischen Hochschule, Nynäshamn, Danderyd. Reihenfolge: Danderyd, Technische Hochschule, Ki-

sta, Huddinge, Nynäshamn. Oder Kista, Danderyd, Technische Hochschule, Huddinge, Nynäshamn. Das war vielleicht besser.

Er legte die Liste hin und starrte an die Wand. Er testete seine Stimme und arbeitete sich durch eine Skala. Unschröner nasaler Ton. Wieder eine Verletzung, die seine Singstimme beeinträchtigt hatte. Darin lag etwas Unangenehmes. Strafe? Mahnung? Mahnung vielleicht. Erinnerung.

Plötzlich waren sie wieder da. Gunilla. Die geplatzten Augenbrauen. Tommys und Tanjas kugelrunde Augen. Müßt ihr ausgerechnet jetzt kommen?

Es gab einen einzigen versöhnlich stimmenden Zug in seiner Vergangenheit: Er hatte nie die Kinder angerührt, nicht ein einziges Mal die Hand gegen Tommy und Tanja erhoben.

Bekam er deswegen die ganze Zeit Prügel, daß es ihm die Stimme verzernte? Damit er nie vergaß, warum er sang? Gerade weil es eine unglaublich unpassende Gelegenheit war, ergriff er sie.

Es gab zwei Tommy Nybergs in Uddevalla. Er rief den ersten an. Er war vierundsiebzig und stocktaub. Er rief den zweiten an. Eine Frau meldete sich. Ein Baby schrie im Hintergrund. Eine Enkelkind? dachte er.

»Ich möchte Tommy Nyberg sprechen«, sagte er mit überraschend fester Stimme.

»Er ist nicht zu Hause«, sagte die Frau. Sie hatte

eine feine Stimme. Mezzosopran, schätzte er.

»Darf ich nur zuerst fragen: Wie alt ist Tommy?«

»Sechszwanzig«, sagte sie. »Wer sind Sie denn?«

»Sein Vater«, sagte er geradeheraus.

»Sein Vater ist tot. Hören Sie auf.«

»Ist das sicher?«

»Mausetot. Ich habe ihn gefunden. Und jetzt hör auf mit den Faxen, alter Sack.«

Sie knallte den Hörer auf. Er mußte ja nicht mehr unbedingt in Uddevalla wohnen, klar. Außerdem war Tommy vierundzwanzig, rechnete er rasch aus. Alter Sack? dachte er und lachte. Ein Galgenlachen. Es gab noch eine Chance.

Es gab eine Tanja Nyberg-Nilsson. Verheiratet. Ein Doppelname.

Er rief an. Eine Frauenstimme meldete sich. Sanft. Ruhig.

»Tanja.«

Was bildete er sich ein, den Frieden zu stören? Leg auf, leg auf, leg auf, sagte seine innere Stimme. Du hast deine Schiffe hinter dir verbrannt. Es ist zu spät.

»Hallo«, sagte er und schluckte heftig.

»Hallo, wer ist da?«

ja, wer war da? Der unbekannten Frau eben hatte er unbedacht das Wort »Vater« hingeworfen. War das wirklich ein Titel, um den er sich verdient gemacht hatte?

»Gunnar«, sagte er in Ermangelung eines besseren Einfalls.

»Welcher Gunnar?« sagte die Frau und verstummte. Sie sprach einen Westküstendialekt; es klang nach Göteborg, aber auch nicht ganz.

»Gunnar Trolle?« sagte sie nach einer Weile, ein wenig mißtrauisch. Warum rufst du an? Es ist schon lange vorbei, das weißt du.«

»Nicht Gunnar Trolle«, sagte er. »Gunnar Nyberg.« Es wurde vollkommen still. Hatte sie aufgelegt?

»Papa?« sagte sie fast unhörbar.

Die kugelrunden Augen. War es möglich weiterzureden?

»Geht es dir gut?« fragte er.

»Ja«, sagte sie nur. »Warum...«

Sie brach ab.

»Ich habe in der letzten Zeit viel an euch gedacht«, sagte er.

»Bist du krank?« fragte sie.

Ja, vollkommen unsäglich.

»Nein. Nein, ich ... weiß nicht. Ich wollte nur wissen ... ob ich euch völlig zerstört habe. Sonst nichts.«

»Du hast versprochen, nie Kontakt zu uns aufzunehmen, hat Mama gesagt.«

»Ich weiß. Ich habe es gehalten. Jetzt seid ihr erwachsen.«

»Einigermaßen«, sagte sie. »Wir haben nie von dir

gesprochen. Es war, als hättest du nie existiert. Bengt ist unser Vater geworden. Unser richtiger Vater.«

»Bengt *ist* euer richtiger Vater«, sagte er. Wer zum Teufel war Bengt? Er fuhr fort: »Ich bin etwas anderes. Ich würde dich gern treffen.«

»Ich erinnere mich nur an Schreie und Gewalt«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was das für einen Unterschied machen würde.«

»Ich auch nicht. Würdest du mir verbieten zu kommen?«

Sie schwieg. »Nein«, sagte sie schließlich. »Nein, das würde ich nicht.«

»Du bist verheiratet«, sagte er, um seinen inneren Jubel zu verbergen.

»Ja«, sagte sie. »Noch keine Kinder. Keine Enkel«, fügte sie hinzu.

»Deshalb rufe ich nicht an«, sagte er.

»Doch«, sagte sie.

»Wie geht es Tommy?«

»Gut. Er wohnt in Stockholm. Östhammar. Er hat einen Sohn. Da hast du deinen Enkel.«

Er nahm die kleinen Hiebe mit offenen Armen entgegen. Mitten auf die Nasenmaske, mit einem Lächeln.

»Und Gunilla?« fragte er vorsichtig.

»Sie wohnt noch zusammen mit Papa in dem Haus. Sie überlegen, ob sie sich statt dessen eine Wohnung

und ein Sommerhaus anschaffen sollen.«

»Gute Idee«, sagte er. »Bis bald dann. Ich melde mich.«

»Hej dann«, sagte sie. »Paß auf dich auf.«

Das würde er tun. Mehr denn je. Dieser sanfte Udevalladialekt. Dabei hatte sie ein so ausgeprägtes Stockholmerisch geredet. Er erinnerte sich noch so gut an die kleinen E statt der Ä. Guck mal Mama, der Ber da im Kefig. Man konnte ein anderer werden. Den Dialekt wechseln und ein anderer werden.

Da kam ihm der Gedanke. Genau da und in diesem Moment kam ihm der Gedanke.

Genau da und in diesem Moment faßte Gunnar Nyberg den Kentuckymörder.

Er brauchte nicht Amerikaner zu sein. Es wäre sogar sinnvoller gewesen, ihn zu etwas anderem zu machen. Vielleicht nicht Norweger oder Kenianer, aber etwas, was plausibel war.

Er blätterte wie wild in der Computerliste. Er nahm sich Namen für Namen für Namen vor und ignorierte die Sternchen.

Hjelm kam herein. Er starrte verwundert auf den intensiv lesenden Giganten. Eine enorme Aura von Energie stieg wie eine Gewitterwolke über ihm auf.

»Hej du«, sagte Hjelm.

»Schnauze«, sagte Nyberg liebenswert.

Hjelm setzte sich und hielt die Schnauze. Nyberg las weiter. Es verging eine Viertelstunde, zwanzig Minu-

ten.

April, Mai. 3. Mai: Steiner, Wilhelm, Österreich, geb. 42, Hün, Gaz, Mongolei, geb. 64, Harkiselassie, Winston, Äthiopien, geb. 60, Stankovskij, B ...

Gunnar Nyberg hielt abrupt inne. »Knall, Peng, Treffeeer«, brüllte er. »The Famous Kentucky Killer. Hol ein Foto von Wayne Jennings. Sofort!«

Hjelm starrte ihn an und schlich hinaus, auf einmal maßlos untergeben. Nyberg sprang auf und ging im Zimmer auf und ab, nein, rannte im Zimmer auf und ab wie eine gemästete Ratte in einem zu kleinen Eichhörnchentretrad.

Hjelm kam zurück und warf Wayne Jennings' großes Jugendporträt auf den Schreibtisch. »Hast du es dir vorher nicht angesehen?« fragte er.

Nyberg starrte darauf. Der breit lächelnde Jüngling mit den stahlblauen Augen. Er deckte das Gesicht mit den Händen ab und ließ nur die Augen frei. Der Blick war ihm schon einmal begegnet. In seinem Innern färbte er das Haar grau und verschob den Haaransatz nach oben. Er fügte ein paar Falten hinzu.

»Darf ich vorstellen: Robert Mayer«, sagte er. »Sicherheitschef bei LinkCoop in Täby.«

Hjelm sah Jennings an, dann Nyberg. »Bist du sicher?« sagte er.

»Da war etwas, was mir irgendwie bekannt vorkam. Ich habe es nur nicht zusammengekriegt. Er muß sich einer plastischen Operation unterzogen

haben, aber die Augen und den Blick ändert man nicht so leicht. Er ist es.«

»Okay«, sagte Hjelm und versuchte, sich zu fassen. »Wir brauchen eine Bestätigung. Es ist logisch, daß du nach der Geschichte mit Benny Lundberg Kontakt aufnimmst.«

»Ich?« Nyberg blieb der Mund offenstehen. »Ich mache Hackfleisch aus ihm.«

»Wenn jemand anders geht, wird er mißtrauisch. Du mußt es sein. Und es muß nach Routine aussehen. Tu so, als wärst du schwer von Begriff, das dürfte möglich sein. Nimm irgendein schmutziges und gänzlich irrelevantes Foto mit.«

Er suchte fieberhaft nach einem Foto, irgend etwas. Er riß die Schreibtischschublade auf und fand ein Paßbild eines friedlich lächelnden Manns um die Sechzig. »Das hier geht gut«, sagte er. »Wer ist das?«

Nyberg blickte zerstreut auf das Foto. »Das ist Kerstins Pastor.«

Hjelm hielt inne und betrachtete den Mann. Erst jetzt wurde ihm klar, daß er auf Kerstins Platz saß. »Weißt du davon?«

»Ja«, sagte Nyberg. »Sie hat es mir erzählt.«

Hjelm spürte einen kleinen Stich und wedelte steif mit dem Bild. Dann sagte er: »Okay. Das muß gehen. Wir wischen es ab, und du siehst zu, daß du Mayers Fingerabdruck draufkriegst.«

»Können wir ihn nicht einfach herholen? Wenn wir

nur die Fingerabdrücke haben, ist doch alles klar.«

»Vielleicht kommen wir gar nicht so weit. Es sind starke Kräfte involviert. Ein Anwalt kann ihn freibekommen, bevor Fingerabdrücke überhaupt aktuell werden. Und wir können ihn nicht herbitten. Dann haut er ab. Ich frag mal Hultin.

Er rief an. Hultin kam sofort ins Zimmer, als hätte er draußen gestanden und gelauscht.

Er überschaute die Situation im Nu. Er sah Hjelm an. Dann nickte er. »Okay, so machen wir's. Daß Gunnar und Viggo im Freihafen aufgetaucht sind, muß er als reinen Zufall betrachten. Was es ja auch war, daß ihr endlich auf die Idee kamt, die übrigen Lagerräume da unten durchzuchecken. Er dürfte keine Ahnung haben, wie weit wir inzwischen sind. Es sei denn, beim FBI gibt es eine undichte Stelle. Ich habe gerade einen Bericht von Kerstin bekommen. Sie ist unterwegs. Benny Lundberg hatte Geheimnisse in einem Bankfach, und die sind heute morgen abgeholt worden, wahrscheinlich von diesem Robert Mayer mit einem bescheuerten angeklebten Bart. Wir kriegen ein Phantombild.«

»Was machen wir mit dem Kontrollieren der Fingerabdrücke«, sagte Hjelm. »Es gibt ja diese neuen Mikrovarianten.«

»Kannst du damit umgehen?«

»Nein. Aber Jorge.«

»Hol ihn. Wir fahren alle zusammen. Falls er ver-

sucht, sich dünnezumachen, wenn Gunnar da ist.«

Hjelm lief in sein Büro. Chavez war da. Er grübelte immer noch über »Schwester Sten ist stolz auf ihr Bein aus Holz« und »Bruder Linas Brüste wecken heiße Lüste« nach. Waren das wirklich Kinderzimmerreime?

»Besorg dir einen tragbaren Computer mit Fingerabdruckprogramm«, sagte Hjelm. »Wir nehmen K. hops.«

Die Reime fielen platt auf den Boden, und Chavez nahm Tempo auf. Er kam als letzter zu Hultins Dienstwagen und warf sich neben Hjelm auf die Rückbank, den kleinen Computer auf dem Schoß. Hultin fuhr wie eine gesengte Sau nach Täby. Gunnar Nyberg saß neben ihm. Er hatte sich einigermaßen gefaßt und dann LinkCoop angerufen, in genau dem passenden blasierten Ton. Robert Mayer war im Hause. Und würde es auch in den nächsten Stunden noch sein. Nyberg bat um ein Gespräch mit ihm über die Ereignisse der Nacht. Da war außerdem ein Foto, das er ihm zeigen mußte.

Kein Problem.

Sie bogen von Norrtäljevägen ab, fuhren an Täby Zentrum vorbei, das durch die Regenschwaden nur verschwommen zu erkennen war, und gelangten auf die kleinen Straßen.

»Das geht so nicht«, sagte Nyberg plötzlich. »Die haben Bronto-Überwachung. Wachhäuschen an den

Toren. Monitorsystem. Er wird alles sehen.«

Hultin fuhr an eine Bushaltestelle und hielt an. Er versuchte, die Situation einzuschätzen, dann wendete er und fuhr zurück. Es war unglaublich frustrierend. Im Parkhaus des Polizeipräsidiums stieg Nyberg um in seinen guten alten Renault. Er fuhr hinterher bis Täby.

Hultins Volvo bog auf einen Parkplatz bei einem Industriegebäude ein paar hundert Meter vor den Toren von LinkCoop ein. Dort blieben sie im Sturm stehen.

Als Nyberg am Wachshalter vorbeirollte, war alles genau wie bei seinem letzten Besuch. Äußerlich.

Nicht zuletzt die wunderschönen Zwillinge in der Anmeldung. Obwohl er versicherte, allein den Weg zu finden, ging eine von ihnen vor ihm durch das stilreine Gebäude; er war immer mehr davon überzeugt, daß es sich um eine durchdachte Marktstrategie handelte. Sein Interesse an dem superkurzen Rock und den Geheimnissen, die er barg, war jedoch herabgesetzt. Unglaublich gespannt betrat er das Zimmer von Sicherheitschef Robert Mayer mit den flimmernden Monitoren an den Wänden.

Mayer richtete seinen eisblauen Blick auf ihn. Wayne Jennings' Blick. Nyberg strengte sich aufs äußerste an, um nicht angestrengt zu wirken. Robert Mayer sah völlig entspannt aus; nur sein Blick schien fixiert zu sein und geradewegs durch ihn hindurch-

zusehen. Am Abend vorher hatte Robert Mayer Benny Lundberg gefoltert, Viggo Norlander ausgeknockt und Nybergs Nasenbein an drei Stellen gebrochen. Er selbst dagegen wirkte frisch wie eine Heckenrose.

»Das sieht nicht gut aus«, sagte er und klopfte sich leicht an die Nase.

»Es ist ein harter Job«, sagte Nyberg und schüttelte Mayers Hand. Diesmal verzichtete er auf den Mr.-Sweden-Handschlag.

»Ich habe mir einmal genauer angesehen, wozu dieser Lagerraum in der letzten Zeit benutzt worden ist«, sagte Mayer, setzte sich und faltete die Hände im Nacken. »Er hat wirklich leer gestanden, da werden nur alte leere Kartons gelagert. Er ist also so gut wie jedem zugänglich gewesen. Und offenbar auch für so gut wie jeden Zweck.«

Nyberg konnte nicht umhin, von Mayers professioneller Art beeindruckt zu sein. »Eine furchtbare Geschichte«, sagte er nur.

»Wirklich«, sagte Mayer mitfühlend.

Nyberg hätte am liebsten gekotzt. Er sagte: »Dies läßt natürlich den Einbruch in einem neuen Licht erscheinen.«

Mayer nickte nachdenklich. »Benny, ja«, sagte er. »Meldet einen Einbruch in einem Lagerraum, während zur gleichen Zeit in einem anderen der Kentuckymörder in Aktion ist. Wird dann selbst in diesem anderen fast ermordet. Was fangen Sie damit

an?«

»Nichts, im Augenblick«, sagte Nyberg ausdruckslos. »Aber wir fragen uns natürlich, was Benny Lundberg für eine Rolle spielte.«

»Es wirkt zweifellos sehr sonderbar«, sagte Mayer. »Wir wußten ja, daß er eine Vergangenheit als Skinhead hatte, fanden jedoch, daß er die Chance verdiente, ein neues Leben zu beginnen. Jetzt deutet wohl das meiste darauf hin, daß er mit dem Einbruch zu tun hatte ...«

»Ich verstehe nicht richtig«, sagte Nyberg ausgesucht dämlich.

»Ich will mich nicht in Ihre Arbeit einmischen«, sagte Mayer knapp. »Das ist ja wohl kaum nötig. Sie waren ja drauf und dran, ihn zu schnappen.«

»Es wäre schön, sich das zur Ehre anrechnen zu können, aber die Wahrheit ist, daß wir nur da unten waren, um eine Routinekontrolle aller Lagerräume in der Nähe durchzuführen.«

Nyberg holte das Foto von Kerstin Holms verstorbenem Pastor hervor und hielt es Mayer hin. Mit der Bildseite nach unten, so daß Mayer es anfassen und umdrehen mußte.

Er betrachtete es und schüttelte den Kopf. Nyberg nahm es zurück und steckte es in seine Brieftasche.

»Tut mir leid«, sagte Mayer. »Müßte ich ihn kennen?« »Wir haben ihn in einem Wagen erwischt, der mit hoher Geschwindigkeit den Freihafen verließ.

Einer der Lagerarbeiter meinte, ihn schon einmal gesehen zu haben. Daß er eventuell bei LinkCoop gearbeitet hätte.« »Nein, mir sagt das Bild nichts.«

Nyberg nickte gemessen und stand auf. Sie gaben sich zivilisiert die Hand.

Er mußte sich beherrschen, um nicht durch die Korridore zu laufen. Er lächelte den Zwillingsrezeptzionistinnen zu und bekam doppelte Rendite. Sein Wagen rollte bedächtig durchs Tor und verschwand sanftmütig um die Ecke.

Die letzten zwanzig Meter gab er heulend Gas; das wenigstens durfte er sich wohl erlauben. Er lief in geduckter Haltung hinüber zu Hultins Volvo, stieg ein und ließ sich in den Sitz fallen.

»Alles okay?« fragte Hultin.

»Ich glaube, ja«, sagte er und reichte Chavez das Foto nach hinten. Es hatte etwas zutiefst Makabres: die Fingerabdrücke des Kentuckymörders quer über dem Gesicht des schüchternen, krebserkrankten Pastors. Mit Plastikhandschuhen führte Chavez das Foto in einen kleinen Scanner ein, der an der Seite des tragbaren Computers angebracht war. Alles war vorbereitet. Nybergs Fingerabdrücke waren eingegeben, ebenso die von Wayne Jennings. Nach einer unangenehm langen Warte- Zeit piepte das Gerät. »Match« blinkte es auf dem Bildschirm.

»Wir haben ein ›Match‹ für Gunnar Nybergs Fingerabdrücke«, sagte Chavez.

Keiner antwortete. Sie warteten. Die Zeit dehnte sich end los. Jede Sekunde war ein Schritt in die Hoffnungslosigkeit.

Dann ein weiteres Pling, ein weiteres »Match«.

»Nicht wieder Nyberg?« sagte Hjelm.

»»Match« für Robert Mayer«, sagte Chavez. »Wayne Jennings und Robert Mayer sind ein und dieselbe Person.«

Ein silbergrauer Volvo Turbo auf dem Parkplatz eines Industriegeländes in Täby vibrierte vom mehrfachen Seufzen der Erleichterung.

»Wir können nicht einfach hineinstürmen«, sagte Hultin. »Er sieht uns mindestens zwei Minuten vorher. Ich schätze mal, er braucht nicht mehr als zehn Sekunden, um sich in Luft aufzulösen.«

Eine Weile war es still. Man hätte es *brainstorming* nennen können, wenn es nicht eher einem Sturm geglichen hätte, der durch Totenschädel pfiß.

»Ich muß es selbst machen«, sagte Nyberg. »Ich glaube, ich habe dämlich genug gewirkt, um etwas vergessen haben zu können.«

»Du hast eine Gehirnerschütterung«, sagte Hultin.

»Das ist korrekt«, sagte Nyberg und sprang in seinen Wagen. Er kurbelte das Seitenfenster herunter. »Haltet euch bereit. Ich rufe an, sobald etwas ist.«

»Sei vorsichtig«, sagte Hultin. »Er ist einer der routiniertesten Profikiller der Welt.«

»Jajaja.« Nyberg winkte irritiert ab und fuhr davon.

Am Wachhäuschen gab er an, er habe vergessen, nach einer Sache zu fragen, und wurde durchgesehen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Mayer-Jennings ihn seit fünfzehn Sekunden im Blickfeld; er konnte schon weg sein. Nyberg hoffte von ganzem Herzen, einen richtig bescheuerten Eindruck gemacht zu haben. Polizeitrottel. Die Zwillingssrezeptzionistinnen lächelten und meldeten ihn, und es gelang ihm, dem tanzenden Minirock abzuschwören; sie sollte jedenfalls nicht dabei draufgehen. Ideen und Pläne überschlugen sich in seinem Kopf. Wie sollte er es anstellen? Mayer hatte aller Wahrscheinlichkeit nach binnen einer Zehntelsekunde eine Waffe bereit. Jede Andeutung von Drohung würde Gunnar Nyberg auf der Stelle das Leben kosten, er hätte keine Chance. Er wollte sein Enkelkind sehen. Er kam zu einem Entschluß.

Mayer stand wartend im Gang vor seinem Büro; er sah ein wenig mißtrauisch aus, was vermutlich bedeutete, daß er vor Mißtrauen kochte.

Nybergs Gesicht hellte sich auf, als er ihn sah und auf ihn zuging. »Tut mir leid«, sagte er ein wenig außer Atem und legte den Kopf schief. Aber mir ist da noch etwas eingefallen.«

Mayer hob die eine Augenbraue und war bereit. Seine Hand bewegte sich ein paar Millimeter zum Jackenaufschlag und wurde zurückgezogen.

Gunnar Nyberg schlug ihn nieder. Ein gewaltiger

**Aufwärtshaken warf ihn durch den Gang. Der Kopf
krachte gegen die Wand. Er blieb liegen.
So ging das.**

»Brillanter Plan«, sagte Jan-Olov Hultin verkniffen.

»Es hat ja funktioniert«, sagte Gunnar Nyberg und grinste schief. Drei Finger der rechten Hand waren gebrochen. Der Gips war noch kaum getrocknet.

Nyberg hatte Mayer in dessen Büro geschleift und Hultin angerufen. Man beschloß, die Medien herauszuhalten, um sich den Handlungsspielraum nicht einzuengen. Man einigte sich auf eine Strategie. Unter dem Vorwand, unbedingt seinen Kollegen sprechen zu müssen, hatte Hjelm sich bei LinkCoop Zutritt verschafft und war einer tänzelnden Zwillingshälfte durch die Korridore gefolgt. Gemeinsam hatte das etwas verstauchte Duo eine passende Hintertür ausfindig gemacht, durch die sie Mayer nach draußen verfrachteten, mit Hjelm als Bewachung. Dann verließ Nyberg die Räumlichkeiten ordnungsgemäß; sein an die Zwillinge gerichtetes Lächeln war eine Ahnung gezwungen ausgefallen. Er fuhr mit dem Wagen um das Gebäude herum, und sie verstauten Mayer im Kofferraum. Dann verließ auch Hjelm LinkCoop durch die Anmeldung. Die Zwillingssrezeptionistinnen waren zweifellos funkelnde Schönheiten.

Vorübergehend fürchteten sie, daß Nyberg Mayer ganz einfach totgeschlagen hatte, was vielleicht nicht zur Gänze zu rechtfertigen gewesen wäre. Aber der

Mann war auch in dieser Hinsicht Profi. Nach einer halben Stunde kam er in einer Zelle wieder zu sich, und eigentlich wußte niemand davon, daß er dort war; Hultin beschloß, sowenig Aufhebens wie möglich zu machen, auch intern. Der Polizeiarzt stellte eine Gehirnerschütterung sowie einen angebrochenen Kiefer und einen Riß im Jochbein fest, also – er konnte sprechen. Doch das tat er nicht.

Hultin versuchte es zuerst selbst. Hjelm saß auf einem Stuhl schräg hinter ihm in der kleinen sterilen und nahezu geheimen Zelle im Keller des Polizeipräsidiums. An der Tür saßen Viggo Norlander und Jorge Chavez. An der einen Wand Arto Söderstedt und Kerstin Holm. Die ganze Truppe. Keiner wollte dies verpassen. Außer Gunnar Nyberg. Er verzichtete.

»Mein Name ist Kommissar Jan-Olov Hultin«, sagte Hultin höflich. »Vielleicht haben Sie meinen Namen in den Zeitungen gelesen. Man verlangte nach meinem Kopf, auf einem Tablett.«

Robert Mayer saß in Handschellen an einem im Boden verankerten Tisch und betrachtete ihn neutral.

Ein Konkurrent, dachte Hultin. »Wayne Jennings«, sagte er. »Oder soll ich sagen: der Kentuckymörder? Oder vielleicht K.?«

Der gleiche Eisblick. Das gleiche Schweigen.

»Noch scheint Sie bei LinkCoop niemand zu vermissen, und wir haben es so arrangiert, daß die Medien noch keinen Wind bekommen haben von der Story.

Sobald Ihr Name in den Zeitungen erscheint, geraten die Dinge in eine andere Lage, wie Sie wissen. Nicht einmal Ihre Auftraggeber wissen, daß Sie hier sind. Also erzählen Sie jetzt, was Sache ist.«

Wayne Jennings' Eisblick war wirklich unangenehm. Er nagelte einen fest. Man saß wie im Fadenkreuz eines Zielfernrohrs.

»Na, kommen Sie schon. Was tun Sie da eigentlich? Und für wen arbeiten Sie?«

»Ich habe das Recht auf ein Telefongespräch«, sagte Jennings.

»In Schweden haben wir ein paar umstrittene Terroristengesetze, die ich persönlich mißbillige, die aber gerade in Situationen wie dieser hier anzuwenden sind. Sie haben also kein Recht auf ein Telefongespräch.«

Jennings sagte nichts mehr.

»Benny Lundberg«, sagte Hultin. »Was hatte er in seinem Bankfach?«

Da eine Antwort ausblieb, hielt er eine Zeichnung von Jennings mit Bart in die Höhe. »Warum der Bart?«

Nichts, keine Bewegung.

»Darf ich ein Szenario vorschlagen?« sagte Hjelm aus seiner Ecke. »Mein Name ist Paul Hjelm, übrigens. Wir haben einen gemeinsamen Bekannten. Ray Lerner.«

Der Kopf drehte sich ein paar Millimeter zur Seite,

und Paul Hjelm begegnete zum erstenmal dem Blick von Wayne Jennings. Er verstand auf einmal, wie FNL-Soldaten sich im vietnamesischen Dschungel gefühlt haben mußten. Und wie Eric Lindberger sich gefühlt haben mußte. Und Benny Lundberg. Und Dutzende anderer Menschen, deren letzter menschlicher Kontakt vor ihrem Tod dieser Blick gewesen war.

»Die Nacht auf den zwölften September war anstrengend für Sie«, begann Hjelm. »Es geschahen ein paar unerwartete Dinge. Sie hatten den Beamten im Außenministerium Eric Lindberger bei sich in Ihrer privaten kleinen Rosenkammer im Freihafen. Sie gleicht übrigens der unter Ihrer Farm in Kentucky auffallend. Haben Sie einen privaten Architekten mitgebracht?«

Möglicherweise wurden Jennings' Augen eine Ahnung schmäler. Möglicherweise bekamen sie eine neue Schärfe.

»Wir kommen auf Lindberger zurück, weil das die eigentliche Hauptsache in der Fortsetzung dieses Falles ist. Sie betäuben ihn und fesseln ihn an den Stuhl. Vielleicht kommen Sie noch dazu, Ihre Behandlung zu beginnen. Sie führen Ihre Zangen mit chirurgischer Präzision in Lindbergers Hals ein. Plötzlich stürzen die Kartons herunter. Hinter den leeren Kartons hockt ein junger Mann. Sie eliminieren ihn auf der Stelle. Pang pang pang pang, vier

**Schüsse ins Herz. Aber wer ist der Kerl, verdammt? Ist die Polizei Ihnen auf der Spur? Schon? Wie kann das sein? Er hat keinen Ausweis, gar nichts. Sie durchsuchen seine Taschen. Sie finden – eine Stimm-
bandzange und eine Nervenzange. Was war das? Wußten Sie da bereits, wer es war, oder glaubten Sie, es sei ein Konkurrent? Ein Bewunderer? Ein Doppelgänger? Dazu kommen wir noch. Sie foltern Lindberger zu Ende, sind gezwungen, zwei Leichen abzutransportieren statt einer, und werden außerdem noch von einem Bus voller betrunkenen Juristen überrascht, so daß sie den Unbekannten zurücklassen müssen. Sie sind auch überzeugt davon, daß die Busladung die Polizei angerufen und die Autonummer durchgegeben hat, Sie haben es folglich eilig. Sie fahren hinaus nach Lidingö und werfen die Leiche ins Schilf. Ihnen ist klar, daß die Polizei auftauchen, die Lagerhallen durchsuchen und Ihre Folterkammer finden wird. Also ist es erforderlich, die Aufmerksamkeit der Polizei umzulenken. Es ist etwas zu tun. Benny Lundberg. In Ihrer Eigenschaft als Sicherheitschef rufen Sie ihn im Wachhäuschen an und beauftragen ihn, rasch in einem ganz anderen Teil des Lagers einen Einbruch vorzutäuschen. Versprechen ihm Geld und Urlaub. Die Polizei geht ganz richtig zu dem Lagerraum, wo Bennys vorgetäuschter Einbruch stattgefunden hat, und begnügt sich damit. Die Leiche konnte als Ergebnis einer Auseinan-**

dersetzung während des Einbruchs verstanden werden. Damit hätte alles eitel Freud und Wonne sein sollen. Doch Benny Lundberg hat andere Pläne. Er versucht, Sie zu erpressen. An einem unbekannten Ort hat er einen Brief versteckt, als Lebensversicherung, in dem er die Ereignisse der Nacht im Detail darstellt. Leider weiß er nicht, daß es Ihre Spezialität ist, Menschen zum Sprechen zu bringen. Das gelingt Ihnen auch, gerade bevor zwei Polizeibeamte auf der Bildfläche erscheinen. Sie verletzen die beiden, töten sie aber nicht. Einer von ihnen wird ein bißchen sauer und schlägt Sie k.o. Und jetzt sind Sie hier.«

Jennings fixierte Hjelms Blick während der ganzen Darstellung. Hinter den kalten blauen Augen liefen Prozesse ab. Das Gesicht begann anzuschwellen und sich zu verfärben; es schien ihn nicht zu tangieren.

»Zwei Grundfragen also«, fuhr Hjelm fort. Erstens, was sollte Eric Lindberger verraten? Zweitens, wissen Sie, wen Sie erschossen haben?«

Pause. Nichts. Gar nichts.

»Nummer zwei ist keine wirkliche Frage«, fuhr Hjelm fort. »Es war nämlich der Kentuckymörder.«

Die Eisaugen verengten sich. Hjelm fand, daß sie sich verengten. Vielleicht war es eine optische Täuschung.

»Sie wissen ja, daß seit einem Jahr ein Doppelgänger von Ihnen sein Unwesen treibt. Jemand hatte

sich Ihre alten Zangen angeeignet und sich damit in die Stadt begeben. Sie haben auch in der schwedischen Presse gelesen, daß er nach Schweden gekommen ist; das kann keinem entgangen sein. Jetzt wissen Sie, wer es war. Er war fünfundzwanzig Jahre alt und hatte es auf Sie abgesehen. Sie haben ihn kaltblütig erschossen. Wissen Sie, wer er war?«

Jennings hielt ihn mit dem Blick fest. War da eine Spur von Neugier zu erkennen? Hatte er es wirklich nicht erraten?

»Es wird Ihnen nicht gefallen«, sagte Hjelm. »Sein Name war Lamar Jennings.«

Wayne Jennings lehnte sich einen Dezimeter zurück. Das war viel in diesem Zusammenhang. Der Eisblick überschlug sich fast. Er flog zur Decke. Dann kam er zurück. Felsenfest. »Nein«, sagte er. »Sie lügen.«

»Denken Sie nach. Was geschah mit Ihren Zangen, nachdem Sie Larner an der Nase herumgeführt hatten und untergetaucht waren? Sie blieben zurück. Ein bemerkenswerter Schnitzer. Wenn Sie weiter morden und Larner austricksen wollten, brauchten Sie sie. Sie mußten ja identisch sein, damit sie identische Spuren hinterließen und zeigten, daß K. lebte. Sie mußten darauf achten, daß die neuen, die angefertigt wurden, wirklich identisch waren, mit den gleichen Scharten und Besonderheiten. Das war sicher ziemlich heikel.«

Jennings starrte an die Wand.

»Ihr Sohn überraschte Sie eines Tages unten in Ihrer Folterkammer in Kentucky. Das war der Gipfel nach mehreren Jahren von Mißhandlungen. Warum zum Teufel vergriffen Sie sich an Ihrem Sohn? Einem Kind? Begreifen Sie nicht, was Sie da geschaffen haben? Ein Monster. Er kopierte Sie. Er kam her, um Ihnen Ihre eigene Behandlung zu verpassen, und Sie erschießen ihn wie einen Hund. Böses Blut kehrt wieder und geht um.«

»»Der Plumpsack geht um«, heißt es«, sagte Jennings.

»Jetzt heißt es ›Böses Blut geht um«. Sie haben eine Redensart verändert.«

»War es wirklich Lamar?«

»Ja. Ich habe sein Tagebuch gelesen. Die Hölle. Die reine Hölle. Sie haben ihn zweimal ermordet. Was machten Sie mit ihm, als er Sie da im Keller überraschte? Ein Zehnjähriger, pfui Teufel, was machten Sie mit ihm?«

»Schlug ihn, natürlich«, sagte Wayne Jennings tonlos.

Er schloß die Augen. Hinter den Lidern war eine enorme Aktivität. Als sie sich am Ende wieder öffneten, war sein Blick ein anderer, zielbewußter und resignierter zugleich. »Ich war kriegsmüde«, fuhr er fort. »Sie können nicht verstehen, was Kriegsmüdigkeit ist. Sie haben in diesem Land seit zweihundert

Jahren keinen Krieg führen müssen. Er war eine Erinnerung daran, was man einmal gewesen war, ein gewöhnlicher, schwacher Mensch. Er ging mir auf die Nerven. Ich verbrannte ihm nur ein bißchen die Haut mit Zigaretten. Er mußte mein Ventil werden. Ich war meinem eigenen Vater nicht so unähnlich.«

»Erzählen Sie«, sagte Hjelm.

Jennings beugte sich vor. Er hatte einen Beschluß gefaßt. »Sie haben recht daran getan, dies hier nicht in die Medien kommen zu lassen. Es wäre verheerend gewesen. I'm the good guy. Sie glauben es nicht, aber ich stehe tatsächlich auf der richtigen Seite. Die häßlicheren Teile der richtigen Seite. Die abstoßenden, aber notwendigen. Es ging darum, Feinde zum Sprechen zu bringen.«

»Auf welche Weise war Eric Lindberger ein Feind?«

Jennings starrte in Hjelms Augen. Es war ein etwas anderer Blick. »Später. Ich muß über die Konsequenzen nachdenken.«

»Okay. Wie fing es alles an?«

Jennings holte tief Luft, beugte sich vor und begann: »Ich weiß nicht, ob Sie verstehen können, was Patriotismus ist. Ich begab mich in den Krieg, weil ich vor meinem Vater floh. Ich war siebzehn Jahre alt. Poor white southern trash. Ich war ein Kind, das andere Kinder tötete. Ich merkte, daß ich Talent zum Töten hatte. Andere merkten es auch. Ich stieg rasch auf in den Dienstgraden. Und dann plötzlich

werde ich nach Washington gerufen und stehe Auge in Auge dem Präsidenten gegenüber, damals war ich nur wenig älter als zwanzig Jahre. Ich soll eine äußerst geheime Kommandotruppe in Vietnam übernehmen, die im Prinzip direkt dem Präsidenten unterstellt ist. Zivilisten bilden mich in der Anwendung einer neuen geheimen Waffe aus. Ich werde Experte. Dann bilde ich die anderen in der Gruppe aus. Ich bin der einzige, der mit den Zivilisten Kontakt hat. Die ganze Zeit nur ich. Ich weiß nicht, wer sie sind. Nach dem Krieg sagen sie nur: »Halte dich verfügbar« und bezahlen meinen Lohn. Es ist äußerst seltsam.

Ich bin vollkommen zerstört, als ich zurückkomme. Kann mich meiner Frau nicht nähern. Ich habe alle Gefühle abgetötet. Ich quäle meinen Sohn. Plötzlich nehmen sie Kontakt mit mir auf. Sie treten hervor.«

»CIA?« sagte Hultin. Hjelm schaute ihn verblüfft an. Jennings schüttelte langsam den Kopf. »Später«, sagte er. »Ich erkannte auf jeden Fall plötzlich, was von mir erwartet wurde. Zu dieser Zeit, gegen Ende der siebziger Jahre, trat der Kalte Krieg in eine neue Phase, ich kann darauf nicht näher eingehen, aber es war wirklich Krieg. Es lag eine unmittelbare Bedrohung vor, man brauchte Informationen, massenweise Informationen. Das gleiche geschah auf der Gegenseite. Ich begann, sukzessive die Agenten zusammenzusuchen, nach denen gefahndet wurde. Profes-

sionelle Spione und Verräter. Akademiker, die Staatsgeheimnisse verkauften. Sowjetische Agenten. KGB. Ich bekam eine unglaubliche Menge hochkarätiger Information heraus. Jemand hatte die glänzende Idee, daß es am besten sei, es wie die Taten eines Wahnsinnigen aussehen zu lassen, ich weiß nicht, wer, also war ich gezwungen, den Serienmörder abzugeben, auch für den Fall, daß ich aufflog. Und dann bekam ich Larner an den Hals. Sie machen sich keine Vorstellung, was für eine Plackerei dieser Mann auf sich nahm, um das ganze Commando Cool auszuheben. Er war eine Bedrohung für die Sicherheit der Nation. An der politischen Front begannen die Dinge sich zu beruhigen, Breschnjew starb, die Sowjetunion geriet in Auflösung, andere Feinde zeichneten sich ab. Ich sollte in einem Grenzstaat zwischen Ost und West größeren Nutzen bringen, und bei meiner Flucht sollte ich Larner mitziehen, ihn der Lächerlichkeit preisgeben.«

»Da war die Zeit für die Flucht gekommen. Ihre Zähne und ein lebender Mensch waren im Wagen.«

»Die Vorbereitungen dauerten Wochen. Viel nächtliche Arbeit da draußen in der Wüste. Startklare Mitarbeiter. Gebrauchsfertige Ausrüstung. Ein perfekter Satz Zähne. Ein maskierter sowjetischer Agent mit gezogenen Zähnen. Ein verdecktes Loch im Boden, in das man mit einem Stab von Mitarbeitern hinabrollen und ein, zwei Tage bleiben kann. Alles

ist möglich, das Unmögliche dauert etwas länger.«

Hjelm fühlte sich matt. Er mußte fragen: »Was sind das für Ideale, für die Sie arbeiten? Wie sieht das Leben aus, das Sie mit all dieser Gewalt verteidigen?«

»Wie Ihres«, sagte Wayne Jennings, ohne zu zögern. »Nicht wie meins, wie Ihres. Ich habe kein Leben. Ich bin in Vietnam gestorben. Glauben Sie, daß Sie kostenlos so frei und privilegiert leben, wie Sie es tun? Glauben Sie, Schweden sei neutral und in keiner Allianz gebunden?«

Er machte eine kleine Pause und betrachtete die Wand. Sein Blick glitt hinüber zu Norlander. Er begegnete einem Blick, der von Haß erfüllt war. Es war kaum das erstemal. Er ignorierte es. »Wo ist Gunnar Nyberg?« fragte er plötzlich.

»Pflegt seine gebrochene Hand. Wieso?«

»Niemand hat mich jemals zuvor ausgeknockt. Und niemand hat mich so zum Narren gehalten. Ich dachte, er wäre ein Idiot.«

»Er identifiziert sich mit Benny Lundberg. Er saß bei ihm, als es ihm am dreckigsten ging. Seine Wärme rettete ihm das Leben. Können Sie so etwas verstehen?«

»Wärme rettet mehr als Kälte. Leider ist die Kälte auch nötig. Sonst bekommen wir ewige Kälte auf der Erde.«

»Dreht sich die Lindberger-Geschichte darum? Um ewige Kälte? Atomwaffen? Chemische Waffen? Biolo-

gische? Oder ist es LinkCoop? Computer? Steuersysteme für Atomwaffen? Saudi-Arabien?»

Er lächelte in sich gekehrt. Vielleicht imponierte ihm die schwedische Polizei sogar ein bißchen. Und Paul Hjelm. »Ich denke noch über die Sache nach. Ich könnte Sie bitten, mit einer gewissen Instanz Kontakt aufzunehmen, aber ich weiß nicht. Es gibt Risiken.«

»Verstehen Sie überhaupt, daß Sie hier wegen zwanzig Morden und eines Mordversuchs sitzen? Daß Sie ein Verbrecher sind? Ein Feind der Menschheit? Ein Saboteur an der menschlichen Würde, die aufzubauen wir immerhin ein paar tausend Jahre gebraucht haben? Oder denken Sie, Sie könnten jederzeit einfach gehen? Warten Sie nur auf den richtigen Augenblick, um sich zu erheben, sich von den Handschellen zu befreien und mir den Kopf abzureißen?«

Jennings lächelte erneut, es war dieses Lächeln, das nie bis zu den Augen reichte.

»Menschen sollten aus anderen Menschen nie Mordmaschinen machen.«

Hjelm blickte Hultin an. Plötzlich fühlten sie sich bedroht. Es war tatsächlich nur eine kleine Handfessel, die sie von einer Mordmaschine trennte.

»Sie töten keine Polizisten«, sagte Hultin bombensicher.

»Ich wiege in jeder Situation plus und minus gegeneinander ab. Die Alternative mit den meisten Plus

gewinnt. Hätte ich Ihren Kollegen dort getötet – er nickte zu Norlander hinüber –, würden Sie mich heute nicht so mild behandeln. Und dann hätten wir ein Problem bekommen.«

»Sie haben damit gerechnet, gefaßt zu werden? Sie scherzen!«

»Auf meiner Liste der Eventualitäten war das auf dem fünfzehnten Platz. Nach Nybergs Besuch sank es auf den siebzehnten. Deshalb war ich nicht richtig auf der Hut. Souveräne Aktion.«

Jennings schloß die Augen und wog plus und minus gegeneinander. Dann machte er eine extrem schnelle Bewegung und war aus den Handschellen.

Chavez hatte die Pistole als erster gezogen. Holm war zweite. Norlander dritter. Söderstedt zu lahm. Hultin und Hjelm saßen still.

»Gut reagiert da hinten in der Ecke«, sagte Jennings und zeigte auf Chavez. »Wie heißen Sie?«

Chavez und Norlander gingen mit erhobenen Pistolen vor. Hjelm zog seine zur Sicherheit. Alle drei hielten Jennings in Schach, während Holm und Söderstedt ihn wieder fesselten. Diesmal bedeutend fester.

»Ich habe einen Monat Ganztags-Training in Handfesselung hinter mir«, sagte Jennings ruhig. »Und ich meine Ganztags. Es ist gut, wenn wir einander verstehen.«

»Okay«, sagte Hjelm. »You've made your point. Wie

sah denn die Plus- und Minusabwägung am 6. April 1983 aus?«

Jennings führte eine Schnellsuche durch seine Erinnerungsspeicher aus. Dann lächelte er schnell. Es ging vorüber. »Ich verstehe«, sagte er nur.

»Was verstehen Sie?«

»Daß Sie kein schlechter Polizist sind, Paul Hjelm, ganz und gar nicht.«

»Warum haben Sie diesen Brief an Ihre Frau geschrieben?«

»Schwäche«, sagte Jennings neutral. »Glattes Minuszeichen. Das letzte.«

»Und die Nyberg-Episode?«

»Wir werden sehen«, sagte er kryptisch.

»Wir fanden den Brief fast ganz verbrannt in Lamars Wohnung.«

»Haben Sie da meinen Namen gefunden?«

»Leider nicht. Dann läge Benny Lundberg jetzt nicht vor Grauen halb von Sinnen im Karolinenkrankenhaus. Warum haben Sie Ihren Namen geschrieben? Es bedeutete für Mary Beth wohl nichts, wie Sie sich nannten? Es war ja beinah infantil. Und dieser Brief trieb Lamar hierher und tötete ihn.«

»Es war ein Abschied von den letzten Resten meines persönlichen Lebens. Der Brief hätte auf der Stelle verbrannt werden sollen. Sie rächte sich dadurch, daß sie ihn nicht verbrannte.«

»Oder vielleicht wollte sie eine letzte Erinnerung

an den Mann behalten, den sie einmal geliebt hatte, was ein Fehler war. Das nennt man menschliche Gefühle. Für Sie haben die nur andere, und Sie können sie ausnützen.«

»Es war ein letzter Abschied«, sagte Jennings nur.

»Dieser letzte Abschied brachte Ihre ganze Familie um. Er führte dazu, daß Ihr Sohn Ihnen folgte und von Ihnen getötet wurde, und er führte dazu, daß Ihre Frau sich das Leben nahm. Ein reizender Abschied.«

War es möglich, ihn zu verletzen? Er sah Hjelm an. Seine Augen waren wieder schmal geworden. Hatte er einen wunden Punkt getroffen?

»Hat sie sich das Leben genommen? Das wußte ich nicht.«

»Ihre Handlungen sind nie isoliert. Man bringt keine Menschen um, ohne daß es unüberblickbare Konsequenzen bekommt. Sie verbreiten Wolken von bösem, gewaltsamem Tod um sich her, begreifen Sie das wirklich nicht? Wissen Sie, wie viele Serienmörder von Ihnen inspiriert wurden? Sie haben einen Fanklub im Internet. Sie sind eine Scheiß-Legende. Es gibt K.-T-Shirts, kleine Kekse in Form eines K mit dem Text ›The Famous Kentucky Killer‹, Anstecknadeln mit dem Text ›Keep on doing it, K.‹, Lakritzversionen Ihrer Zangen. Sie haben äußerst aktiv dazu beigetragen, daß eine erschreckende Menge von Serienmördern in dem Land wütet, das Sie zu verteidigen

gen glauben. Sie sind ein Wahnsinniger, der gestoppt werden muß. Stoppen Sie sich selbst, verdammt noch mal.«

»Ich bin kaum allein«, sagte er und starrte an die Decke. »Ich bin ein Mann mit einem Beruf. Ich gehorche Befehlen und bekomme jeden Monat Lohn. Wenn ich verschwinde, gibt es eine freie Stelle und viele Bewerber.«

»Haben Sie es sich überlegt?«

»Ja«, sagte er abrupt. »Ich will es kurz und genau machen. Hören Sie zu. LinkCoop ist ein zwielichtiges Unternehmen. Es lebt von illegalem Import und Export von militärischer elektronischer Ausrüstung, der Rest ist Fassade. Der Vizedirektor Henrik Nilsson ist ein Schurke. LinkCoop hat Steuersysteme für Kernwaffenköpfe beschafft, genau wie Sie gesagt haben, Hjelm. Eric Lindberger im Außenministerium war die Zwischenhand zwischen LinkCoop und der saudischen Islamistenbewegung. Ich glaubte, ich hätte das gestoppt, indem ich Lindberger beseitigte, der der einzige war, der nicht unter Druck gesprochen hat. Er hat mir imponiert. Aber heute sind große Summen auf LinkCoops heimliche Konten überwiesen worden. Das bedeutet, daß die Ausrüstung schon bei der schwedischen Zwischenhand an einem unbekannten Ort eingetroffen ist und bald unterwegs sein wird zu einem schwedischen Hafen, welchem, ist unbekannt, und von dort weitertrans-

portiert wird zu der Fundamentalistenbewegung.«

»Der Grund dafür, daß Eric Lindberger trotz Ihrer Folter nichts verriet, war ganz einfach der, daß er nichts wußte? Daß er unschuldig war? Die schwedische Zwischenhand war eine andere Person?«

»Ich erhielt sichere Information von ... meinen Quellen. Sie haben sich noch nie geirrt.«

»Wie lautete die Mitteilung exakt?« fragte Arto Söderstedt plötzlich von seinem Platz an der Wand.

Der Kopf wurde um die notwendigen Millimeter gedreht, mehr nicht. Jetzt war Söderstedt an der Reihe, dem Blick zu begegnen. Au weia, dachte er.

»Es war eine chiffrierte Mitteilung«, sagte Jennings, »und sie lautete: ›E Lindberger, UD‹.«

»Elisabeth Justine Lindberger«, sagte Söderstedt kalt.

Die Augen wurden wieder schmaler. Eine kleine Bewegung im Augenwinkel. »Oh«, sagte Jennings. Das war alles.

»Nicht O, sondern E«, sagte Söderstedt. »Der Buchstabe, der einen vollständig unschuldigen Menschen auf eine Höllenreise in den Tod schickte.«

»Überwachen Sie sie?« sagte Jennings nur.

Arto Söderstedt reduzierte alles, was er auf der Zunge hatte, zu einem »Ja.«

»Verstärken Sie die Überwachung unmittelbar.«

»Lassen Sie mich mal überlegen, ob ich richtig verstehe«, sagte Hultin. »Sie erteilen uns Befehle? Einer

der schlimmsten Serienmörder der Weltgeschichte ist endlich gefaßt worden und sitzt da und erteilt der Polizei Befehle?«

»Nicht ich«, sagte Jennings. »Ich erteile keine Befehle. Ich bin Niemand. Dagegen kann ich die Wahl, die Sie haben, in zwei Fragen zusammenfassen. Wollen Sie einen Atomwaffenkrieg oder nicht? Und welche Weltherrschaft ziehen Sie vor: amerikanischen Kapitalismus oder islamischen Fundamentalismus? Die Welt ist jetzt global, das ist irreversibel: Es ist wichtiger denn je, daß es eine Weltherrschaft gibt. Und Sie können wählen, genau Sie sieben.«

»Ich frage mich, ob es so einfach ist«, sagte Hjelm.

»Gerade im Moment, innerhalb der nächsten Stunden, ist es tatsächlich so einfach. Danach können Sie mit mir machen, was Sie wollen.«

»An welche Instanz hatten Sie gedacht, die wir kontaktieren sollten?« fragte Hultin.

»Das geht jetzt nicht. Es dauert zu lange. Es gibt nur eine Möglichkeit, und zwar die, daß Sie verhindern, daß das Schiff den Hafen verläßt.«

»Weiß Henrik Nilsson bei LinkCoop etwas?«

»Nein. Er weiß von nichts mehr, sobald er das Geld bekommen hat. Die Zwischenhand befördert das Material an einen neutralen Ort. Von dort wird es zum Hafen gebracht. Sowohl der neutrale Ort als auch der Hafen sind unbekannt. Das Schiff verläßt den Hafen irgendwann heute oder morgen. Das ist alles an In-

formation. Außer Frau Lindberger.«

»Der Bestimmungshafen des Schiffs?«

»Gefälscht. Da kann irgendwas stehen.«

»Okay«, sagte Hultin geradeheraus. »Sammlung draußen.«

Sie standen nach und nach auf und verließen den Raum.

Hjelm blieb noch einen Augenblick zurück. Er stand auf und sah Wayne Jennings an. »Dies alles«, sagte er, »das ganze Geständnis und die Beichte und alles war nur eine Methode, um Zeit zu gewinnen, nicht wahr, Zeit zu bekommen, um die Lage einzuschätzen? Uns auf Ihre Seite hinüberzuziehen? War irgend etwas davon wahr? «

»Was zählt, ist das Resultat«, sagte Jennings neutral.

»Und Nyberg?« sagte Hjelm. »Wie sah Ihre Einschätzung aus, als er durch den Korridor auf Sie zukam? Sahen Sie dieses Szenario hier schon vor sich? Gab es überhaupt keine Überraschung in dem Up-percut?«

Jennings starrte ihm gerade in die Augen. Hjelm fand, daß er direkt ins Urzeitdunkel blickte. Wie ein Haiauge.

»Das werden Sie nie erfahren«, sagte Jennings.

Hjelm trat einen Schritt näher. Er begab sich bewußt in eine Position, in der Jennings ihn binnen einer Zehntelsekunde hätte töten können. Er wußte

nicht richtig, warum er den Kopf in den Rachen des Löwen steckte. Ein plötzlicher Lockruf von der anderen Seite? Der Gesang der Sirenen? Ein höhnisches Grinsen ins Angesicht des Todes ? »Zum erstenmal in meinem Leben habe ich ein gewisses Verständnis für die Todesstrafe«, sagte er.

Jennings lächelte sein flüchtiges Lächeln. Es hatte nichts mit Freude zu tun. »Als Individuum verdiene ich natürlich die Todesstrafe«, sagte er. »Aber ich bin kein Individuum, ich bin eine ... Instanz.«

Hjelm ging. Die anderen standen im Flur zusammen. Arto Söderstedt sprach in ein Mobiltelefon.

»Sagt er die Wahrheit?« fragte Kerstin Holm. »Geht es um Steuersysteme für Kernwaffenköpfe. Oder schickt er uns auf einen Scheißjob, um selbst den Rücken frei zu haben?«

»Der Handlanger des Todes«, sagte Hjelm grimmig. »Seine Wege sind unergründlich. Wofür benutzt er uns, verdammt? Was für ein Spiel spielt er?«

»Ist das nicht die Domäne der Sicherheitspolizei?« meinte Chavez.

»Müssen wir das nicht auf Regierungsniveau verlegen?« sagte Holm.

Hultin stand vollkommen reglos da. Dachte er oder war er in seiner Handlungsfähigkeit gelähmt?

»Wir gehen rein und töten ihn«, schlug Norlander naßforsch vor.

Söderstedt drückte auf den Ausknopf seines Tele-

fons und seufzte schwer. »Justine Lindberger ist der Bewachung entwischt«, sagte er.

Hultin schnitt eine Grimasse; das erste Lebenszeichen seit langem.

»Wir regeln das selbst«, sagte er neutral. »Ganz gleich, womit Justine da herumpusselt, es ist illegal. Nehmt sie fest. Und kontrolliert sämtliche geplanten Abfahrten aus sämtlichen schwedischen Häfen in den nächsten Tagen.«

»Und Jennings?« sagte Hjelm.

»Verschärfte Bewachung. Ich veranlasse das. Arto, hast du noch alle Aufzeichnungen von Justine?«

»Im Zimmer.«

Sie gingen dorthin.

Gunnar Nyberg saß da und starrte auf seine gegipste rechte Hand. Er betrachtete sie skeptisch. »Ihr habt einen Pakt mit dem Teufel geschlossen«, stellte er fest. »Paßt bloß auf, verdammt. Ich mach dabei nicht mit.«

»Du gehörst zum Team, Gunnar«, sagte Hultin. »Wir müssen Justine Lindberger erwischen. Jetzt geht es um große Politik.«

»Mach dir bloß nicht ins Hemd.«

Hultin sah ihn ungerührt an.

»Er hält euch zum Narren«, fuhr Nyberg lautstark fort. »Könnt ihr nicht sehen, daß er euch was vormacht? Er hat mir was vorgemacht. Er ließ mich zuschlagen. Ich habe seinen Blick gesehen. Es war alles

gespielt. Jetzt ist es mir klargeworden.«

»Das ist möglich«, sagte Hultin. »Aber daß Justine Lindberger ihrer Bewachung entwischt ist, das ist eine Tatsache. Wir brauchen dich.«

Nyberg schüttelte den Kopf. »Nie im Leben.«

»Dann bist du ab sofort krank geschrieben. Geh nach Hause.«

Nyberg starrte ihn wild an und verließ den Raum. Er blieb im Korridor stehen und schnaubte vor Wut. Dann begab er sich auf direktem Weg zum Arrest in den Keller. Zwei kräftige Beamte in Zivil hatten gerade vor der Tür Posten bezogen. Sie saßen auf Stühlen im dunklen Gang und hatten einen Tisch mit einem Kartenspiel drauf zwischen sich gestellt. Sie sahen Nyberg ein wenig unsicher an, der sich auf einen dritten Stuhl an der Wand setzte.

»Spielt ihr nur«, sagte er. »Ich bin nicht da.«

Er war da, und er gedachte dazubleiben. Plötzlich hatte er alles vor sich gesehen. Den Korridor bei LinkCoop. Den Weg

vorwärts. Robert Mayers Blick. Die kleine, kleine Bewegung zur Jacke. Die Hand, die zurückgezogen wurde. Die eiskalte Hinnahme des Schlags.

Hier gedachte er zu bleiben.

Währenddessen trat Arto Söderstedt mit Hultin an sein Flipchart, auf dem die Textkästchen wie Speere steckten.

»Sämtliche Aufzeichnungen des Ehepaars. Justines

links, Erics rechts.«

»Gibt es etwas, was ein Schiffsname sein könnte oder ein Datum heute oder morgen oder der Name eines Hafens?« fragte Hultin. »Oder etwas, was einen kodierten Eindruck macht?«

Söderstedt kratzte sich die Nase. »Es ist möglich, daß sie dann und wann eine Kontaktperson namens S traf. Das gehörte zu dem, was sie aus ihrem Filofax wegretuschiert hat. Sie behauptet, es seien ihre Joggingzeiten, S wie in Stretching. Leider gibt es darüber keine weitere Information. Das zweite, was sie entfernte, war der Liebhaber in Bro. Sonst gibt es nichts über ihn. Sie hat drei Freundinnen, denen sie nahezustehen scheint: Paula, Petronella und Priscilla. Ich habe ihre vollständigen Namen und Adressen. Weiter gibt es eine ziemlich große Familie, die auch einen starken Zusammenhalt zu haben scheint. All das muß kontrolliert werden. Dann haben wir ein paar Dinge hier auf der Tafel, an denen trotz allem etwas dran sein kann. Ein kleiner Zettel mit ›Bla Viking‹. Es kann ein Kode sein, es kann eine Ortsangabe sein, ein Wirtshaus zum Beispiel, doch ich habe nichts gefunden. Vielleicht ist auch dies hier etwas, ich kann mir keinen Reim darauf machen: ›orphlinse‹, nur so. Es stand auf einem kleinen gelben Merkzettel. Dann kann ich vielleicht bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß Justine ihrer mediokren Bewachung in der Ostermalmshalle entwischt ist.«

»Wir müssen es aufteilen«, sagte Hultin. »Paul versucht, Herman in Bro zu finden. Kerstin nimmt die Freundinnen und die Familie, ruf alle an, die du finden kannst. Viggo checkt mit der Bewachung ab, wie und wann exakt sie verschwunden ist, nimm sie mit in die Östermalmshalle. Jorge übernimmt ›Bla Viking‹ und den anderen Zettel. Arto, du und ich, wir überprüfen die Häfen. Es gibt ein paar davon in Schweden. Also an die Arbeit.«

Bro war, wie Hjelm feststellte, eine Schlafstadt mit sechstausend Einwohnern zwischen Kungsängen und Balsta. Er fand mit Hilfe verschiedener Datenbanken acht Hermans. Zwei waren Rentner; die übrigen kamen in Frage, im Alter zwischen zweiundzwanzig und achtundfünfzig. Er rief sie an. Drei waren nicht zu Hause, keiner der übrigen drei erhob Anspruch darauf, Justine Lindberger zu kennen, obwohl Hjelm sehr stark betonte, wie wichtig es sei, und Vertraulichkeit zusicherte, was einen von ihnen, Herman Andersson, fünfundvierzig, wütend machte. Nach einigem Hin und Her gelang es ihm, die Arbeitsplätze der restlichen drei in Erfahrung zu bringen, und er erreichte sie dort. Keiner von ihnen kannte Justine, alle erweckten den Eindruck, echt überrascht zu sein. Und plötzlich gab es nichts mehr zu tun. Das machte ihn schon nach wenigen Minuten wahnsinnig. Er beschloß, nach Bro zu fahren. Voller böser Ahnungen verließ er das Polizeipräsidium, um

einen Abstecher nach Uppland zu machen. Da war es drei Uhr, und es schüttete immer noch.

Kerstin Holm machte PPP ausfindig: Paula Berglund, die sich bei der Vorstellung, daß ihre Freundin von einem Wahnsinnigen gejagt wurde, daran erinnerte, daß Justine verschiedentlich unerwartet nach Västerås und Karlskrona und vielleicht noch an einen weiteren Ort gefahren war; Petronella af Wirsen, die in lautes Lachen darüber ausbrach, daß Justine der Polizei entwischt war, und annahm, daß sie in ihrer Wohnung in Paris oder in der Villa in Dalarö war; und Priscilla Bäfwer, die sich an verschiedene geheimnisvolle Trips nach Gotland, Södertälje, Halmstad und Trelleborg erinnerte. Die Verwandten waren abweisender und forderten einstimmig die Köpfe der ganzen schwedischen Polizei auf einem gigantischen Tablett. Die verwirrte kleine Justine, sagte die einzige Mitteilsame – eine Tante Gretha, die zufällig aufgespürt worden war –, sie war immer die, die vom Familienmuster abwich, diejenige, die sich nicht für Geld und Macht interessierte, die Mitgefühl mit den armen schwachen Lämmern am Rande der Gesellschaft hatte. Tante Gretha äußerte sich skeptisch über Justines Vermögen; es konnte einfach nicht ihr eigenes sein.

Jorge Chavez quälte sich mit den Zetteln. Er bot seine ganze Energie und seine mathematische Intelligenz auf, um die beiden Notizen zu entschlüsseln, die

Justine Lindberger auf ihrem Schreibtisch im Erbfürstenpalast zurückgelassen hatte. »Bla Viking« und »orphlinse«. Nach Umwegen über zahlreiche denkbare Kodelösungen nahm er den direktesten Weg und fand ein paar Lokale in verschiedenen Teilen Schwedens, die Bla Viking hießen: Cafe Bla Viking in Härnösand, Bla Viking Restaurant & Bar in Halmstad, Cafe Bla Viking in Visby und die Imbißlokale Bla Viking in Teckomatorp und Karlshamn. Härnösand, Halmstad, Visby und Karlshamn waren Hafenstädte. Was den anderen Zettel anbetraf, verfluchte er sich selbst, weil es so lange dauerte, bis er einen Punkt in »orphlinse« einfügte, so daß »orphlin.se« daraus wurde, also der Teil einer Adresse einer schwedischen Internetseite. Es war die schwedische Sektion von Orpheus Life Line, einer internationalen humanitären Organisation, deren besonderes Arbeitsgebiet der Irak war. Der Gesang des Orpheus war so stark und ergreifend, daß er Tote aus dem Totenreich heraufzuholen vermochte, stand in der programmatischen Selbstdarstellung. Dies war das Ideal der Organisation. Und gerade jetzt hatte man sich speziell der Situation im Irak gewidmet, die nach dem Golfkrieg, den Blockaden und den Waffeninspektionskrisen der Lage in einem Totenreich auf erschreckende Weise ähnelte. Man nannte eine ganze Reihe von Punkten, in denen die Menschenrechte nicht eingehalten wurden. Die Organisation hatte es

sich offenbar zum Prinzip gemacht, daß die Mitglieder geheim waren; es war die einzige Möglichkeit, in Saddams Reich einigermaßen ungestört tätig sein zu können. Chavez fragte sich, warum die Adresse von Orpheus Life Line auf Justine Lindbergers Schreibtisch gelegen hatte. War es nur allgemeines Interesse an der Situation in der islamischen Welt, oder hatte es eine tiefer gehende Bewandtnis?

Viggo Norlander kam in die Östermalmshalle, dicht gefolgt von zwei beschämten Kollegen. Der eine, Kriminalassistent Werner, war im Bewachungsfahrzeug auf dem Östermalmstorg sitzen geblieben und hatte die Humlegårdsgata hinuntergespäht, während sein Kollege, Kriminalassistent Larsson, Zitat, »wie ein Schatten an Justine Lindberger geklebt« hatte. Norlanders genauere Nachfrage ergab, daß sich hinter dieser ausgefallenen Formulierung ein Abstand von fünfzehn Metern verbarg, was zwischen Ständen und Verkaufstischen in einer gutbesuchten Markthalle ziemlich viel war. Larsson stand direkt an den Eingangstüren und zeigte in die Halle, in der die erstaunlichsten Tierteile wie defekte Hubschrauber in der streng riechenden Luft schwebten. Justine war irgendwo im hinteren linken Teil verschwunden. Das bedeutete, daß es drei mögliche Stände gab, in denen man verschwinden konnte: einen klassischen schwedischen Delikatessenladen, ein Thai-Restaurant im Miniformat und ein Cafe, das in mikrosko-

pisch kleinen Tassen Kaffee servierte. Nach einigen bis dahin nicht durchgeführten Routinekontrollen kam Norlander zu dem Ergebnis, daß man eigentlich nur durch das Cafe nach draußen gelangen konnte; im Delikatessenladen und im Thai-Restaurant konnte man sich kurzfristig verstecken, aber nur das Cafe war durch einen langen Gang in seinen hinteren Regionen mit der Außenwelt verbunden. Norlander folgte dem Gang, ohne den Blick auch nur einen Moment von dem beschämten Larsson zu lassen. Sie kamen ein Stück unterhalb in der Humlegardsgata heraus und wurden von nassem, stürmischem Wind empfangen. Norlander ging geradewegs zu Werner im Wagen hinauf und gab ihm den gleichen bösen Blick, den Larsson bereits bekommen hatte. Dann kehrte er zurück und schleppte ohne ein Wort den heftig protestierenden Cafeinhaber mit ins Präsidium.

Jetzt saß Fawzi Ulaywi aus Bagdad schwitzend hinter der Glasscheibe eines Vernehmungsraums. Sie sahen ihn vom Korridor aus. Norlander sagte: »Er muß ihr aufgemacht haben. Er muß sie in den hinteren Raum gebracht und aufgeschlossen haben. Er arbeitet allein im Cafe, und die Tür zur Passage, die auf die Humlegardsgata hinausführt, war verschlossen.«

»Was ist er?« sagte Chavez und schaute auf den Ausdruck der Homepage von Orpheus Life Line. »Iraker? Geht es nicht mehr um Saudi-Arabien?«

»Was haben wir über die Häfen gesagt?« fragte Hultin. »Welche sind mehrmals aufgetaucht?«

»Mehrmals ist vielleicht ein wenig übertrieben«, meinte Söderstedt, »aber Bla Viking und Zeugenausagen deuten auf Halmstad, Gotland und möglicherweise Karlskrona/Karlshamn in Blekinge hin, wenn wir die beiden als Einheit betrachten. Aus Halmstad laufen in den nächsten vierundzwanzig Stunden sechs Schiffe aus, von Visby drei und von Blekinge sechzehn.«

»Es gibt wohl nichts, was das eine wahrscheinlicher macht als das andere«, sagte Holm. »Teilen wir uns auf?«

»Wann läuft das nächste Schiff aus?« fragte Hultin. »Und wo ist Hjelm, verdammt?«

»In Bro«, sagte Holm.

»Es ist halb fünf«, sagte Söderstedt. »Wir haben heute noch ein paar Schiffe, die auslaufen. Als nächstes legt die *Vega* um 18 Uhr von Karlshamn nach Venezuela ab, danach um 19 Uhr 45 die *Bay of Pearls* von Halmstad nach Australien und um 20 Uhr 30 die *Lagavulin* von Visby nach Schottland. Das sind die nächsten.«

»Wir brauchen noch ein bißchen mehr, eine kleine Neigung in die eine oder andere Richtung. Eine kleine Zeugenaussage über einen der Orte. Jorge und Arto sollen Kerstin assistieren. Macht den Verwandten Druck. Viggo, du und ich, wir nehmen uns den

Cafeinhaber vor.«

Hultin und Norlander gingen zu Fawzi Ulaywi hinein, dem der Schweiß ausgebrochen war. Hinter seinem starrköpfigen Mienenspiel verbarg sich beherrschte Angst. Als sei er schon früher in dieser Situation gewesen und versuche, nicht daran zu denken, was damals geschehen war. »Mein Cafe«, sagte er. »Mein Cafe steht vollkommen leer. Jeder kann hingehen und mir meine Sachen und mein Geld nehmen.«

»Für den Rest des Tages haben wir eine kompetente Bewachung eingesetzt«, sagte Norlander sardonisch. »Die Polizeibeamten Larsson und Werner.«

Er blieb an der Tür stehen und machte sich groß und brutal. Hultin setzte sich Fawzi Ulaywi gegenüber und sagte ruhig: »Warum haben Sie heute im Laufe des Vormittags Justine Lindberger geholfen zu fliehen?«

»Ich habe nichts getan«, sagte Ulaywi zielstrebig. »Ich verstehe nicht.«

»Kennen Sie die Organisation Orpheus Life Line? Sie ist im Irak tätig.«

Fawzi Ulaywi schwieg. Sein Gesichtsausdruck änderte sich leicht. Ein Hauch von Unruhe zog darüber hinweg und ließ Furchen zurück. Es war deutlich, daß er nachdachte, und zwar sorgfältig. »Es ist zehn Jahre her, seit ich den Irak verlassen habe«, sagte er schließlich. »Ich weiß nicht Bescheid über das, was

heute dort geschieht.«

»Sind diese Orpheus ins Kernwaffengeschäft verwickelt?«

Ulaywi starrte ihn entgeistert an und schien bemüht, Ordnung in die kryptische Information zu bringen. Er sagte nichts. Hultin fuhr fort: »Sie müssen jetzt erzählen. Es ist viel zu wichtig, als daß wir uns mit läppischem Kram aufhalten können.«

»Foltern Sie mich ruhig. Das habe ich schon früher überstanden.«

Hultin sah Norlander an. Norlander zwinkerte ein wenig unsicher. Er hatte nicht die Absicht, jemanden zu foltern. Sollte Hultins Blick das wirklich bedeuten?

Hultin fuhr ruhig fort: »Ich werde jetzt die Namen einiger schwedischer Häfen sagen und sehen, wie Sie reagieren. Halmstad. Karlskrona. Visby. Karlshamn.«

Nur das Schwitzen, die Zielbewußtheit, die notdürftig die Angst verbarg, zehn Jahre Alpträume, die im Begriff waren, wieder wirklich zu werden. Ulaywi versuchte zu denken. Es knackte richtig. »Halmstad«, sagte er schließlich. »Eine Frau kam zu mir ins Cafe und sagte, sie werde von einem Vergewaltiger verfolgt. Ich half ihr zu fliehen. Sie sagte etwas davon, daß sie weg muß, ich glaube, sie sagte Halmstad.«

Norlander und Hultin wechselten Blicke. Hultin

nickte leicht zur Tür hin, und sie gingen hinaus auf den Flur. Während sie sprachen, sahen sie Ulaywi durchs Fenster. Er schwitzte immer noch. Möglicherweise wirkte er ein wenig zufrieden.

»Er gehört dazu«, sagte Hultin. »Er ist irgendwo bei den Schmuggelwegen beteiligt. Er wird nicht mehr sagen. Halmstad können wir abschreiben.«

»Abschreiben?« stieß Norlander hervor. »Aber ...«

»Eine ganz gewöhnliche falsche Spur. Sieh ihn dir an. Das ist kein Mann, der redet.«

Hultin ging zu den Telefonierern hinein. Sie saßen auf drei Räume verteilt, also mußte er dreimal wiederholen: »Blekinge oder Visby. Nicht Halmstad.«

Dann griff er nach einem Mobiltelefon und tippte eine Nummer. »Paul? Wo bist du?«

»Norrtull«, sagte Hjelm aus dem Herzen der Elektronik. »Ich habe in ein paar Haushalten in Bro den Familienfrieden gestört. Nie wieder werden die Frauen ihren Hermans vertrauen. Eine erzürnte Ehefrau hat mich verprügelt.«

»Kein Anhaltspunkt?«

»Keiner von diesen Hermans kann etwas mit Justine Lindberger aus Öfre Östermalm zu tun gehabt haben, wenn es mit rechten Dingen zugeht. Völlig undenkbar.«

»Komm schnell zurück. Wir sind runter auf drei Häfen, Visby, Karlskrona oder Karlshamn. Möglicherweise.«

»Okay.«

Holm kam aus ihrem Zimmer gelaufen. Sie schrie: »Tante Gretha hatte eine Handynummer, die sonst nirgendwo steht.«

Sie hielt Hultin einen Zettel mit einer Nummer hin. Er drückte das Gespräch mit Hjelm aus und wählte die Nummer.

»Ja?« klang es schwach im Hörer. Eine Frauenstimme.

»Justine?« sagte Hultin nur.

»Wer ist denn da?«

»Orpheus«, sagte Hultin auf gut Glück. »Wo sind Sie?«

Einen Augenblick war es still. Dann sagte Justine Lindberger: »Kennwort?«

Hultin sah Holm und Norlander an. Sie schüttelten die Köpfe.

»Bla Viking«, sagte Hultin.

»Verdammt«, sagte Justine und brach die Verbindung ab.

»Verflucht«, sagte Hultin.

»Hintergrundgeräusche?« fragte Kerstin Holm.

Hultin schüttelte den Kopf. Er wählte die Nummer erneut. Keine Antwort.

Er ging in sein Büro und schloß die Tür hinter sich. Es war Viertel vor fünf. In einer guten Stunde würde der Frachter Vega von Karlshamn auslaufen. Sie würden ihn verpassen. Die Information, die nach

Karlshamn wies, war extrem vage: Eine Andeutung von einer Freundin, daß Justine in der Nachbarstadt Karlskrona gewesen war, ein Lokal, das Bla Viking hieß und das vielleicht ab sofort unter Bewachung gestellt werden sollte, doch dann war er gezwungen, die Polizei in Blekinge hinzuzuziehen, und wie sollte er die Lage erklären? Er verstand sie ja selbst nicht richtig. Sollte er die Vega auslaufen lassen oder die Provinzpolizei auf sie ansetzen? Er blieb in seinem Zimmer, seine Schultern wurden von einem unsäglichem Gewicht niedergedrückt.

Kerstin Holm und Viggo Norlander blieben auf dem Flur stehen. Alles kam ihnen nebelhaft vor. In welche Richtung gingen Hultins Gedanken?

Hjelm tauchte auf. Er hatte ein blaues Auge. »Fragt nicht«, sagte er. »Frauen«, fügte er kryptisch hinzu.

»Bro«, sagte Kerstin. »Mir lag etwas auf der Zunge, was Bro betraf.«

»Bri, Bro, Brutze«, sagte Norlander. Er schien aufgegeben zu haben. Er warf einen bitteren Blick hinein auf Fawzi Ulaywi und fuhr fort: »Hier sitzt er und trägt das Schicksal der Welt auf seinen Schultern, und er wird nicht sprechen.«

»Wer ist das?« sagte Hjelm.

»Ist Bro nicht ein ziemlich gewöhnlicher Ortsname?«

»Das ist der Mann, der Justine geholfen hat zu verschwinden«, sagte Norlander. »Iraker. Einer von de-

nen, die sich hinter der angeblichen Menschenrechtsorganisation Orpheus Life Line verbergen. Wahrscheinlich fundamentalistische Spione. Er ist unsere einzige Verbindung zu den Sprengköpfen.«

»Es sind Steuerungssysteme für Atomsprengköpfe«, sagte Hjelm.

»Hat mich jemand gehört?« sagte Holm.

»Man sollte ihn auf seine Sprengköpfe aufspießen«, sagte Norlander. »Ist es nicht moralisch gerechtfertigt, da reinzugehen und ihn unter Druck zu setzen? Und zwar richtig?«

»Wie Wayne Jennings es in einer solchen Lage zu tun pflegt?« sagte Kerstin Holm. »Hat er uns zu seinen Ebenbildern gemacht? So schnell?«

»Was hast du gesagt?« wollte Paul Hjelm wissen.

»Wir sind zu Marionetten des Kentuckymörders geworden«, sagte sie.

»Nein, vorher. Über Bro.«

»Ob Bro nicht ein ziemlich gewöhnlicher Ortsname ist? Meinst du das?«

»Du meinst, daß ich im falschen Bro war? Wo liegen die anderen?«

»Das weiß ich doch nicht. Es war nur ein Einfall.«

»Wenn Herman ein Liebhaber ist und sie sich jeden Dienstag treffen, dann kann es nicht allzuweit entfernt sein.«

»Aber vielleicht ist Herman gar kein Liebhaber. Arto hat sie unter Druck gesetzt, sie mit seinem klei-

nen Kopiertrick überrascht, und sie mußte etwas erfinden, blitzschnell. Vielleicht war Herman sogar der richtige Name in der Eile, und sie mußte es mit der Lüge vom Liebhaber verdecken.«

Sie liefen in Kerstins Büro und schlugen in einem Autoatlas auf. Bro in Uppland, Bro in Värmland, Bro in Bohuslän — und Bro auf Gotland.

»Nur ein paar Kilometer von Visby entfernt«, sagte Kerstin. »Ein kleines Kirchdorf.«

Norlander schaltete den Computer ein und rief das Telefonverzeichnis auf. In dem kleinen Dorf nordöstlich von Visby gab es zwei Hermans.

Hjelm nahm sein Handy und knipste es an. Kerstin nahm es ihm aus der Hand und wählte die erste der beiden Nummern.

»Bengtsson«, sagte jemand in klingendem Gotländisch.

»Herman«, sagte Kerstin. »Hier ist Justine.«

Es wurde still. Je länger das Schweigen dauerte, desto höher stieg die Hoffnung.

»Warum rufst du wieder an?« sagte Herman Bengtsson schließlich. »Ist etwas passiert?«

»Nur doppelte Absicherung«, bekam Kerstin heraus.

»Ich bin unterwegs.«

Sie drückte auf den Ausknopf. Dann ballte sie eine Sekunde lang die Faust. Und sie liefen zu Hultin hinein.

Der Hubschrauber hob fünf Minuten später vom Hubschrauberlandedeck des Polizeipräsidiums ab. Angenehmes Tempo, fand Hultin, der neben Norlander saß und in seinen Papieren las.

»Der Frachter *Lagavulin* verläßt um 20 Uhr 30 den Hafen von Visby. Jetzt ist es Viertel nach fünf. Wir sollten früh genug ankommen.«

»Ist Lagavulin nicht ein Malt Whisky?« sagte Hjelm.

»Der beste«, sagte Chavez. »Extrem rauchig und torfig.«

Die letzten Schären waren unter ihnen zu sehen, ertrunken im strömenden Regen; Hjelm meinte Utö erkennen zu können. Dann waren sie über dem offenen Meer, einem windgepeitschten Meer, fast mehr weiß als schwarz. Der Hubschrauber krängte und schaukelte in dem unermüdlichen Herbststurm. Hjelm warf einen Blick auf den Piloten; sein Gesichtsausdruck gefiel ihm nicht. Auch Norlanders Gesichtsausdruck war nicht besonders vertrauenerweckend.

Hjelm riß einen Helm von der Wand des Hubschraubers und kotzte hinein.

Auch andere kamen nicht ungeschoren davon. Der Pilot verteilte Plastiktüten, um den restlichen Helmbestand zu schonen. Arto Söderstedts weiße Haut wurde nahezu minzgrün, und Hjelm fand, daß sein eigenes zuletzt Erbrochenes die gleiche Farbe hatte. Nur Hultin und Holm gelang es, ihren Mageninhalt

bei sich zu behalten. Eine überaus mediokre Sammlung von Polizisten strömte zu der abgeschirmten Hubschrauberplattform östlich von Visby, wo zwei höchst zivile Mietwagen auf sie warteten. Sie blieben eine Weile stehen und ließen sich vom Regen berieseln. Es war seltsam reinigend. Ihre Gesichtsfarbe normalisierte sich. Sie kehrten ins Leben zurück. Jetzt war nur noch die Frage, was Justine Lindberger im Hafen für sie bereithielt.

Sie fuhren um Visby herum und glitten an der Stadt vorbei die Straße zum Fähranleger hinunter. Sie passierten die großen Gotlandfähren und näherten sich der *Lagavulin*. Das Schiff lag an der äußeren Pier beim nördlichen Wellenbrecher und wurde immer wieder gegen die Autoreifen an der Kaimauer gepreßt.

Die *Lagavulin* war kein richtiger Frachter. Sie war zu klein, eher ein großer Fischkutter. Sie lag ganz allein dort draußen. An Bord war kein Lebenszeichen zu bemerken. Ein Schwarm großer Raubmöven umkreiste das Schiff wie Geier einen Kadaver in der Wüste. Ein Öltanker zog draußen auf der Ostsee vorbei, die Lichter flackerten schwach durch die Sturmwolken; langsam schwankend zog er vorüber wie ein großes, unerreichbares Seeungeheuer. Der Himmel wirkte ungewöhnlich tief, als wollten die dicken Regenwolken die Erdoberfläche ablecken, als befänden sie sich im Kern der Sintflut. Würde auf der anderen

Seite die sonnenbeschienene, reine Klarheit zu finden sein? Oder war sie eine Utopie? Gab es überhaupt noch Platz für Klarheit?

Sie sammelten sich um die Autos, die etwas verdeckt und abseits bei der Hochschule geparkt worden waren. Fast unsichtbar in der Dunkelheit, näherten sie sich der Pier und liefen geduckt darauf entlang. Der vage Ozonduft des Regensturms wurde vom Geruch des Meeres verdrängt.

Sie waren jetzt ganz nahe. Es gab keine Spur einer Wache. Sie sammelten sich um die Laufplanke, tiefend vor Nässe.

Chavez und Norlander gingen zuerst an Bord, schweigend, mit erhobenen Waffen. Danach Hjelm und Holm. Zuletzt Söderstedt und Hultin. Alle Waffen waren entsichert.

Sie gingen am unbeleuchteten Steuerhaus vorbei nach achtern. Das Schiff wirkte verlassen. Da wurden im Unwetter ein paar schwache Stimmen herangetragen. Sie folgten vorsichtig der Stimmenspur, bis sie vor einer Tür neben einer Reihe von Fenstern mit zugezogenen Gardinen standen. Hinter den Gardinen war ein schwaches, flackerndes Licht zu erkennen.

Norlander versuchte, die Festigkeit der Tür einzuschätzen. Sie sammelten sich um ihn. Er ging in Stellung, mit dem Rücken zur Reling. Hjelm drückte vorsichtig die Klinke herunter. Die Tür war verschlos-

sen. Im nächsten Moment trat Norlander sie ein. Ein einziger kräftiger Tritt genügte. Das Schloß blieb noch eine Sekunde hängen und schaukelte im Rahmen, dann fiel es aufs Deck.

In einem speisesaalähnlichen Raum saßen fünf Personen um eine heruntergedrehte Petroleumlampe. Ein junger blonder Mann in Helly-Hansen-Kleidung, drei kräftige dunkelhäutige Männer an der oberen Grenze der mittleren Jahre in dicken Daunjacken – und Justine Lindberger in Regenkleidung. Sie starrte sie entgeistert an. Als sie im Hintergrund Söderstedt erblickte, schien sie aufzuatmen.

»Hands on your heads!« schrie Norlander.

»It's just the Swedish police!« rief Justine den drei Männern zu. Sie und die drei legten die Hände hinter den Kopf.

Der Helly-Hansen-Mann stand auf und sagte auf gotländisch: »Was soll das? Was machen Sie hier?«

»Herman Bengtsson, vermute ich«, sagte Hultin und zeigte mit der Pistole auf ihn. Setzen Sie sich, und nehmen Sie die Hände hinter den Kopf.«

Bengtsson gehorchte widerwillig.

»Durchsuchen«, befahl Hultin.

Norlander und Chavez durchsuchten zügig. Keiner der fünf hatte eine Waffe bei sich. Die Zeichen häuften sich, und sie waren besorgniserregend.

»Sie haben mich angerufen.« Justine Lindberger nickte nachdenklich. Eine gewaltige gedankliche An-

strengung schien in ihrem Kopf vor sich zu gehen.

»Wo ist die elektronische Ausrüstung?« fragte Hultin.

»Was für eine elektronische Ausrüstung?« sagte Herman Bengtsson. »Wovon reden Sie?«

»Wie viele Personen sind außer Ihnen noch an Bord?«

»Niemand mehr«, sagte Justine Lindberger und seufzte. Die Besatzung kommt in einer Stunde.

»Und die Wachen? Sie können doch Steuersysteme für Kernwaffen nicht unbewacht lassen.«

Justine Lindberger saß wie erstarrt. Sie dachte nach. Intensiv. Dann schien ihr etwas klarzuwerden. Sie schloß ein paar Sekunden die Augen. Als sie sie wieder öffnete, war ihr Blick verändert, resigniert, fast traurig. Wie vor einem Hinrichtungskommando. »Wir schmuggeln keine Atomwaffen«, sagte sie. »Im Gegenteil.«

»Jorge, Viggo, Arto. Geht und seht nach. Aber seid vorsichtig.«

Sie verschwanden. Zurück blieben Jan-Olov Hultin, Paul Hjelm, Kerstin Holm, Justine Lindberger, Herman Bengtsson und die drei dunkelhäutigen Männer mit vom Tod gezeichneten Blicken.

Justine sprach, als hinge ihr Leben davon ab, daß sie genau die richtigen Worte wählte: »Herman und ich gehören der Menschenrechtsorganisation Orpheus Life Line an, die im Irak tätig ist. Wir müssen

versteckt arbeiten, die Feinde sind mächtig. Eric gehörte auch zu uns. Er starb, ohne etwas preiszugeben. Er war stärker, als ich mir vorstellen konnte.«

Dann machte sie eine Geste in Richtung der drei Männer. »Diese Männer sind hohe Offiziere der irakischen Armee. Sie sind desertiert. Sie haben extrem wichtige Informationen über den Golfkrieg, und weder Saddam noch die USA werden zulassen, daß sie bekannt werden. Sie sind auf dem Weg in die USA, um sich dort unter den Schutz einer großen Medienorganisation zu stellen. Von dort sollen die Informationen an die Öffentlichkeit gelangen, um auf keinen Fall unterdrückt werden zu können. Die amerikanischen Medien sind die einzige Kraft, die stark genug ist, um Widerstand zu leisten.«

Hultin sah Hjelm an, Hjelm sah Holm an, Holm sah Hultin an.

»Sie müssen uns gewähren lassen«, sagte Justine Lindberger. »Jemand hat Sie hinters Licht geführt. Jemand hat Sie benutzt.«

Hjelm sah Wayne Jennings vor seinem inneren Auge, der sagte: »Das werden sie nie erfahren.« Ihm war zum Kotzen zumute.

»Wenn das so ist, sind sie Ihnen auf der Spur«, sagte Kerstin Holm. »Wir müssen Sie hier rausbekommen.«

»Wir können das Schiff keinesfalls auslaufen lassen«, sagte Hultin. »Es muß genau untersucht wer-

den. Also nehmen wir Sie jetzt mit, und zwar unverzüglich.«

»Es ist Ihre Pflicht, uns jetzt zu schützen«, sagte Justine Lindberger und sah sehr, sehr müde aus. »Sie haben sie hierher geführt – jetzt müssen Sie uns mit Ihrem Leben schützen.«

Hultin betrachtete sie mit tiefem Bedauern und ging rückwärts in Richtung der zerstörten Tür. Er wich zur Seite. Holm kam heraus, dann Herman Bengtsson, die drei Männer, Justine und Hjelm.

Sie standen draußen an Deck. Der Wind heulte. Der Regen peitschte.

Sie bewegten sich vorsichtig auf die Laufplanke zu.

Da geschah es, wie auf ein Kommando.

Herman Bengtssons Kopf wurde abgerissen; sein Körper stürzte aufs Deck, Blut sprudelte. Die drei Männer wurden von einem Kugelhagel gegen die Wand des Führerhauses geschleudert. Die Daunenjacken färbten sich rot, Daunen flogen. Die Männer sanken wie Gliederpuppen zusammen. Kerstin warf sich über Justine; sie dachte nicht, sie war ein lebender Schild. Sie fühlte, wie eine Kugel ihre Schulter streifte und sich nur wenige Zentimeter entfernt in Justines rechtes Auge bohrte. Blut spritzte in Kerstins Gesicht. Ein letztes Ausatmen.

Hultin war versteinert. Er blickte zur Stadt hinauf, die sich wie eine erleuchtete ferne Burg des Jüngsten Gerichts weit drüben erhob.

Hjelm hielt die Pistole im Anschlag. Sein Körper drehte sich und drehte sich, doch es gab nichts, worauf er hätte zielen können, gar nichts. Er steckte die Pistole zurück ins Schulterhalfter und hatte plötzlich eine Ahnung davon, wie es sein mußte, vergewaltigt zu werden. Er legte die Arme um Kerstin, die leise schluchzte.

Blutige Daunen wirbelten wie in einem Alptraum über den Hafen von Visby, der ansonsten vollkommen ungerührt dalag.

Als sei nichts geschehen.

Gunnar Nyberg verspürte einen immer stärkeren Druck auf der Blase. Er hatte mehrere Stunden auf einem Stuhl im Keller des Polizeipräsidiums gesessen, fast ohne sich zu bewegen. Seine Aufmerksamkeit hatte keine Sekunde nachgelassen. Die beiden Wachen hatten ein paar Stunden Black Jack gespielt, dann waren sie abgelöst worden, und jetzt saß ein neues Paar da und spielte Black Jack.

Die Einförmigkeit war mit anderen Worten monumental, und die Kellerarchitektur trug fraglos einiges dazu bei. Die Wände waren lieblos in einem hellgelben Ton gestrichen, die Leuchtröhren, deren Oberseite von einer dünnen Staubschicht bedeckt war, verbreiteten ein widerwärtiges Licht im Gang, und jetzt hatte ihn auch noch der Druck auf die Blase eingeholt.

Es wurde Essen für Wayne Jennings gebracht. Ein Gefahrenmoment. Die Suppenschale blieb so lange auf dem Tisch der Wachen stehen, bis kein Dampf mehr aufstieg. Sie waren mitten in einer Black-Jack-Partie, die noch Tage zu dauern schien.

»Ist Black Jack nicht ein ziemlich schnelles Spiel?« veranlaßte ihn seine pralle Blase zu sagen. »Mit ein paar simplen Karten bis einundzwanzig, und dann fertig?«

Die Wachen sahen ihn finster an. Dann nahmen sie

das Tablett mit der Suppenschale, dem Brot und dem Milchbecher und machten sich bereit.

Sie gingen hinein. Sie schlossen die Tür hinter sich ab. Nyberg blieb im Gang sitzen. Er nahm seine Dienstwaffe, entsicherte sie und richtete sie mit seiner gesunden linken Hand direkt auf die massive Tür. Er fürchtete das, was dort hervordringen würde. Er saß fünf Meter von der Tür entfernt, und er würde schießen, um zu töten.

Die Zeit schlich. Die Wachen blieben weg. Mit jeder Sekunde wurde seine Gewißheit größer. Der Druck der vollen Blase wurde hinter die Kulissen verbannt.

Die Tür glitt auf.

Wayne Jennings sah tatsächlich ein bißchen überrascht aus, als er Nyberg dort sitzen und mit der Pistole direkt auf sein Herz zielen sah.

»Gunnar Nyberg«, sagte Jennings höflich. »Wie angenehm.«

Nyberg stand auf. Der Stuhl fiel mit einem Geräusch, das durch den Gang hallte, das Echo eines Fallens, das sich in der Höhle des Löwen breitmachte.

Er hielt die Waffe fest auf das Herz gerichtet. Jennings trat einen Schritt näher.

Gunnar Nyberg schoß. Zwei Schuß direkt ins Herz. Wayne Jennings wurde nach hinten durch den Gang geschleudert. Er lag still.

Nyberg tat ein paar Schritte auf ihn zu. Die Pistole

blieb auf den Körper gerichtet.

Dann stand Wayne Jennings auf.

Er lächelte. Sein Eisblick lächelte nicht.

Ein Zittern durchfuhr Nyberg. Er stand zwei Meter entfernt. Er entleerte das Magazin in den Körper des Kentuckymörders. Wieder wurde Jennings zurückgeschleudert und blieb liegen.

Gunnar Nyberg war jetzt ganz nahe.

Die Einschußlöcher leuchteten wie schwarze Funken auf seinem weißen Hemd. Er lächelte.

Nyberg drückte erneut ab. Die Pistole gab nur ein Klicken von sich. Er warf sie fort. Dann nahm er Maß für einen Aufwärtshaken. Diesmal würde Jennings nicht wieder aufstehen.

Er schlug in die Luft. Da war niemand. Dann durchfuhr ein ungeheurer Schmerz seinen Körper. Er hätte nie gedacht, daß sein großer Körper derart haltlos beben könnte. Er lag auf dem Boden, Jennings drückte einen Punkt in seinem Nacken. Er starrte nach oben in Jennings' Gesicht. Es war ernst.

»Vergiß mich jetzt«, sagte Wayne Jennings. »Du mußt mich aus deinem Bewußtsein ausradieren. Sonst findest du nie Frieden.

Er ließ ihn los. Nyberg versuchte, sich in eine sitzende Stellung aufzurichten, aber das Beben hielt an.

Das letzte, was er hörte, bevor alles schwarz wurde, war eine Stimme, die sagte: Ich bin Niemand.

Der Regen hatte nicht aufgehört. Einige Straßen in Stockholm waren gesperrt. Einige denkmalgeschützte Häuser waren schwer beschädigt worden und hatten geräumt werden müssen. In bestimmten Vororten war es noch schlimmer. Ganze Wohnbezirke standen unter Wasser. Der Sturm hatte in Teilen Schwedens die Stromversorgung und das Telefonnetz lahmgelegt. Etwas, was einem Katastrophenzustand ähnelte, begann Form anzunehmen.

Das Polizeipräsidium war jedoch noch intakt. Obgleich die »Kampfleitzentrale« ihre Führungszeichen zurückbekommen hatte. Die Dinger flatterten wie höhnische Vampire durch den Raum.

»Ich hätte auf den Kopf schießen sollen«, sagte Gunnar Nyberg. »Einen einzigen Schuß hätte ich ihm wohl in den Schädel verpassen können. Scheiße, wie blöd.«

»Du konntest nicht wissen, daß die Wachen kugelsichere Westen trugen«, sagte Hultin. »Und schon gar nicht, daß er eine davon angezogen hatte.«

»Ich hätte sie daran hindern sollen, zu ihm hineinzugehen.«

»Es gibt manches, was wir hätten tun sollen«, sagte Hultin düster. »Und vor allem manches, was wir *nicht* hätten tun sollen.«

Er betrachtete Nyberg von seinem Katheder aus. Er

sah wirklich jämmerlich aus. Außer dem Nasenschutz und dem Gips am Handgelenk trug er nun auch noch eine große Halskrause. Gunnar Nyberg sollte natürlich nicht hier sein; er hätte seine Krankschreibung ausnutzen und seine doppelte Gehirnerschütterung durch Schlaf auskurieren sollen. Doch nichts schien ihn von hier fortbringen zu können.

Hultins Eulenbrille saß an ihrem Platz, doch abgesehen davon war er nicht mehr der alte. Seine neutrale Unberührtheit war wie weggeblasen. Er wirkte kleiner als sonst; die Landesvaterzeit war vorüber. Vielleicht würde es ihm gelingen, sich vor seiner Pensionierung noch einmal aufzurütteln.

Als er sprach, war seine Stimme langsam, schleppend, fast ein wenig greisenhaft: »Sowohl Gunnar als auch die Wachen haben keine bleibenden Schäden davongetragen. Gunnars Polizeiausweis, den Jennings benutzte, um das Präsidium zu verlassen, wurde ein paar Stunden später in einem Papierkorb auf Arlanda gefunden. Das war ein kleines Zeichen an ans. Ein Dank für die Hilfe, nehme ich an.«

Er machte eine Pause und blätterte in seinen Papieren. Es ging mühsam. Schließlich fuhr er fort: »Es waren mindestens drei identische Präzisionsautomatikwaffen mit besonders effektiver Munition, deren Wirkung wir gesehen haben. Man kann annehmen, daß sie uns ganz einfach im Hubschrauber nach Visby folgten, sich an uns hängten bis zum Ha-

fen und sich anschließend an einer geeigneten Stelle oben in der Stadt installierten. Vielleicht war es eine produktive Zusammenarbeit zwischen dem CIA und Saddam, das werden wir nie erfahren. Und wir werden ebenfalls nie erfahren, was die drei desertierten Offiziere über den Golfkrieg zu enthüllen hatten. Vor allem müssen wir es vergessen. Die Leichen sind versorgt. Wie ihr wißt, mußten wir die Sicherheitspolizei hinzuziehen; sie haben den Fall von jetzt ab in der Hand. Die Medien haben nichts mitbekommen, und jetzt sitzen wir da: Selbst wenn wir wollten, was sollten wir der Presse sagen? Der Fall wird als ungelöst ad acta gelegt werden, die Leute werden weiter Waffen kaufen und Wachdienste anheuern. Und vielleicht tun sie recht daran. Und ihr wißt ja, was Fawzi Ulaywi gesagt hat, als wir ihn freiließen, ich werde es nie vergessen: »Satans Mörder!« Er hatte ja recht. Und jetzt ist seine Identität vermutlich enthüllt. Vielleicht gelingt es ihm noch, unterzutau-chen und einer Hinrichtung zu entgehen, vielleicht nicht. Er, Herman Bengtsson und das Ehepaar Lindberger waren die schwedische Orpheus Life Line. Jetzt ist von der Filiale nichts mehr übrig.«

Er verstummte. Er sah alt und fertig aus. Sie hatten den Fall gelöst, restlos aufgeklärt, aber jetzt würde er, Hultin, fallengelassen werden – wie ein erfolgloser Palmemordermittler. Vielleicht würden die Forderungen nach seinem Rücktritt zu stark werden.

Und sie waren berechtigt – wenn auch aus ganz anderen Gründen. »Ist noch etwas?« fragte er.

»Justine Lindbergers Konten wurden wenige Stunden nach ihrem Tod geleert«, sagte Arto Söderstedt. »Wir können nur hoffen, daß es die Orpheus Life Line war, die die Reste ihres Kapitals gerettet hat. Oder es ging als Gehaltserhöhung an Wayne Jennings. Lindbergers große Wohnung fällt jetzt an die ohnehin schon reiche Familie, Orpheus verliert sein schwedisches Hauptquartier und seine Zentrale. Außerdem vier seiner loyalsten Mitarbeiter. Und manches andere.«

Söderstedt sah zur Decke auf. Auch er sah ganz und gar fertig aus. »Ich habe sie behandelt wie ein Aas«, sagte er still. »Dabei war sie eine Heldin.«

»Die *Lagavulin* war leer«, sagte Chavez und sah klein und nichtssagend aus. »Es waren natürlich keine Steuersysteme für Kernwaffen an Bord. Und Link-Coop ist ein stinknormales Import- und Exportunternehmen in der Computerbranche, völlig legitim. Der Vizedirektor Henrik Nilsson bedauert zutiefst, daß ihr souveräner Sicherheitschef Robert Mayer verschwunden ist. Er hat die Gelegenheit benutzt und eine Vermißtenmeldung aufgegeben.«

»Benny Lundberg ist heute morgen gestorben«, sagte Kerstin Holm. »Sein Vater war da und hat den Respirator abgeschaltet. Er ist festgenommen worden und sitzt eine Etage unter uns.«

Gunnar Nyberg stand mit einem Ruck auf und verließ den Raum. Sie sahen ihm nach. Sie hofften, daß er nicht vorhatte, hinunterzugehen und den unglücklichen Lasse Lundberg totzuschlagen.

Hjelm saß schweigend da. Er hatte nichts zu sagen. Es gab nichts zu sagen. Er grübelte über den Begriff »wortloser Schmerz« nach.

Hultin fuhr fort: »Wir wissen, daß Lamar Jennings seinen Vater rund eine Woche beschattet hat. Es kann nicht besonders schwer gewesen sein, Robert Mayer zu finden: Er steht im Telefonbuch. Schon am Tag nach seiner Ankunft in Schweden fertigte Lamar den Schlüssel zu dem Lagerraum an. Er muß Wayne Jennings bereits damals gefolgt sein; vielleicht beging Wayne Jennings schon damals einen Mord, vielleicht gibt es Scharen von Hingerichteten, die wir nie entdecken werden. Etwas veranlaßte Lamar auf jeden Fall, den Schlüssel nachzumachen – und aus irgendeinem Grund wußte er, daß sein Vater in jener schicksalhaften Nacht mit Eric Lindberger im Schlepptau dort auftauchen würde. Wir wissen nicht, wie – und nicht, warum – Lindberger Jennings nach dem Treffen im Riche zum Freihafen begleitete, und nicht, warum sie sich im Riche trafen. Vielleicht glaubte Lindberger, daß es um Orpheus ging; die Mitglieder sind ja geheim. Es gibt überhaupt ziemlich viel, was wir nicht wissen.«

Hultin machte eine Pause und fuhr in gemessene-

rem Tonfall fort: »Der Kalte Krieg ist vorbei. Was wir an seiner Stelle bekommen haben, ist fast noch schlimmer, weil wir nicht verstehen, was es ist. Die Welt schrumpft, und wir scheinen mehr als alle anderen zu schrumpfen. Wir haben vorbildliche Polizeiarbeit geleistet, das kann uns in der Trauer ein Trost sein, doch das reicht nicht. Uns ist eine Reihe politischer und psychologischer Fehleinschätzungen unterlaufen, die zeigen, daß wir nicht richtig Schritt halten mit dem Lauf der Welt. Die Gewaltkriminalität von internationaler Art gleitet uns aus den Händen. Die blinde Gewalt ist ein Spiegel der zielgerichteten Gewalt. Lamar Jennings war eine Zerrspiegelversion seines Vaters. Böses Blut kehrt wieder und geht um, wie man zu sagen pflegt.«

Paul Hjelm lachte plötzlich. Es war ein Hohnlachen, das sich gegen ihn selbst richtete. Nicht einmal das Sprichwort war richtig gewesen. Wayne Jennings hatte ihn korrigiert.

»»Der Plumpsack geht um«, heißt es«, sagte er und wischte sich die Tränen ab. Es waren nur scheinbar Lachtränen.

Sie betrachteten ihn einen Moment. Sie wußten, wie er sich fühlte, und gleichzeitig begriffen sie, alle, wie sie da waren, wie unmöglich es eigentlich ist, jemals auch nur das Geringste von einem anderen Menschen wirklich zu verstehen.

»Haben wir noch etwas vergessen?« sagte Hultin.

»Die USA haben auf jeden Fall einen Serienmörder weniger«, sagte Kerstin Holm und lachte grimmig. »Ein anderer Serienmörder serienmordete ihn. Wieder einmal erweist Wayne Jennings sich als the Good Guy.«

»Das Resultat zählt«, sagte Hjelm. Es gab keine Worte mehr, die seine eigenen waren. Nichts war mehr sein eigenes. Alles war okkupiert. Er war eine kleine Modelleisenbahn, die in einem geschlossenen Bereich immer im Kreis fuhr.

»Ja dann«, sagte Jan-Olov Hultin und erhob sich. »Ich muß jetzt pissen. Wir können nur hoffen, daß Gott bald ein Einsehen hat.«

Sie wollten nicht richtig auseinandergehen. Es war, als ob sie die gegenseitige Nähe brauchten. Doch schließlich wurden sie in die Welt hinaus geschickt, ebenso einsam, wie sie hineingekommen waren, und ebenso einsam, wie sie sie wieder verlassen würden. Hjelm und Holm waren die letzten in der Reihe.

Paul hielt Kerstin kurz vor der Tür fest. »Ich habe noch etwas, was dir gehört«, sagte er und kramte in seiner Briefftasche. Er zog das Foto des alten Pastors hervor und reichte es ihr.

Sie sah ihn an. Es war unmöglich zu sagen, was sie dachte. Da waren Trauer, Schmerz – und eine Kraft, die glatt das Dunkel durchdrang. »Danke«, sagte sie nur.

»Wisch es ab«, sagte er. »Er hat Wayne Jennings'

Fingerabdruck auf der Nase.«

»Jahn & Halm«, sagte sie und lächelte. »In einer anderen Welt hätten wir ein echtes Komikerpaar abgeben können.«

Er beugte sich vor und küßte sie auf die Stirn. »Wir sind eins«, sagte er.

Gunnar Nyberg ging tatsächlich hinunter zu den Arrestzellen. Er kam kochend vor Zorn aus der »Kampfleitzentrale« und wußte nicht, wohin mit seinem Zorn. Dreimal hatte ein Sohnesmörder ihm körperlichen Schaden zugefügt. Jetzt war da ein anderer Vater im Haus, der seinen Sohn ermordet hatte. Als Jennings verschwand, kam Lasse Lundberg an dessen Stelle. Nybergs erster Impuls war, Bennys Vater all das zuzufügen, was Lamars Vater zuzufügen ihm mißlungen war. Er schüttelte alle Proteste der Wachen ab und betrat den Arresttrakt. Er war schon bei Lundbergs Zelle, als er innehielt. Er sah durch die Klappe. Lasse Lundberg saß mit den Ellenbogen auf den Knien, das Gesicht in den Händen vergraben. Die ganze Gestalt bebte unkontrolliert. Nyberg betrachtete ihn ein paar Sekunden. Dann wandte er sich abrupt um, eingedenk der Sünden eines gewissen anderen Vaters.

Er fuhr nach Östhammar. Es war weit. Er hatte viel Zeit zum Nachdenken, aber seine Gedanken waren in die Nachwehen einer doppelten Gehirnerschütterung eingehüllt. Dieser Job, der ein ruhiger und schöner Fall in Erwartung der Pension werden sollte. Kein persönliches Engagement, keine Risiken, keine übertriebenen Überstunden. Abnehmen und ruhiges Dahinvegetieren. Und was war statt dessen

daraus geworden, verdammt?

Norrtäljevägen stand unter Wasser. Die Fahrbahn hatte mehr flüssige als feste Form. Bergauf kamen ihm die Wassermassen entgegen, bergab glitt er mit ihnen. Es kam ihm nach und nach lächerlich vor.

Er passierte Norrtälje. Er passierte Hallstavik und Grisslehamn in einiger Entfernung, dann war er in Östhammar. Es war ein stilles und entvölkertes kleines Dorf. Die Ferienstockholmer waren wieder in der Stadt, Östhammar war als das identifizierbar, was es tatsächlich war, ein kleines Bauerndorf.

Mit Hilfe der überaus detaillierten Polizeikarte gelangte er weiter und weiter aufs Land. Die Wege waren beinah unpassierbar. Die Räder drehten im Matsch durch. Es schüttete unverdrossen. An einer Stelle mußte er aussteigen; das linke Hinterrad des Renault steckte in einem wahren Krater fest. Er wurde stocksauer und schaffte es, in seiner Wut die Scheißkarre herauszuheben.

Kurz darauf kam er an einen Bauernhof. Das Gehöft tauchte auf der Kuppe einer kleinen Anhöhe auf, und es kam ihm so vor, als sei sie nicht einfach zu meistern. Er gab Gas und nahm Schwung. Er schaffte es mit Mühe und Not.

Neben der Scheune stand ein Traktor, dessen gewaltiges Hinterrad zur Hälfte im Schlamm versunken war. Ein großgewachsener Mann mit gelbgrüner Schirmmütze, blauen Arbeitshosen und grünen Stie-

feln, die Schuhgröße 54 haben mußten, hockte daneben. Er hatte Nyberg den Rücken zugewandt, der gerade aus dem Wagen stieg und im strömenden Regen stehenblieb. Der Mann schlug mit der Faust gegen den Traktor, der daraufhin noch ein Stückchen tiefer in den Matsch sank. Da wurde er fuchsteufelswild und schimpfte: »Scheißtraktor!«

Und dann hob er den Traktor aus dem Loch.

In dem Moment erkannte Gunnar Nyberg, daß er hier richtig war.

Er trat ein paar Schritte näher. Schließlich hörte ihn der große Bauer. Er drehte sich um. Eine gigantische Mumie näherte sich im wasserfallartigen Regen, ein Anblick, der jeden normalen Menschen umgeworfen hätte. Doch nicht diesen Bauern. Er kam ihr entgegen. Bald sah Nyberg sein Gesicht. Er war um die Fünfundzwanzig und sah exakt aus wie er selbst in dem Alter. Aber er war nicht Mister Sweden – er war Bauernbursche. Und er sah aus, als ginge es ihm bedeutend besser, als es Mister Sweden gegangen war.

Ein paar Meter vor Gunnar Nyberg hielt er plötzlich inne. Erkannte Tommy Nyberg sich selbst oder seinen Vater? »Vater?« sagte er mit Donnerstimme.

Gunnar Nyberg wurde von einer warmen Welle durchströmt. Der nächste Schritt würde alles entscheiden.

Tommy Nyberg kam ganz dicht heran und nahm

ihn genauer in Augenschein. Dann zog er seine Arbeitshandschuhe aus und streckte ihm die Hand hin. »Seh ich richtig? Vater, verdamme mich! Und immer noch Bulle, wie ich sehe?«

Nyberg befühlte den Nasenschutz mit seiner gesunden linken Hand. Dann streckte er sie aus und bekam eine linkische Begrüßung zustande. Er brachte kein Wort heraus.

»Was tust du hier? Aber komm rein, verdamme mich. Hier ist es ein bißchen naß.«

Sie wanderten durch den Morast des Hofplatzes, an der Scheune vorbei, am Traktor vorbei, an einem Schaukelgestell in einer wassergefüllten Senke auf dem Hausgrundstück vorbei; die Autoreifen schwammen, die Ketten hingen schlaff.

»Jaja«, sagte Tommy mit einem breiten Lachen. »Du wirst ihn gleich treffen.«

Sie näherten sich dem ein wenig heruntergekommenen Wohnhaus. Es war nicht besonders groß und nicht besonders imponierend. Hier und da ragten an provisorisch reparierten Stellen Bretter über die Kanten hinaus, die alte rote Farbe blätterte kräftig ab. Schimmelbefall sorgte für zusätzliche Flecken. Patina, dachte Gunnar Nyberg; es war eine Behausung, die ihm sehr behagte.

Sie stiegen zum Söller hinauf. Die Treppe knarrte bedenklich, zuerst unter Tommy, dann unter Gunnar. Dann kamen sie hinein, direkt ins Eßzimmer.

Ein dünnes blondes Mädchen um die Zwanzig saß an dem großen Küchentisch und fütterte ein kleines blondes Dickerchen auf einem Kinderstuhl.

Sie warf eine widerspenstige Haarsträhne zurück und starrte das Riesenduo verwundert an. Der Junge begann sofort zu weinen, als er den bandagierten Großvater sah.

»Tina und Benny«, sagte Tommy, während er sich die Vierundfünfziger von den Füßen zerrte. »Das hier ist mein Vater. Er tauchte aus dem Sturm auf.«

»Heißt er Benny?« fragte Gunnar Nyberg. Er stand noch im Eingangsflur.

»Gunnar?« sagte Tina unsicher. »Dein richtiger Vater?«

»So muß man ihn wohl nennen«, dröhnte Tommy, gab Benny einen hörbaren Schmatzer, so daß der Kleine abrupt verstummte, und setzte sich dann krachend an den Tisch. »Trotz allem«, fügte er mit einem breiten Lachen hinzu.

»Komm rein«, sagte Tina und stand auf. »Steh nicht nur da.«

Gunnar Nyberg zog die Schuhe aus und schlich hinein. Er setzte sich in angemessenem Abstand von dem Kind. Er fühlte sich unwohl.

»Hej«, sagte Tina und streckte die Hand quer über den Tisch. Nyberg führte wieder seine linkische Begrüßung aus; diesmal ging es ein bißchen besser. »Hej«, sagte er leise.

Eine Weile war es still. Es hätte ein beklemmendes Schweigen sein können, doch das war es nicht. Alle drei sahen ihn an, neugierig, nicht feindselig.

»Das ist dein Opa«, sagte Tommy schließlich zu dem einjährigen Benny, der aussah, als wollte die Auskunft einen weiteren Weinanfall hervorrufen. Aber ein Löffel Brei von der Mutter lenkte ihn ab.

»Nun«, sagte Tommy. »Wo hast du gesteckt?«

»Ich wußte nicht, daß du hier wohnst«, brachte Nyberg heraus. »Es ist ja ziemlich lange her, seit wir uns zuletzt gesehen haben.«

»Jaja, jetzt bist du auf jeden Fall hier. Möchtest du einen Kaffee?«

Nyberg nickte. Sein Sohn verschwand in der Küche. Er sah ihm nach.

»Er hat davon geredet, mit dir Kontakt aufzunehmen, seit wir hierhergezogen sind«, sagte Tina und stopfte Benny noch einen Löffel Brei in den Mund.

»Hat er sonst noch etwas gesagt?«

»Nur, daß sie früh an die Westküste gezogen sind und daß du versprochen hättest, keinen Kontakt aufzunehmen. Aber warum, weiß ich nicht.«

Gunnar Nyberg zog die Augenbrauen hoch. Zum erstenmal spürte er deutlich den Schmerz in der Nase und in der Hand. Er fuhr durch ihn hindurch, wie ein Wind. Wie eine vage Reminiszenz an den durch Wayne Jennings' Griff hervorgerufenen Nervenschmerz. Oder eher, wie wenn eine Langzeitbetäubung nach-

läßt.

»Weil ich ein unglaublich schlechter Vater war«, sagte er kurz und bündig.

Sie nickte, und dann betrachtete sie ihn neugierig. »Stimmt es, daß du Mister Sweden warst?«

Er lachte lange und polternd. Es war, als sei die Stimme nach einer Zeit im Exil zurückgekehrt. »Man sollte es nicht glauben, was?« lachte er und fügte etwas stiller hinzu: »Ich hätte gern darauf verzichtet, kannst du mir glauben.«

Er betrachtete Bennys kräftigen kleinen Körper. Das Kind entwand seiner Mutter den Löffel und warf damit nach ihm. Er fing ihn in der Luft auf. Der Brei spritzte auf seine Kleidung. Es kümmerte ihn nicht.

»Willst du ihn mal halten?« fragte Tina.

Der Enkel wurde zu ihm hinübergehoben. Der Junge war schwer, kompakt. Vermutlich würde er ein Riese werden.

Böses Blut kehrt wieder und geht um.

Das war falsch. Man konnte den Kreis des Bösen durchbrechen.

Es stimmte nicht mal, daß der Plumpsack umging.

Es gab so etwas wie Vergebung. Erst jetzt verstand er das.

Tommy kam aus der Küche. Die Kaffeekanne hoch erhoben. Auf der Türschwelle blieb er verblüfft stehen und zog sich das nasse Käppi vom Kopf. »Aber verdam mich, Vater«, sagte er. »Weinst du?«

Paul Hjelm trat aus dem Präsidium. Er blieb einen Augenblick vor dem Eingang stehen; ein Gefühl sagte ihm, daß etwas nicht stimmte. Dann ging er wieder hinein, um seinen Schirm zu holen.

Er kam von neuem heraus. Aber er war davon überzeugt, daß er fast einen Monat im Inneren des Schiffs umhergeirrt war. Jetzt war er wieder draußen. Es war eine richtig kalte Herbstnacht.

Er spannte den Schirm auf; die kleinen Polizeilogs blickten machtlos auf ihn herab – der Regen schien horizontal und von allen Seiten zugleich zu kommen. Nach ein paar Metern auf der überfluteten Bergsgata war der Schirm zerfetzt; er warf ihn an der Treppe zur U-Bahn in einen Papierkorb.

Er hatte Ray Larnar angerufen und ihm bedenkenlos den Fall bis ins kleinste Detail erzählt. Die Konsequenzen waren ihm scheißegal.

Larnar hatte zugehört, ohne ein einziges Wort zu äußern. Am Ende sagte er nur: »Was Sie auch tun, Jalm, suchen Sie nicht weiter. Sie werden sonst wahnsinnig.«

Er würde nicht weitersuchen, aber er würde *weiterdenken* – das würde er nicht abstellen können, das *wollte* er nicht abstellen. Der Fall K. würde für immer in seinem Bewußtsein bleiben. Oder im Unterbewußtsein. Er hielt unheimliche, furchtbare Ein-

sichten bereit, an die er gerade nur gerührt hatte. Und Einsichten waren trotz allem von Vorteil; er war Rationalist genug, um daran festzuhalten. Die Frage war nur, welche Wirkung auf die eigene Psyche man ihnen gestattete. Und in diesem Fall bestand die Gefahr, daß sie ihn wahnsinnig machen würden, soviel sah er ein.

Wayne Jennings hatte eine dem Anschein nach hoffnungslose Unterlegenheit in einen glockenreinen Sieg gewendet, und Hjelm spürte widerwillig einen Stich von Bewunderung.

Und wer konnte eigentlich sagen, ob es ein Fortschritt oder ein Rückschlag war? Wer wußte heute, zu welchen Konsequenzen die Enthüllungen der drei irakischen Offiziere geführt hätten, wenn die Medien sie verbreitet hätten? War es wirklich so, daß allein die Medien es mit der militärischen und wirtschaftlichen Macht aufnehmen konnten? Oder waren eher die Medien selbst die einzige reale Bedrohung? Und war der Fundamentalismus die einzige reale Alternative zum entfesselten freien Markt? Nichts, was er sah, wirkte besonders attraktiv.

Was war wertvoll im menschlichen Leben? Welche Art Leben wünschen wir uns, und welche Art Leben wünschen wir für andere? Welchen Preis bezahlen wir dafür, so gut zu leben, wie wir es tun? Sind wir bereit, diesen Preis zu entrichten? Und was tun wir, wenn wir nicht dazu bereit sind?

»Ich habe ein halbes Jahr lang den Baß nicht gekitzelt«, hatte Jorge gesagt und ein paar Saiten auf einem fiktiven Kontrabaß gezupft. »Jetzt fahre ich nach Hause und spiele die ganze Nacht, bis die Polizei kommt und mich mitnimmt.«

Menschen waren in ihren Armen gestorben, Köpfe vor ihren Augen vom Rumpf getrennt worden, das Blut der Opfer hatte sie gezeichnet, und niemand außerhalb ihres eigenen engen Kreises würde jemals davon erfahren. Was konnten sie tun? Spielen. Und ihre ganze geschwärzte Seele ins Spiel legen. Irgendwohin mußten sie damit.

Er kaufte eine Abendzeitung und fuhr das klitzekleine Stück vom Rathaus bis zum Hauptbahnhof. Er las die Schlagzeilen. »Noch keine Spur vom Kentuckymörder. Polizei verteidigt Passivität unter Hinweis auf Sparmaßnahmen und Personalmangel.«

Es war Mörner gewesen, der sich geäußert hatte. Hjelm lachte so laut, daß die Leute im U-Bahnwagen ihn anstarrten. Es interessierte ihn nicht.

Auch das Spiel hinter den Kulissen, das jetzt folgen würde, interessierte ihn nicht. Im Moment empfand er nur ein Bedürfnis: die Ohrstöpsel in die Ohren zu stopfen und in einem U-Bahnsitz zu versinken.

Meditations mit John Coltrane. Er trat in den vagen Zustand auf halbem Weg zwischen Wachen und Schlafen ein, den kleinen privilegierten Raum des Friedens.

Etwas war vor kurzem nach Schweden hereingekommen. Glaubten wir. Die Wahrheit war, daß es längst hier war und nur noch geweckt zu werden brauchte.

Er würde sich ein Klavier anschaffen. Dieser Entschluß reifte, als er durch den regenschweren Vorort lief. Die einheitlich ausgerichteten Hausfassaden betrachteten ihn durch die fliegenden Nebel. Er ging langsam und kümmerte sich nicht um den Regen. Sollte er ruhig in jede Pore eindringen.

Es schien kein Mond. Es war lange her, seit er einen richtigen Mond gesehen hatte. In den USA hatte er keine Zeit gehabt, zum Himmel zu schauen. Er war Kerstin auf eine Art und Weise nahegekommen, wie er es nicht erwartet hatte. Irgendwo in seinem Innern hatte er sich nach ihr gesehnt, aber seine infantilen Träume von einer seichten Bettgeschichte hatten sich in etwas völlig anderes verwandelt. Wurde er alt? Oder war er im Begriff, erwachsen zu werden?

Er kam zu dem Reihenhaus. Es sah grau und trist aus, genauso unpersönlich wie die Hochhäuser, allerdings mit dem Hauch einer Statuserhöhung. Alles war Fiktion. Nichts war das, was es dem Anschein nach war.

Vor allem war es nicht grau und trist. Nicht im Innern. Das war immerhin etwas. Eine kleine Spur von Versöhnung mit dem, was hinter ihm lag.

Er hatte, wie Larner es ausgedrückt hatte, ganz allein »the fucking Kentucky Baby« gefangen. Naja. Der Impuls jedenfalls war von ihm ausgegangen. Zwei Impulse. Daß der eine Mörder davongekommen war, das war nicht sein Fehler, es war mehr ein Naturgesetz. Zumindest konnte er sich das eine Weile einbilden.

Auf dem Sofa saß Cilla. Eine Kerze brannte vor ihr. Sie las in einem Buch.

»Du kannst doch bei diesem Licht nicht lesen«, sagte er. »Du verdirbst dir die Augen.«

»Nein«, sagte sie und legte das Buch zur Seite. »Das ist eine von diesen verbreiteten Unwahrheiten. Man verdirbt sich nicht die Augen, wenn man bei zu wenig Licht liest. Es kann nie zu wenig Licht werden.«

Er lächelte vage und ging zu ihr. »Warte, setz dich noch nicht«, sagte sie und verschwand. Sie kam mit ein paar Handtüchern zurück und legte sie aufs Sofa. Er setzte sich darauf.

»Ich hätte sie doch selbst holen können«, sagte er.

»Ich wollte sie holen«, entgegnete sie. »Wenn das in Ordnung ist.«

Eine Weile war es still.

»Was liest du?« fragte er schließlich.

»Dein Buch«, sagte sie und hielt Kafkas *Amerika* in die Höhe. Du kommst ja doch nie zum Lesen.«

»Wie gefällt es dir?«

»Knifflig«, sagte sie. »Aber wenn man erst einmal

reingekommen ist, kann man es nicht mehr weglegen. Wenn man glaubt zu verstehen, genau dann versteht man, daß man nichts versteht.«

»Ich verstehe«, sagte er nur.

»Tust du das?« sagte sie.

Sie lachten beide.

Sie berührte seine Kleider. »Du bist wirklich naß«, sagte sie. »Ich ziehe sie dir aus.«

»Du brauchst nicht...«

»Doch«, sagte sie. »Ich brauche.«

Sie zog ihn langsam aus. Er erlaubte sich, es zu genießen, vorbehaltlos.

»Ich finde bestimmt Zeit, jetzt ein bißchen mehr zu lesen«, sagte er, während sie ihm die Hose abpellte. »Und ein bißchen mehr Zeit füreinander bekommen wir auch.«

»Ihr habt diesen Montanamörder aber doch immer noch nicht gefaßt?«

»Kentuckymörder.«

»Wann kriegt ihr ihn denn eigentlich?«

»Nie«, sagte er ruhig.

Sie zog ihm seine Unterhose aus und warf sie auf den klatschnassen Kleiderhaufen auf dem Fußboden. Dann betrachtete sie ihn. »Du siehst gar nicht so übel aus, Paul Hjelm«, sagte sie. »Für einen Beamten im niederen Dienst und in mittleren Jahren.«

»Und du siehst auch nicht so übel aus«, sagte er. »Wie du merkst.«

Sie lachte und fing an, sich auszuziehen. Er streckte die Hand nach der Kerzenflamme aus.

Er löschte sie und verbrannte sich. »Au, verdammt«, sagte er.

»Du bist so tolpatschig«, lachte sie und legte sich neben ihn.

Er betrachtete den Docht, dessen Glut langsam erlosch, bis kein Licht mehr da war.

»Es kann nie zu wenig Licht werden«, sagte Paul Hjelm und gab sich hin.

Draußen strömte der Regen weiter.